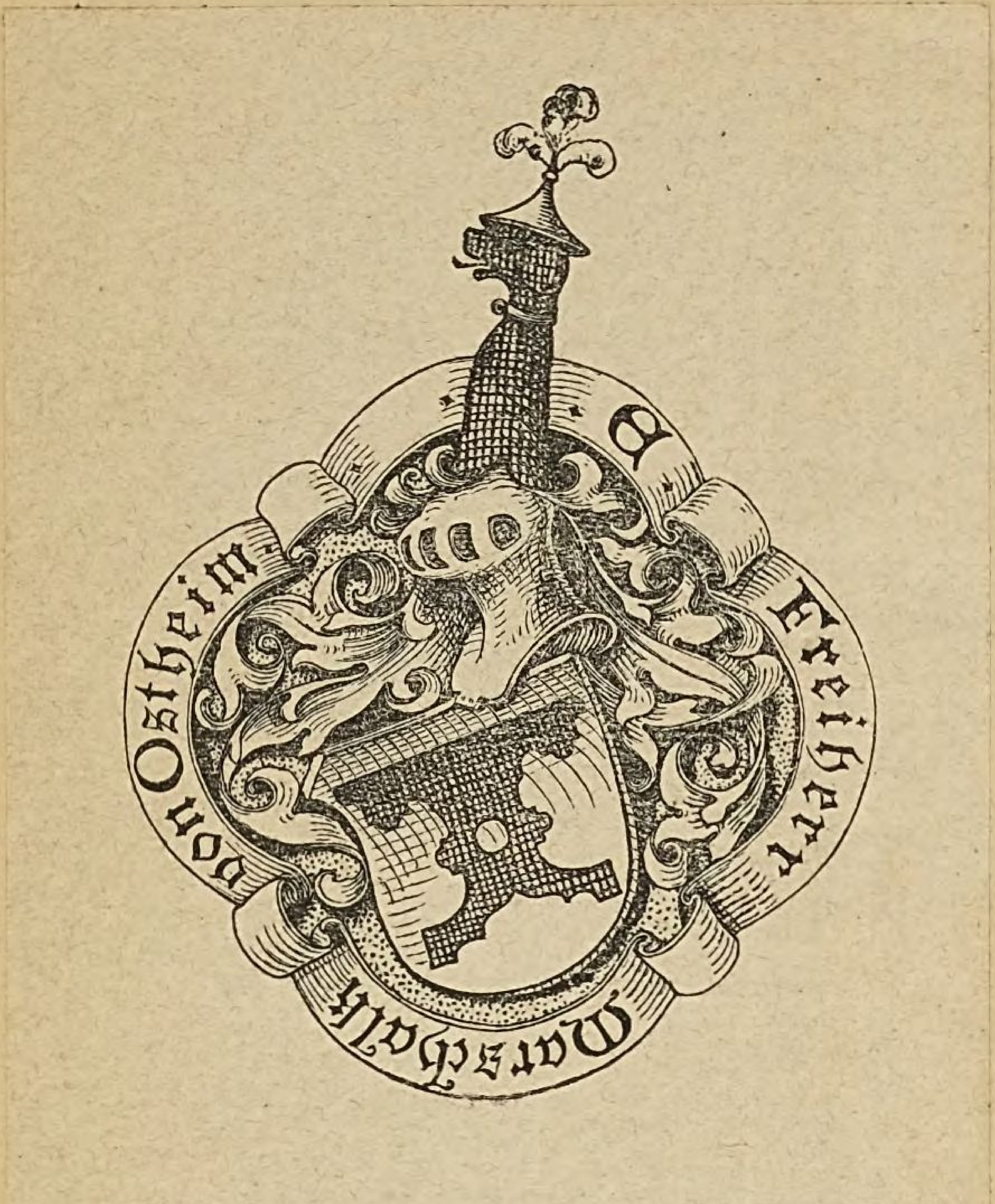
M. v. O.
H. 1.
o. 20



M. v. O.
H. 1.
-.20

Onom. o. 39.

Die
Deutschen und Franzosen
nach dem Geiste ihrer
Sprachen und Sprüchwörter

von

J. Venedey.

Fürchte Gott, Thue Recht, Scheue Niemand.

Heidelberg,
Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter.
1 8 4 2.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Meiner Schwester

Gertrude Venedey

in

Cöln.

Oft habe ich bei einzelnen Darstellungen des folgenden Werkes an Dich denken müssen. Ich sah Dich schaffend und liebend dem alten Vater zur Seite stehen, und fühlte in mir den Nachklang so mancher Stunde, der Du den Stempel des schönsten Andenkens aufzudrücken gewußt hattest. Ein Andenken aber ist des andern werth. Laß das folgende Büchlein Dich recht oft an den Bruder erinnern und halte lieb

Deinen

J. V.

Paris im Dezember **1841.**

Vorrede.

Die Sprache ist das Herz des Volkes, die Sprüchwörter aber sind die Adern, die das Blut nach allen Theilen des Körpers hinleiten.

Suchet in's Herz hineinzuschauen, und ihr werdet Deutschland, deutsche Art und deutsches Wesen erkennen; greift an die Pulse seiner Adern, und Ihr werdet sehen, daß es gesund und lebenskräftig.

„Wo ist Deutschland? Wo ist Euer Vaterland?“ —

In den Hallen deutscher Sprache! Dort werden Euch seine Ruhe und sein Ernst, seine Kraft und seine Mannbarkeit, seine Poesie und sein Gemüth klar; dort lernt Ihr ahnen, daß das Volk dieser Sprache berufen ist, das Höchste und Schönste zu leisten, und den Völkern, die dereinst den Bund der Menschheit bilden werden — nicht als Herr und Meister zu gebieten, sondern als Bruder den Brüdern in Recht und Gerechtigkeit, in Wahrheit und Pflichtgefühl voranzuschreiten.

In dem Buche der Gesetze der Weisheit auf der Straße, in dem deutschen Wahr- und Sprüchworte lebt das reinste, unverfälschteste Gefühl des deutschen Volkes, ächt deutsches Denken und Sein. Aber leider in der Regel auch nur auf der Straße hat sich die Weisheit des Volkes, deutsches Denken und Handeln erhalten. In den Salons französelt man; in den Gerichten denkt man römisch; in den Cabineten welscht man mit Macchiavel, so oft man überzeugen mögte, droht auf russisch, so oft das Ueberzeugen nicht gelingen will.

Eine wunderbare Sprachverwirrung entstand bei dem babylonischen Thurmbaue des deutschen Kaiserthums, so daß noch heute in den höhern Regionen deutschen Staats- und Gesellschaftslebens alle Sprachen der Welt wiederklingen, und die wenigen übriggebliebenen deutschen Laute immer mehr zu übertönen drohen. In den untern Regionen aber, im Volke, auf der Straße, am Familienherde und auf dem Rathhause lebt noch deutsches Wesen, herrscht noch die ehrliche, biedere deutsche Sprache. Das Herz spricht da zum Herzen; die Liebe, die Freundschaft, der Gottglaube und die Pflichtreligion tönen in derselben wieder und verkünden in ihr die schönsten, erhabensten Gesetze eines zukünftigen deutschen Volksweisthums, die Grundlagen, die Urwahrheiten einer zukünftigen Menschheitsgesetzgebung.

Die Zeit wird kommen, wo die Deutschen einsehen lernen werden, daß sie nur zu lange bei den Fremden suchten,

was sie zu Hause im Ueberflusse und in ganz anderer Art besaßen. Der Reiche verkannte seinen Reichthum, und borgte bei einem Bettler, der sich unter der zerbrochenen Krone und hinter dem zerrissenen Purpurmantel längst hingegangener Cäsaren für deren Nachkommen auszugeben wußte, und falsche Münzen in ihrem Namen feil bot. Das Anleihen, das Deutschland in seinen Gesetzen bei jenem stolzen Kaiserbettler, Rom, machte, verdrängte die kernhaltige Münze deutscher Art, so daß diese am Ende bei Zöllnern und Einnehmern keinen Werth mehr hatte, und nur die fremden Scheinpfennige als vollgültig angenommen wurden. So verschwand das ächte Gold deutschen Lebens aus den Salons, aus den Gerichtssälen und aus den Cabineten, und behielt nur als Denkmünze in dem engen Kreise deutschen Familienlebens und unter den der großen Welt ferne stehenden Bauern und Handwerkern einigen Werth.

Noth aber thut es, daß die falsche Münze als solche erkannt werde und das ächte Gold an ihre Stelle trete. Ich habe es gesucht, wo es am reinsten sich erhalten hat, in Sprache und Sprüchwort. Dort liegt es in schweren Stangen unbenutzt, und wartet der Zeit, wo es gemünzt, das falsche Geld wieder verdrängen soll. Und täuschen nicht alle Zeichen, so ist die Zeit nahe.

Und dann werden deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutsche Kernart wieder den Franzosenton aus den Salons, das Römerwort aus den Gerichtssälen, das welsche Flüstern und den russischen Fluch aus den Cabineten austreiben.

Der Himmel gebe seinen Segen dazu!

Nur am Gegensatze aber erkennt man die Wahrheit, nur am Steine erprobt man das Gold. Diesen Gegensatz, diesen Probestein fand ich in der französischen Sprache und in dem französischen Sprüchworte. Es ist ferne von mir, auf unsere Nachbarn mit Verachtung herabzusehen. Im Gegentheile erkenne ich mit Freude ihre guten Eigenschaften an, und gestehe gerne, daß sie Manches haben, was dem Deutschen Noth thut. Grade deswegen würden beide Völker im Bunde ein wunderbar vollkommenes Ganzes bilden, eines dem andern gebend, was ihm abgeht, eines des andern Blößen deckend, eines des andern Fehler wieder gut machend.

Ob ein solches Bündniß möglich werden wird, hängt von dem Benehmen beider Völker ab, und daher wäre es ein Glück wenn beide sich recht klar über dessen Nothwendigkeit würden, was nicht ausbleiben kann, wenn sie wechselseitig ihre starken und schwachen Seiten erkannt, wenn sie beide begriffen, wie viel eines von dem andern lernen, wie sehr eines das andere halten und tragen kann.

Das klar zu machen, war mit meine Absicht, und wo es nicht gelungen, wird man wenigstens die gute Absicht gelten lassen müssen.

Aber wenn auch Deutschland und Frankreich zu einem Bunde eines auf das andere angewiesen sind, so muß deswegen deutsches Wesen nicht weniger strenge von französischem getrennt bleiben. Hand in Hand dürfen Mann und Weib

zusammengehen, aber Schmach dem Weibe, das den Mann, dem Manne, der das Weib nachäffen wollte!

Jedes Volk trägt nur in sich selbst den Keim seiner Lebenskraft; sucht es denselben außer sich, so ist es um seine Zukunft geschehen. Das Anleihen, das Deutschland bei Rom machte, hängt wie die Kugel des Sclaven an seinem Fuße; und ein ähnliches Anleihen Deutschlands an Frankreich würde wieder Jahrhunderte der Freiheit, der Selbstständigkeit, der Größe kosten. Aus dem eignen Busen muß jeder Mensch und auch jedes Volk schöpfen, und deswegen lernt Euch selbst kennen, lernt begreifen, was deutsch ist, und was als fremdes Flittergold Euch aufgeschwatzt wurde.

In Sprache und Sprüchwort aber lebt deutsches Wesen; dort enthüllt sich die Vergangenheit, dort wird die Gegenwart klar, dort lernt man die Zukunft ahnen. Die Weisheit auf der Straße sind die sibyllischen Bücher des deutschen Volkes, und wo Menschenklugheit nicht ausreicht, da sucht in ihnen Rath, denn sie sind die Urquelle deutscher Art. Deswegen aber auch müssen sie die Vorstudien, die Grundlage der Gesetze der Zukunft Deutschlands sein, wenn Deutschland wieder Deutschland werden soll. Aber wie jene heiligen Bücher Roms werden auch die der deutschen Weisheit auf der Straße immer weniger, so oft der Genius Deutschlands sie dem deutschen Volke zur Annahme bietet. Der gegenwärtige Augenblick ist gewiß für die Zukunft Deutschlands entscheidender als je einer, und vielleicht zum letztenmal bietet das Geschick dem deut-

schen Volke die Möglichkeit, wieder zu dem zu werden, wozu es ursprünglich berufen war, zu dem Volke des Rechts und der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Pflicht.

Die sibyllischen Bücher deutscher Weisheit aber lehren Euch, was deutsch und was undeutsch, was ächt und was falsch, was deutsches Recht, deutsche Freiheit und deutsche Pflicht sind. Dort habe ich sie aufgesucht, mit innerm Glücke mich im fremden Lande an ihnen erlabt; und mein Lohn würde groß sein, wenn es mir gelänge, in den folgenden Schilderungen auch Andern diesen Schatz der Weisheit und des ächten deutschen Volksthums zugänglich gemacht zu haben. —

J. V.

I.

Sprache.

I. Wort- und Satzbildung.

Ein geistreicher Schriftsteller hat gesagt: „Der Styl ist der Mensch.“ — Die Sprache ist das Volk, heißt diese Wahrheit von dem Einzelnen auf die Gesammtheit übertragen. Eine Vergleichung der verschiedenen Sprachen würde beweisen, daß sie das treueste Bild des durch sie vertretenen Volkes sind, und die zwischen ihnen obwaltenden geringern oder größern Verschiedenheiten würden eben so viele Zeugen für diese Wahrheit sein.

„Sprich, und ich sage dir, wer du bist.“ Ein Wort genügt, wenn dies Wort einen der Lebenselemente des Volksgeistes andeutet. Die Romanen, die Germanen und die Slaven sind heute die Hauptstämme Europa's. Der Gedanke Gott ist eines der Urelemente des geistigen Lebens der Menschen und der Völker. Bei diesem Worte aber könnte man den Geist der Völker beschwören, und würde ihn erkennen. Die romanische, die französische Sprache antwortet Dieu, und denkt dabei Ruhm, Glanz und Genuß[1], die Sprache der Slaven antwortet Bog und denkt an Glück und Reichthum[2], die der Deutschen endlich sagt Gott, und denkt an Alles, was Gut und Rein ist[3]. —

So aber durchlebt und durchglüht die ganze Sprache der Geist des Volkes, das sie geschaffen, das sie angenommen hat. Jede ihrer Eigenheiten ist der Leib für eine geistige Eigenthümlichkeit des Volkes. Im Einzelnen und im Ganzen tritt das Wesen, der Gedanke in der Form hervor; jede Bewegung, jeder Ton verrathen die innere Stimmung, den Geist.

Wort- und Satzbildung beruhen für alle Völker auf gewissen allgemeinen Grundregeln der Sprachlogik, aber neben diesen allgemeinen Re-

---

[1] Dieu, Διος, Deus. Sanscrit, Div, was glänzt und erquickt.
[2] Bog, Gott und Reichthum, Indisch Bhagas. Glück, Geschick.
[3] Gott. — Gut. Sanscr. Cuddhas. Rein, tugendhaft.

geln herrschen eine Menge anderer, besonderer Gesetze, und diese sind das Werk jedes einzelnen Volkes. Die allgemeine Sprachlogik ist der Gottgedanke, der den Geist zu fesseln scheint, der ihn zwingt, sich in eine gewisse Form zu finden; aber bei der besondern Anwendung dieser Logik tritt die individuelle Freiheit des einzelnen Volkes hervor, und hier greift dann jedes nach dem, was ihm am nächsten liegt, was ihm am besten zusagt. —

Die Logik aller Sprachen erkennt die verschiedenen Wechselverhältnisse unter den Menschen die handeln, die thätig, leidend oder vermittelnd auftreten, an; jede Sprache unterscheidet die Geschlechtsbedingungen zwischen Mann und Weib, gibt sich Rechenschaft darüber, ob von einem Einzelnen oder von Mehreren die Rede ist, ob eine Handlung in diesem Augenblicke stattfindet oder bereits stattgefunden hat, oder noch stattfinden wird. Ein Gesetz herrscht für Alle in Bezug auf diese großen, unerläßlichen, allgemeinen Grundregeln der Sprache; aber die Anwendung dieser Grundregeln, dieses allgemeinen Gesetzes auf die besondern Fälle, die Unterabtheilungen in diesen großen Schichten, bleiben den einzelnen Völkern überlassen, und wie man in jenen den Finger Gottes erkennt, so verrathen diese den Geist der Völker.

Wie alle Sprachen, so haben natürlich auch die deutsche und französische ihre Regeln zur Bezeichnung der Wechselbeziehungen zwischen den Menschen. Aber der Franzose geht dabei einfacher zu Werke, als der Deutsche; er weiß sich zu behelfen und einzurichten, er macht sich's im engen Raume so bequem als möglich, und vermeidet überflüssige Anstrengung. Der Deutsche declinirt nicht nur den Artikel, sondern auch das Hauptwort selbst. Letzteres hält der Franzose für überflüssig. Das ist schon die deutsche Pünktlichkeit, die bei Leibe nichts vergessen möchte; während der Franzose es nicht so genau nimmt, sondern rasch auf das Ziel zustrebt, sich an dem Allernothwendigsten hält, und den Rest über Bord wirft.

Nur für die Mehrzahl hielt auch der Franzose eine Unterscheidung nothwendig, aber auch hier macht er sich die Arbeit so leicht als möglich. Ein einfaches s, das er überall anhängt, um die Vielheit anzudeuten, tritt an die Stelle der verschiedenen Regeln über Abänderung in der Endung und in den Vokalen, die der Deutsche für nöthig hält, und mit denen er sich geduldig selbst belastet.

Ein Radicalunterschied zwischen beiden Völkern tritt aber schon bei der Auffassung der Geschlechtsverhältnisse in der Sprache hervor. Der Franzose kennt nur zwei Geschlechter, männlich und weiblich; der Deutsche kennt ein drittes, das Sächliche. Die Sache ist eigentlich geschlechtlos, und so liegt also selbst eine gewisse Logik darin, kein geschlechtloses Geschlecht anzunehmen. Wenn daher die französische Sprache Alles, was der Natur nach geschlechtlos, Alles, was sächlich ist, auch ohne Geschlechtsbezeichnung, ohne Artikel, auftreten ließe, dann müßte man diese scharfe Logik gewiß gerechtfertigt finden. Aber dem ist nicht so. Der Franzose verwirft das sächliche Geschlecht, und klassifizirt dann alle Sachen als männlich oder weiblich.

Das Geschlecht der Sache, das die Sprache anerkennt, ist eine Art Individualisirung, eine Art Vergeisterung der Sache selbst; nicht nur der Mann, nicht nur das Weib, sondern auch die Sache werden dadurch gleichsam zu schaffenden Begriffen, erhalten Lebensfähigkeit und Zeugungskraft. Nur auf einer gewissen Höhe der Metaphysik kommen die Völker zu diesem geistigen Geschlechtsbegriffe der Sache. Die französische Sprache war nicht auf derselben, als sie das Geschlecht der Sache von sich abwies. Sie sah nur den materiellen Begriff des Geschlechtsunterschiedes zwischen Mann und Weib, und warf die Sachen bald dem Manne, bald dem Weibe zu, da sie nicht ahndete, daß eine spiritualistische Ansicht der Verhältnisse einen geschlechtlichen Unterschied zwischen Mann, Weib und Sache machen könne.

Die practische Auffassung und der Materialismus der Franzosen treten schon hier sehr klar hervor. In Bezug auf Mann und Weib selbst aber ist die französische Sprache viel strenger, viel schärfer als die deutsche. Nicht einen Augenblick erlaubt jene dem Manne, daß er ein Mann, und dem Weibe, daß sie ein Weib ist, zu vergessen. Der Mann sagt: Je suis allé, und die Frau: Je suis allée, während beide im Deutschen von sich selbst sprechend, nicht an das Geschlecht denken. Der Baum der Erkenntniß und das Feigenblatt! Sprechen dagegen die Franzosen oder Französinnen nicht von sich selbst, sondern nur von ihnen zugehörigen Sachen und Gegenständen, so nehmen sie's viel weniger genau, ja selbst weniger genau als die Deutschen. Son livre kann eben so gut das Buch einer Dame, als das eines Herrn sein, wogegen der Deutsche unterscheidend Ihr oder Sein Buch sagt. Die scharfe Auffassung des Eigenthums, die Bedeutung, die dasselbe im deutschen Wesen hat,

mögen mit an diesem Gegensatze schuld sein; doch ist die französische Auffassung der Geschlechtsverhältnisse die Hauptsache; nur für die Menschen selbst blühte der Apfel der Erkenntniß, und ist daher auch nur für sie das Feigenblättchen nothwendig. —

Die practische, rein materialistische Eintheilung der Geschlechtsbestimmungen in nur männliche und weibliche, die Ausschließung eines unbestimmten Geschlechts, zwingt dann die Sprache, jede Handlung dem einen oder andern Geschlechte zuzuschieben. Die Möglichkeit unentschieden zu lassen, diese Möglichkeit, die die Mysterien der Natur, die Geheimnisse des Glaubens achtet, kennt der Franzose nicht. Selbst Gott und die Natur müssen sich eines der beiden Geschlechter wählen: *Il* tonne, *il* neige, *il* pleut, vergessen nie, daß der Gott, der donnert, ein Mann, während die deutsche Sprache den Schleier des Geheimnisses in: Es donnert, Es schneit, unberührt läßt.

In Bezug auf die Zeitverhältnisse unterscheidet dagegen die französische Sprache wenigstens für die Vergangenheit viel schärfer als die deutsche. Für das französische prétérit défini: je reçevais, und das prétérit indéfini: je reçus hat der Deutsche ebenso wie für das französische antérieur rélatif, j'avois reçu, und antérieur défini: j'eus reçu, nur eine Form: Ich erhielt, und: ich hatte erhalten. Es ist auffallend, daß hier die römische und die englische Sprache, die eine die kräftige Mutter aller romanischen, die andere ihr letzter, jüngster und rüstigster Sohn, eben so wie die deutsche, jene scharfe Unterscheidung vernachlässigen, während alle andern romanischen Sprachen, italienisch, spanisch, portugiesisch, ungefähr ebenso, wie die französische, für das was man sich als vergangen dennoch in einer Art Verbindung mit der Gegenwart, und für das, was man sich ohne allen Zusammenhang mit der Gegenwart denkt, andere Formen haben. Es liegt darin eine Art Angst, das Vergangene vollkommen aufzugeben, ein Streben, es mit einem letzten Faden an die Gegenwart wieder anzuknüpfen, die fast auf ein Haschen nach dem, was nicht mehr ist, hindeuten. Es sieht so aus, als ob es diesen Sprachen schwerer würde, das Vergangene aufzugeben, während der Römer, der Engländer, der Deutsche ruhiger zu sagen scheinen: „Was hin ist, ist hin, und abgemacht."

Dieses Zergliedern der Vergangenheit, dieses Hineinziehen derselben in die Gegenwart, das Hängen an Etwas, was nicht mehr ist, erregt

ein trübes Gefühl, und könnte fast wie ein Zweifel an der Zukunft aussehen. Jedenfalls aber bekundet es ein Festhalten an dem, was man einmal hat, ein Abmühen, es so lange, als immer möglich, nicht ganz fahren zu lassen, das bei dem sprüchwörtlichen Leichtsinn der Franzosen auffallen könnte, wenn dieser Leichtsinn überhaupt so ganz wahr wäre, wie es die Redensart glauben machen möchte, und wenn sich dann derselbe nicht am Ende ganz gut mit dem practischen Streben nach Besitz und Genuß vertrüge. Dieser Geist des Besitzens und Genießens scheint aber die in die Gegenwart hinüberspielende Vergangenheit der romanischen Sprachen des Festlandes erfunden zu haben, während Rom, England und Deutschland mit der Vergangenheit abschließen, sobald sie aus der Gegenwart herausgetreten ist. —

Die Zukunft ist dagegen viel stiefmütterlicher behandelt, und wenigstens erkennt die französische Sprache keine bedingte Zukunft an. Der Franzose kann nicht sagen: „Wenn ich dies und jenes sein oder haben werde!" Er kann sich wohl etwas wünschen: si j'avais, er kann die Zukunft selbst in die Gegenwart hineinziehen und sagen: „si j'ai le temps, je viendrais etc.," aber er darf sich sprachlich nicht in die Zukunft hinein denken, er darf nicht sagen: si j'aurai le temps! Es ist das Folge derselben Grundansicht, desselben Lebensprincipes: Gegenwart, augenblicklicher Genuß, Heute! deßwegen theilt der Franzose die Vergangenheit ein, um so viel als möglich von ihr in die Gegenwart hineinzuziehen, deßwegen greift er der Zukunft vor, um sie ebenfalls an den heutigen Tag zu fesseln. Es ist, als ob sie eine Galgenmahlzeit hielten, als ob sie alle Tage ihr Armensünderglöcklein läuten hörten. Zum Glücke aber für Frankreich läutet dasselbe schon tausend Jahre, und wird wohl noch eine Weile läuten. Aber das verhindert nicht, daß schon die Sprache den Character des französischen Wesens, Gegenwart, Genuß, ein Leben von einem Tage auf den andern klar genug andeutet. —

In der Satzbildung tritt der Geist beider Sprachen ebenso unverholen hervor. Die Stellung, die jedes Wort einnimmt, ist, so oft ein Unterschied stattfindet, Folge der Denkart des Volkes. In Bezug auf die Stellung des Beiwortes besitzt der Franzose eine Freiheit, wie sie der Deutsche nicht kennt; der Franzose setzt das Adjectiv dem Substantiv vor oder nach, und nur ausnahmsweise bedingt die Stellung eine an-

dere Bedeutung des Beiwortes un homme pauvre und un pauvre homme, une femme sage und une sage femme. Der Deutsche aber setzt die Eigenschaft stets vor das Wort, dem sie zukommt. Es liegt eine Art Stabilität in dieser Stellung, dann erhält die Eigenschaft selbst durch ihre Stellung fast eine größere Bedeutung. Doch kann man im Gegentheile diese Ordnungsliebe, diese feste, stabile Stellung des Eigenschaftswortes auch für Unbeholfenheit, für eine überflüssige Aengstlichkeit ansehen. Man hat die Wahl, und Eins und Anderes würde nicht weniger ächt deutsch dem Franzosen gegenüber erscheinen.

In der Stellung des Fürwortes aber ist der Unterschied schon charakteristischer. Das Fürwort vertritt die Personen. Die deutsche Sprache, und auch wohl die natürliche Logik der Sprachen, denkt sich zuerst den Handelnden, den Redenden, dann die Handlung selbst, und zuletzt den, auf den die Handlung Bezug hat. „Ich mache ihm, — er macht mir.“— Die französische Sprache zieht beide Personen in den Vordergrund, und läßt die Handlung selbst in den Hintergrund treten. „*Je lui* fais, *il me* fait.“ Es liegt in dieser Satzform viel mehr Eitelkeit als in der logischen Wortstellung der Deutschen; der Personenstolz, der Personenegoismus ist hier schon angedeutet, und tritt anderswo in der Sprache noch viel klarer hervor.

Die Stellung der Verneinung in der französischen und deutschen Sprache ist ebenso bezeichnend. Der Deutsche wirft dieselbe in der Regel an's Ende des Satzes, der Franzose zieht sie in den Anfang desselben hinein; jener scheint fast nur nothgezwungen sein Nicht endlich fallen zu lassen, während dieser es sogar verdoppelt (ne-pas) und dann trotzig mit ihm in den Vordergrund tritt. „Sagen Sie mir es nicht.“ — *Ne* me le dites *pas*!“ oder „Ich habe es nicht gethan.“ — „Je *ne* l'ai *pas* fait“ u. s. w.

Bedeutender als all das aber ist der Satzbau beider Sprachen im Allgemeinen. Der der französischen Sprache ist einfach, durchsichtig und an feste Regeln gebunden; der deutsche verwickelt, oft dunkel und der unbedingtesten Freiheit genießend. Die französische Durchsichtigkeit ist ein Vortheil, den die neuere deutsche Literatur sich mit Recht anzueignen sucht. Wo die deutsche Sprache übrigens klar sein muß und will, steht ihr nichts im Wege. Aber die geheimnißvollen Hallen ihres Periodenbaues bergen so viele Schönheiten, so viel Poesie und Kunst, daß dagegen die offenen Straßen der französischen Sprache nicht ankommen, wenn sie auch oft rascher zum Ziele führen mögen. Die französische Sprache sagt stets ihr letztes

Wort, die deutsche läßt immer noch ein Weiteres ahnden. Die Freiheit selbst, die die deutsche Sprache bietet, ist eine geordnete, in der sich alle Theile umfassen, und endlich zu einem Ganzen werden. — Die deutsche Art, den Satz mit dem Zeitworte zu schließen, in den Perioden das Ende mit dem Anfang zu verbinden und Alles als Ein Ganzes zusammenzufassen, ist das klarste Bild deutschen Wesens, deutscher Denk- und Handlungsart. Der Deutsche fürchtet nicht leicht zu spät zu kommen, denn er lebt nicht nur für Heute auf Morgen. Nicht mit jedem Tage, nicht mit jedem Gedanken schließt er die Rechnung ab; er umfaßt sie Alle in ihrem Zusammenhange, und erst wenn er das Ergebniß des Ganzen kennt, spricht er sein Urtheil; erst wenn er die letzte Hand an's Werk gelegt hat, ruht er von der Arbeit aus. Die französische Sprache schafft fabrikartig jedes Gliedchen, jeden Ring, jede Schraube gesondert; die deutsche ist eine Künstlerin, die Alles selbst macht und am Ende ein Kunstwerk vollendet hat. Das dauert zwar länger, ehe es fertig ist, aber gerade deswegen auch länger, ehe das fertige Werk sich abnutzt. Der Franzose ist dann in seinen luftigen Straßen an eine so strenge academische Polizei gewohnt, daß er nicht um ein Haar breit von der Linie, die ihm gezogen ist, abweichen darf. Keine Wortversetzung, keine Inversion ist ihm erlaubt, und wäre eine solche noch so bezeichnend, noch so practisch, und müßte eine Ermangelung sich noch so flacher, noch so prosaischer Umschreibungen bedienen [1]. Nur Satzinversionen erlaubt die Sprache ausnahmsweise [2]. Die Freiheit der französischen Sprache ist somit eine Art Staatsfreiheit, eine Art Freiheit im Großen, aber keine Hausfreiheit, keine Detailfreiheit; die Sprache erlaubt ihren Bürgern gleichsam Sitz und Stimme im großen Rathe, aber daheim herrscht eine sehr strenge Hausregel, ein schweres Pantoffel-Regiment. Die deutsche Sprachfreiheit ist eine bürgerliche und Hausfreiheit zugleich; im Großen und im Kleinen darf der Deutsche, so lange er den allgemeinen göttlichen Gesetzen der Sprachlogik huldigt, die Sprache zwingen, dem Geiste sich zu unterwerfen. Jeder der deutsch spricht, ist souverain, und ordnet und fügt die Sprache nach seinem Willen, nach seinem Bedürfnisse. Wer Einen französischen Schriftsteller lesen kann, der findet bei Keinem mehr Anstoß. Der Unterschied zwischen Allen

---

[1] Nicht er hat es gethan. *Ce n'est pas lui qui* l'a fait.

[2] Tout ce que je ferai, vous l'immiterez.

ist kein wesentlicher in Bezug auf die Sprache selbst, wenn auch die Auffassung, die Rundung der Sätze, die Feinheit der Wendungen diesem oder jenem Schriftsteller Frankreichs einen eignen Stempel in Bezug auf seine Sprache und seinen Styl zu geben im Stande sind. Aber, wie gesagt, das verhindert nicht, daß im Ganzen ein Franzose wie der andere schreibt. Im Deutschen schreibt dagegen nicht ein Schriftsteller wie der andere, ist die Sprache eines Lessing von der eines Johannes von Müller, eines Jean Paul von der eines Göthe, die Börne's von der Heine's, die Kant's von der Hegel's so himmelweit verschieden, daß ein Ausländer, der Göthe's Werke mit Leichtigkeit läse, Jean Paul nicht mehr verstände, der in Heine's Schriften keinen sprachlichen Anstoß fände, die Sprache Hegels für Hieroglyphen ansehen würde.

Die Freiheit der deutschen Sprache, die sich dem höhern Gesetze der Sprachlogik unterwirft, erlaubt die Entwickelung jeder Individualität. Das kann oft als ein Unglück erscheinen, aber führt doch einzig und allein zur Urbedingung eines großen, starken und tüchtigen Volkes. Die individuellen Völker sind weniger leicht zu schaaren, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zu verbinden; aber wo dies gelingt, da gilt eben jeder Mann ein Heer. Die Zeit wird kommen, wo die Millionen Individualitäten des deutschen Volkes zu einem Ganzen werden, wo sie selbst den Gedanken suchen, finden und aussprechen werden, der sie zur Gemeinschaft führt; die Zeit wird kommen, — ja, wir stehen an ihrer Schwelle, und das Gesetz der Vereinigung, das Sammelwort wird nicht fehlen. Dann aber wird das deutsche Volk groß, kräftig, umfassend und frei in der Achtung des höhern Gesetzes sein. So lehrt es die deutsche Sprache, so steht es in ihr geschrieben, so prophezeit sie es als Vorläufer des künftigen Messias, denn *die Sprache ist das Volk*. —

II. Allgemeines über den Charakter der beiden Völker in den beiden Sprachen.

Es gibt vielleicht nicht zwei Völker auf Erden, die so wesentlich verschieden sind, wie das deutsche und das französische Volk. Man stellt sie sich deßwegen oft als nothwendig feindlich vor. Ich glaube, daß sie gerade deßwegen Hand in Hand gehen sollten, daß sie gerade deßwegen nur vereint etwas zu leisten im Stande sind; denn das, was dem Einen fehlt, findet man sicher bei dem Andern. Es war stets ein Weltunglück, so oft sie sich feindlich gegenüber gestanden.

Der Franzose hat das Gefühl seines Rechtes, der Deutsche das Gefühl der Pflicht. Die Geschichte würde den Beweis dieser Behauptung übernehmen, wenn die Sprache dazu nicht hinreichte. Die französische Revolution zeigte uns ein Volk, das die Erklärung der Menschenrechte verlangte, und willig für dieselben sein Blut, sein Eigenthum zum Opfer brachte. Aber diesem Volke fehlte leider das Gefühl seiner Pflicht, es hatte keine Worte für pflichtmäßig, für pflichtwidrig, pflichtvergessen, und mußte, um diese Begriffe wiederzugeben, eine Umschreibung (conforme, contraire au devoir, qui oublie son devoir) anwenden. Wenn aber dem Franzosen die Worte der strengen Pflichterfüllung zu fehlen scheinen, so hat er dafür ein anderes, das für vieles Ersatz gibt: dévouement. Opfer, Aufopferung, Ergebenheit, mit denen der Deutsche dasselbe übersetzt, sind weniger freiwillig, weniger thätig, weniger umfassend. Die Pflicht ist die Prosa des dévouement, und freilich als Prosa viel gerader, einfacher, kräftiger und ausdauernder, aber dafür auch weniger glänzend, weniger ritterlich. Die Pflicht aber ist ein Stein, auf den man Häuser bauen kann, während das dévouement viel besser dazu paßt, es zur Zierde auf die Zinne des fertigen Hauses zu setzen.

Die französische Sprache hat eigentlich nur Einen Ausdruck für Sollen und Müssen, nämlich devoir. Sollen erlaubt einem noch eine Wahl, ist bedingt, müssen unbedingt; jenes Pflicht, dieses Zwang. Der Franzose hat zwar für Müssen ein verkrüppeltes Verbum: il faut, wörtlich er muß. Aber gerade in diesem il faut liegt sein innerer Abscheu vor jedem Zwange, der ihm nicht erlaubt zu sagen: je faus oder tu faux, sondern höchstens von einem dritten: il faut; er scheint sich dieses Zustandes des Zwanges zu schämen und redet somit von sich selbst in der

dritten Person. Die französische Sprache hat ebenfalls für Können und Dürfen nur Ein Wort: pouvoir. Die Sprache macht somit in Frankreich nicht den strengen Unterschied zwischen können, die Macht haben zu handeln, und dürfen, das Recht haben zu handeln, und so scheint es, daß der Franzose, wenn wir nur seine Sprache befragen, das Recht hat, Alles zu thun, was zu thun er die Macht hat, während der Deutsche Vieles thun könnte, was er nicht thun darf. Das Gefühl der Pflicht ist in der deutschen Sprache somit viel lebendiger vertreten, als in der französischen.

Das Gefühl des Rechts ohne das der Pflicht ist ein Unglück, und es ist die Ursache, daß viele der Blüthen, die in den ersten Tagen der französischen Revolution eine gesunde Frucht versprachen, hinwelkten, als sie der Sirocco der Leidenschaft berührte. Das Gefühl der Pflicht ohne das des Rechts hat bei dem Deutschen ganz andere, nicht weniger verderbliche Folgen, denn es lehrt ihn oft den Nacken beugen, wo als Mann aufzutreten ihm die Ehre gebietet, es lehrt ihn Unrecht ertragen selbst da, wo nicht einmal die Nothwendigkeit ihn dazu zwingt. Schon in den ersten Zeiten der deutschen Geschichte zeigt sich dieser Charakter des deutschen Volks. Einer der tapfersten Volksstämme der Germanen, die Friesen, zahlten ihren Tribut an Rom, — den sie schuldig zu sein glaubten, weil sie ihn einmal zu zahlen versprochen hatten, und für den sie selbst ihre Weiber und Kinder verkaufen mußten, — so lange, bis sie nichts mehr zu verkaufen hatten, und dann erst boten sie den Römern das blanke Schwert anstatt der Kuhhäute, die man von ihnen als Tribut verlangte. Und sie trugen diese Schmach gerade in dem Augenblicke, wo zwei ihrer Edeln zu Rom sich mit Gewalt im Schauspiele auf die Ehrensitze der Senatoren setzten, indem sie erklärten: „das Volk der Germanen ist das tapferste der Welt, und somit auch das erste." Das geschah vor etwa zweitausend Jahren, aber noch heute könnte Aehnliches stattfinden, denn noch heute herrscht im deutschen Charakter ein ähnlicher Widerspruch wie einst zwischen den Friesen in Friesland, die den Tribut zahlten, und den Friesen in Rom, die sich die Sitze der Senatoren mit Gewalt anmaßten. — Die Schweizer, die die Tyrannei der habsburgischen Vögte so weit ertrugen, daß sie sich vor einem Hute beugten, sind jene Friesen in Friesland, dieselben Schweizer aber, die dann, zum Aeußersten gebracht, mit Löwenmuth kämpften, jene kecken Friesen im Circus zu Rom. Und in

unsern Tagen, waren nicht jene Deutschen, die in Spanien und an der Moskwa für Napoleon fochten, und die ihn dann an der Katzbach besiegten, dieselben?

Der Franzose ist rascher entschlossen, der Deutsche dagegen gibt den einmal gefaßten Entschluß nicht so leicht wieder auf, wie der Franzose. Für die beiden Worte: wollen und mögen hat der Franzose nur Eines: vouloir. Der scharfe Unterschied, den die deutsche Sprache zwischen mögen — ein Wollen, das dem Wunsche nahe steht, das bedingt ist und sich nach den Umständen ändern kann — und wollen, das unbedingt und ohne Widerspruch ist, besteht in der französischen Sprache nicht. In diesem Unterschiede hat der Deutsche ein Mittel zwischen Wollen und Nichtwollen, welches zeigt, daß er oft Etwas wohl thun möchte, ohne gerade es thun zu wollen; in diesem Unterschiede allein liegt auch eine Andeutung, daß er sich weniger rasch entschließt wie der Franzose, der zwischen Nichtwollen und Wollen kein Mittelglied kennt; dagegen besteht dann der Deutsche, einmal zum Entschlusse gekommen, das Wort ich will aussprechend, fester auf seinem Entschlusse, und läßt keinen Zweifel, kein mögliches Rückschreiten, das nur in dem Worte mögen liegt, mehr zu.

Der Franzose ist bestimmter als der Deutsche, wie uns schon seine doppelte Verneinung zu beweisen scheint. Ein einfaches nicht genügt ihm nicht, seine Absicht auszudrücken, und so verstärkt er sein ne stets durch ein pas, jamais, point. Man könnte vielleicht sagen, daß der Franzose überhaupt negativer, absprechender als der Deutsche ist, der Deutsche dagegen affirmativer, zugebender, wie jene doppelte Verneinung um so mehr zu beweisen scheint, wenn man sie dem deutschen jawohl! gegenüberstellt. Wie der Franzose kein einfaches ne, so hat der Deutsche kein einfaches Ja, er verstärkt dasselbe und sagt: Jawohl!

Die Franzosen sprechen oft von der rêverie allemande, ohne daß sie sich meist selbst Rechenschaft geben, was sie dadurch ausdrücken wollen. Tiefsinn, Schwärmerei sind die deutschen Worte, die diese rêverie bezeichnen. Beide sind ohne Uebersetzung in Frankreich. Nur tiefer Sinn, profondeur d'esprit, läßt sich in Frankreich wiedergeben, aber nicht jene echte deutsche Tiefsinnigkeit, jener krankhafte Tiefsinn, der in England zum Spleen, in Frankreich zum Selbstmorde, in Deutschland zum Nachdenken über sich selbst führt. Das was die Franzosen durch

rêverie allemande sich klar zu machen suchen, ist in Deutschland noch durch andere Worte vertreten, die ebenfalls ohne Uebersetzung für den Franzosen sind; denn der Deutsche glaubt nicht nur (croit), sondern er wähnt auch, er denkt (pense) nicht nur, sondern er grübelt auch nach über das, was er gedacht hat; sein Glaube verfliegt sich im Wähnen bis in die Nebelwolken, die den Horizont bedecken, und sein Denken steigt im Grübeln in die tiefsten Schachte des Verstandes hinab, wo oft die Lampe des Bergmanns erlischt. Die französische Sprache dagegen, die deutsche rêverie vermeidend, fällt in den entgegengesetzten Fehler, und verwischt in dem Worte songer den Unterschied zwischen denken und träumen, und in dem Worte verve den Unterschied zwischen der Begeisterung eines Poeten und der Tollheit eines Wahnsinnigen.

Auch ohne die gewichtigen Namen deutscher Philosophen würde die deutsche Sprache an und für sich beweisen, daß ihr Volk ein Denkervolk ist. Es gibt keine noch so abstrakte Idee, die sie nicht mit der höchsten Klarheit, mit der keckesten Schärfe in einem oder ein paar Worten wiedergeben könnte. Nur einige Beispiele. Verstand und Vernunft sind in der deutschen Sprache scharf geschieden. Die französische Sprache versucht es, denselben Unterschied durch *entendement, esprit* für Verstand und *raison* für Vernunft wiederzugeben; aber sie ist weit entfernt, die Schärfe zu erreichen, mit welcher jene beiden Worte die Hauptthätigkeiten des Geistes trennen, indem Vernunft die zeugende Thätigkeit, Verstand die ordnende bezeichnet; jene schafft, und dieser die geschaffenen Geistesprodukte dem Gesetze unterwirft. Das Wort esprit, durch welches die französische Sprache oft das deutsche Wort Verstand zu übersetzen sucht, steht dem Worte Geist näher; aber der deutsche Geist ist tiefer, ruhiger und viel ernster als der französische esprit. Niemals könnte man im Deutschen sagen: il a beaucoup d'esprit, mais peu de jugement; denn wer deutschen Geist hat, hat auch stets Urtheilsvermögen. Der französische Geist, esprit — laßt uns das Wort beibehalten — ist pikanter, schlagender, weniger tiefsinnig als der deutsche, aber auch weniger wahr, weniger vernünftig.

Der Geist der Philosophie aber enthüllt sich vor allem in den Worten, wo der Deutsche von der Beobachtung seiner selbst spricht. Alle Philosophie kann nur mit der Selbstkenntniß anfangen und aufhören, denn diese ist der erste Leitfaden und der letzte Schlüssel zum großen Räthsel

des Zusammenhangs des Sichtbaren und Unsichtbaren, das die Philosophie seit Jahrtausenden zu lösen sich abmüht, das sie schon tausendmal für gelöst erklärte, um sich bei dem nächsten Versuche zu überzeugen, daß der Schlüssel das räthselhafte Schloß nicht öffne. Der Deutsche — seine Sprache ist dafür Beweis — beobachtet sich selbst unablässig, er gehört sich selbst an, während der Franzose der Gesellschaft, dem Staate angehört, und über diesen oft sich selbst aus dem Auge verliert. Diese beständige Selbstbeobachtung des Deutschen zeigt sich in hundert und aber hundert Worten, die der Franzose nur durch Umschreibungen wiedergeben kann; wir führen in Selbstachtung, Selbstaufopferung, Selbstbeherrschung, Selbstanschauung, Selbstbewußtseyn, Selbstdenken, Selbsterkenntniß, Selbstrüge, Selbsttäuschung, nur einige der wichtigeren an.

Aber wer sollte es glauben, daß der Deutsche, der Tiefdenker und Philosoph, zugleich ein Abenteurer ist? Die Sprache klagt ihn dessen an, und seine Geschichte vertheidigt ihn nicht gegen diesen Vorwurf. Das Wort Abenteurer selbst, unverkennbar deutschen Ursprungs und in andere Sprachen übergegangen, beweist schon, daß die Deutschen wenigstens vor den Franzosen, die aventure und aventurier jenseits des Rheins herholten, Abenteurer waren. Aber das Wort aventurier hat in Frankreich seine ursprünglich deutsche Bedeutung beinahe verloren, denn die deutschen Abenteurer waren und sind unschuldigerer Natur, als die französischen aventuriers, und suchen in der Regel wenigstens diejenigen, mit welchen sie zu thun haben, nicht auf Kosten ihrer Börse zu witzigen. Don Quixote könnte immerhin ein deutscher Abenteurer seyn, aber es ist nicht gerade nothwendig, daß dieser verrückt sey; und so würde ein echter deutscher Abenteurer zwischen beiden, dem aventurier und dem braven Ritter, die Mitte halten; nicht wie jener eine Art Gauner, nicht wie dieser eine Tollhauserscheinung, aber an beide streifend. Zwei Redensarten sind vielleicht im Stande, den Unterschied zu zeigen. Der Deutsche sagt: Luftschlösser bauen, der Franzose dagegen baut spanische Schlösser (Chateaux en Espagne); der Deutsche greift weiter aus, die Erde ist ihm zu klein und er baut in die Wolken; der Franzose überschreitet nur die Pyrenäen. Die Luftschlösser aber sind jedenfalls sehr unschuldiger Natur, und es ist total unmöglich, durch sie irgend Jemanden zu betrügen, während die Schlösser in Spanien immer möglicherweise bestehen können,

und so der Fall denkbar genug ist, daß ein etwas kurzsichtiger Kapitalist auf die Hypotheken eines solchen Schlosses Gelder vorschießen könnte.

Der abenteuerliche Geist, oder besser, die Sucht nach Abenteuern enthüllt sich in ihrem ganzen Umfange in dem Worte: wandern, das in der französischen Sprache ohne Uebersetzung ist, da es einen ganz andern Begriff hat als *voyager*. Wandern heißt: auf gut Glück reisen, ohne festen Zweck, ohne eine bestimmte Stadt erreichen zu wollen, den Zufall zum Steuermann nehmend und sich dem Geschicke überlassend. Der Geist, der den Deutschen in die Weite treibt und der sich in dem Worte Wandern enthüllt, regt sich schon im Knaben, der von den Wundern träumt, die ihn jenseits des Flusses und jenseits der Berge erwarten; sein Herz schlägt höher in namenloser Sehnsucht, wenn er an den Tag denkt, wo er einst jene, seinen Blick beschränkenden Grenzen überschreiten, wo er mit den Undinen der deutschen Quellen, den Nymphen des Flusses spielen, wo er die vom Erlkönig und seinen Töchtern bewohnten Wälder durchstreifen, die von Zwergen durchwühlten Felsen erklettern wird. Und kaum zum Jüngling herangewachsen, kaum stark genug, den Wanderstab zu führen, den Wandersack zu tragen, benutzt er die Ferien, wenn er studirt, oder das Ende der Lehrjahre, wenn er Arbeiter ist, um seine Wanderfahrt zu beginnen. Wohin die Reise geht? Was kümmert's ihn! Die Welt ist groß und überall schön, und die Wunder der Natur enthüllen sich dem Blicke dessen, der sie staunend glaubt, und die Abenteuer der Reise sind nur für den welche, der sie in seiner Phantasie zu solchen zu machen weiß. Poesie gibt es nur für ein poetisches Gemüth, und zwar überall, wo der prosaische Mensch nur die täglichen Ereignisse des flachen Lebens sieht.

Die Wanderjahre sind der poetische Frühlingsgarten eines Lebens, das oft nur saure Holzäpfel als Frucht bietet, sie sind oft der einzige Zehrpfennig, den das Geschick dem armen Wanderer dieser Erde mit auf die Reise durch eine endlose Sandwüste gibt. Aber er zehrt an denselben, und die Erinnerungen des Arbeiters aus den Wanderjahren sind sein Trost im Unglück, sein letzter treuer Freund, wenn die Noth bei ihm einkehrt und die Menschen ihm den Rücken wenden. Nur ein deutsches Gemüth ist im Stande, den Reiz solcher Wanderjahre zu fühlen, denn nur der Deutsche vergißt, wenn ihn die Sehnsucht in die Weite treibt, wenn ihm das nächste Gebirge, der nächste Wald, der nächste Fluß neue

Wunder und neue Geheimnisse zu enthüllen versprechen, daß der schwere Ranzen ihm die Schultern wund drückt, daß der nackte Fuß sich an den spitzen Steinen zerreißt, und daß der leere Magen nur Wasser der Quelle und trockenes Brod zur Stillung des Hungers zu erwarten hat. Der Himmel hängt voll Geigen, und was braucht er mehr?

Die Geschichte zeigt uns die germanischen Völker beinahe von ihrem ersten Auftreten an auf einer beständigen Wanderschaft begriffen. Europa, Asien, Afrika, Amerika haben kaum ein zugängliches Land zu bieten, dem nicht von dieser ewig wandernden Nation Bewohner zugeflossen wären. Ganze deutsche Völkerschaften suchten einst ein neues Vaterland in Asien und Afrika, in Italien, Gallien, Spanien, Britannien, und wer weiß, ob nicht jener Geist des Wanderns, jene Sucht nach Abenteuern mehr bei der großen Wanderung der Völker in Anschlag kommt, als die philosophischen Geschichtschreiber und die geschichtschreibenden Philosophen ahnen mögen.

Ein französischer Ausdruck: *querelle d'allemand*, klagt die Deutschen der Streitsucht an. Es scheint beinahe, als ob dieser Vorwurf nicht ungerecht wäre, wenn man bedenkt, wie oft es in Deutschland zu harten Worten selbst zwischen guten Freunden in der untern Volksklasse kommt. Der Streit beginnt oft mit einer Ohrfeige, der sofort der Zank und endlich die Versöhnung folgt, während man in Frankreich zuerst lange streitet, endlich zum Schlagen kommt, und dann der Sieger meist seinen Feind besinnungslos auf der Straße oder auf dem Kampfplatze liegen läßt. Wenn aber auch die querelles allemandes, Zank und Streit ohne erhebliche Ursache, häufiger in Deutschland als in Frankreich sein mögen, so ist dagegen der Deutsche kein *Chicaneur*. Er kennt das Wort nur als seinen Nachbarn entlehnt, und dies allein scheint mir ein hinlänglicher Beweis für das Gesagte.

Wir sind einmal in das Bereich der Laster und Fehler gerathen, und so wollen wir hier vollends abrechnen. Die Sprache klagt das deutsche Volk den Franzosen gegenüber noch des Fluchens und des Zotenreissens an. Die französische Sprache ist sehr arm an Flüchen, und selbst der geistreiche Mayeux brachte es hierin nicht höher als bis zu „nom de Dieu!“ — Ventre gris! ventre bleu! sind gewiß die unschuldigsten Flüche, die es nur geben kann. Aber ein derber deutscher Fluch: „Das Stern-, Hagel-, Kreuz-Donnerwetter soll dich in Grund

und Boden schlagen!" — das ist ein wahrer Sturm, der über unserm Haupte rollt und tobt. Doch wie ein echtes Donnerwetter kühlt er die schwüle Luft ab, als Blitzableiter noch ein Faustschlag auf den Tisch, der alle Gläser tanzen, oder ein Fußtritt gegen den Boden, der die festeste Bauernhütte zittern macht, — und das Wetter hat sich entladen. Der nächste Augenblick sieht wieder das Friedenszeichen des Regenbogens in dem beruhigten Blicke des gräßlichen Fluchers. Welcher Deutsche hat nicht schon hundert Mal die Wohlthat eines solchen Donnerschlags gefühlt, wenn ihm das Unrecht und der Uebermuth nahe traten?

Das Wort Zote ist ohne Uebersetzung in der französischen Sprache. Und wirklich wird man selten einen Franzosen eine wahre Zote reißen hören, während man in Frankreich oft mit der schmutzigsten Lüsternheit Scenen der entwürdigendsten Lust erzählen hören kann. Ich möchte wieder glauben, daß die Zote oft nur ein abkühlendes Wetter ist, wenn man bedenkt, wie oft man den keckſten deutschen Studenten, der ein Meister im Zotenreißen ist, vor innerer Ehrfurcht zittern sieht, wenn er den Saum des Kleides eines reinen Mädchens berührt.

Das Wort *esprit*, wie wir bereits wissen, ist in Frankreich feiner, stechender als das Wort Geist in Deutschland, und im Allgemeinen besitzt der Franzose mehr Feinheit als der Deutsche. Die Worte: ruse, fourberie, friponnerie sind in ihrer Feinheit in der deutschen Sprache kaum wiederzugeben, und die deutschen Schalke, die deutsche Schalkhaftigkeit sind zu gutmüthig, zu unbeholfen, um gegen die französische Feinheit auftreten zu können. Diese aber finden wir abermals in den Worten: moquerie, raillerie, persiflage, ironie und sarcasme, die man meist durch Spott und Spötterei zu übersetzen sucht, wenn man nicht eine Anleihe bei den feinern Nachbarn machen will. Nur eine Anleihe macht der Franzose in diesem Felde bei dem Deutschen, und zwar in dem Worte: espièglerie, Eulenspiegelei. Aber grade in beiden zeigt sich dann auch der Unterschied. Die Eulenspiegelstreiche sind derbe Witze, unsanfte Schläge mit dem Narrenkolben; die *espièglerie* aber die feinsten Neckereien, ein Kitzeln mit der Federspuhle.

Der Charlatanismus scheint ebenfalls, wenn man die Sprache befragt, in Deutschland ein eingewanderter Franzose zu sein, denn die deutsche Marktschreierei ist eben schon durch das Wort aus allen Salons, aus dem Handel, aus den Zeitungen, vom Hofe und aus den

Kabineten verbannt, wo sie der feinere Charlatanismus der Nachbarsprache ersetzen muß. Die guten Deutschen haben das Wort adoptirt, und wir sind in der Zeit des Fortschrittes.

Die Franzosen sind thätiger als die Deutschen, diese beständiger als jene. Der Franzose, activ wie er ist, sagt: *faire* faire, der Deutsche, viel passiver: machen lassen; der Franzose: *il fait* chaud, froid u. s. w., der Deutsche: es ist heiß, kalt u. s. w. Das Wissen schon wird bei dem Franzosen zur Handlung: il *sait* la langue anglaise, d. h. er weiß, er kann sie sprechen; der Franzose sagt: je *sais* le faire, je *sais* me taire, während der Deutsche sagt: ich kann es thun, ich kann schweigen. Denn der Deutsche ist weit entfernt, Alles zu können, was er weiß, und Vieles von dem Wuste, den er zusammenscharrt, ist für ihn todter Kram, während der Franzose, was er weiß, auch kann. Der Franzose in seiner rastlosen Thätigkeit, in seinem Suchen nach einem bestimmten Resultate, verwechselt sogar oft Ursache und Wirkung, da er in beiden nur das Resultat beachtet und würdigt. *Sterilité* ist für ihn sowohl Unfruchtbarkeit als auch Mißwachs, *la plaie* ist ihm die Wunde und zugleich die Narbe, *pénitence* zugleich die Reue und die Buße, und endlich *humanité* die Menschheit und die Menschlichkeit.

Die französische Sprache hat noch ein Wort, das in dieser Beziehung so schlagend als möglich ist. Lâcheté bezeichnet in Frankreich zugleich Feigheit und Faulheit. Aber trotz aller dieser Activität ist das französische Volk nicht so arbeitsam als das deutsche. Die Arbeit scheint, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, in Frankreich sehr nahe mit Mühe und Noth verwandt zu sein; denn das Wort peine drückt oft die Arbeit aus, wie in: un homme de peine, ein Arbeiter, — und das Wort travail oft die Noth, den Schmerz selbst, wie in: il est travaillé par la fièvre etc. Der Franzose sagt endlich: *il se tue*, er tödtet sich, wenn er ausdrücken will, daß Einer sehr viel arbeitet, und man könnte hieraus, wenn man diesen Ausdruck nicht zu denjenigen, die mehr malerisch als wahr sind, rechnen will, beinahe schließen, daß der Franzose die schwere Arbeit wie den Tod selbst fürchtet.

Die Franzosen sind ein glückliches Volk, denn sie gewinnen ihren Lebensunterhalt, sie gewinnen ihr Brod (ils gagnent la vie, le pain), die armen Deutschen müssen es verdienen. Und beim Himmel,

sie verdienen es, denn es gibt auf dieser Welt schwerlich irgendwo Arbeiter, wie die Deutschen, und sie sind gesucht und geachtet, wo es nur immer schwere Arbeit gibt. In den beiden Ausdrücken: sein Brod gewinnen und sein Brod verdienen, liegt eine tiefere Wahrheit, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Es sei ferne von mir, zu behaupten, daß der Franzose sein Brod, das er gewinnt, nicht verdiene; aber er gewinnt es, denn er weiß meist die Arbeit mit dem Vergnügen zu vereinen, aus der Arbeit eine Unterhaltung zu machen und aus der Unterhaltung den Nutzen einer Arbeit zu ziehen. Der Deutsche dagegen ist ganz Arbeit, wenn er einmal in die Werkstatt oder in die Schreibstube tritt, er arbeitet unverdrossen, — ein Wort, das sich nicht in's Französische übersetzen läßt, — und wartet ruhig die Feierstunde ab, um dem Vergnügen nachzugehen, wenn er nur so viel gewinnt, daß er dafür ein paar Kreuzer erübrigen kann. Aber dann ist er, wie bei der Arbeit ganz Arbeit, bei der Lust ganz Lust, und sicher viel inniger beruhigt, als der Franzose, dem seine ihn stets verfolgende Thätigkeit nicht erlaubte, ein Wort für Behaglichkeit zu haben, da er den Begriff nicht kennt, da er nicht, wie der Deutsche, sich dem durch dies Wort ausgedrückten Zustande überlassen kann, der die höchste Ruhe ausspricht, das Aufgeben jeder erregenden Idee, die den Genuß dieser Ruhe zu stören im Stande wäre.

Die deutsche Sprache weiß, daß das Volk, das sie vertritt, zu schwerer, harter Arbeit hienieden verdammt ist, und deßwegen verspricht sie ihm eine ewige Ruhe, eine Ruhestätte nach vollbrachtem Lebenstagewerk.

III. Die Natur.

Der Deutsche ist ein geborner Naturbeobachter; jeder Bach spricht zu ihm in einer Sprache, die er versteht, jeder Berg ist ihm die Hülle einer lebendigen Welt, von deren rastlosem Treiben ihm schon die Amme vorsang, jeder Wald ein Reich der Naturgeheimnisse, von welchen ihm das Rauschen des Windes in den Eichen erzählt. Die Natur ist dem Deutschen lebendig, und er fühlt sich zu ihr hingezogen, wie zu seiner Geliebten. Jede Blume, jede Knospe ist für ihn Gegenstand der Verehrung, und die

Namen, die er ihnen gibt, leiht er seinem Leben, seinem Glück, seinem Unglück und seinem Glauben ab.

Daß der Deutsche die Schönheiten der Natur mit mehr Aufmerksamkeit beobachtet als der Franzose, beweisen Einzelheiten, die auffallend genug sind. Der Deutsche unterscheidet die Blume, die bestimmt zu sein scheint, an der Brust einer Jungfrau zu welken, von der Blüthe, der Verkündigerin einer Frucht; der Franzose nennt beide fleurs. Die französische Sprache hat aurore, Morgenroth, von Rom geerbt, aber sie konnte den Bruder des Morgenrothes, der dem Sonnenwagen nachzieht, sehen, ohne ihm einen Namen zu geben; sie hat kein Wort für Abendroth. Der Deutsche unterscheidet zwischen Blitz und Wetterleuchten, die abermals die französische Sprache unter éclairs zusammenwirft. Endlich Zeit und Wetter haben nur Ein Wort, temps, in der französischen Sprache zu ihrer Bezeichnung. Leicht ließen sich noch mehrere Beweise für die aufgestellte Ansicht finden; ich begnüge mich mit diesen.

Nur in einem Punkte steht der Deutsche hier dem Franzosen nach. Dieser, der die Schönheiten der Natur übersehen konnte, der das Abendroth ohne Namen ließ, der die Blüthe nicht von der Blume unterscheidet, ist der schärfste Beobachter der Natur, wo es sich von der Frucht, dem Resultate der Naturthätigkeit handelt. Alles, was irgend einen Nutzen gewähren kann, ist sicher durch einen Namen bezeichnet, und selbst die geringsten Abweichungen in den Früchten führen ihn zu neuen Worten. Guigne, süße Kirsche, cerise, saure Kirschen, navet, Rübe, betterave, rothe Rübe, carotte, gelbe Rübe, mögen hier als Beispiele gelten; wer aber deren mehrere zu haben wünscht, der stelle jene zahllose Reihe von Apfel-, Pflaumen- und Birnennamen zusammen, und er wird sich wundern, wie reich hier die sonst nicht gerade an Ueberfluß leidende französische Sprache ist. Der Franzose sieht vor Allem die Frucht, der Deutsche die Blume, die Blüthe; der Franzose den Nutzen, der Deutsche die Schönheit der Natur. Der Deutsche beobachtet die Natur beinahe mit einem Gefühle, das an religiöse Verehrung grenzt, und er spricht diese Verehrung aus, indem er seinen geliebten Blumen ein Vergißmeinnicht oder ein Je länger je lieber zuruft. Die ganze Natur ist ihm lebendig, jede Blume ist ein Bild für ihn, oft eine Geschichte. Die Passionsblume ruft ihm das Leiden des Predigers der Gleichheit in's Gedächt-

niß; Waldglöckchen, Wiesenglöckchen sind Namen, wie sie nur die poetischste, die wärmste Auffassung der Natur ersinnen kann. Der Waldmeister, das Tausendschön, der Rittersporn und so viele andere, sind abermals Benennungen, die in Jedermann ein lebendiges Bild hervorrufen.

Auf dieselbe Weise, wie der Deutsche die schönen Bilder der Natur mit der schärfsten Aufmerksamkeit beobachtet, leiht er auch jedem Tone, durch den sie zu seinem Herzen spricht, ein aufmerksames Ohr. Der Ostwind säuselt in dem grünen Laube, die Abendlüfte wehen Kühle zu, die Quelle rieselt, der Sturm braust in den Eichen und saust an dem Wanderer vorüber, er macht die Wetterfahne krächzen und die gebeugten Baumstämme krachen, die Taue der Schiffe pfeifen, daß das Echo widerhallt und sich in das wilde Rauschen des Flusses mischt. Nur diesen zufällig zusammengewürfelten Satz in's Französische zu übersetzen, wäre unmöglich, wenn man für die verschiedenen Tonbezeichnungen jedesmal ein anderes, ein treffendes Wort anwenden sollte. Die Deutschen haben drei Worte für die Bezeichnung des Tones: Laut, Klang und Ton selbst, während der Franzose nur ton und son hat, die ziemlich sicher früher nur Ein Wort waren und durch die verschiedene Art der Aussprache zu zweien wurden. Die deutsche Sprache hat zwei Ausdrücke für hören: horchen und hören; sie hat endlich zwei eigene Worte als Tonmaße: laut und leise, wo die französische sich mit der uneigentlichen Bedeutung von haut et bas, hoch und tief, begnügt. — Alle diese Einzelnheiten sind in ihrem Zusammenhange sehr schlagend, und wer auch nie deutsche Handwerksbursche an einem schönen Abende die Straßen singend durchziehen hörte, wer nicht wüßte, daß Mozart, Beethoven und Weber Deutsche sind, brauchte nur Deutsch zu verstehen und jene scharfe Beobachtung jeder Tonerscheinung zu sehen, um keck sagen zu können: das Volk, welches diese Sprache spricht, muß ein Sängervolk sein.

IV. Familie und Erziehung.

Trauen und Trauung kommen von Trauen, Vertrauen, wie das französische Wort fiancée, fiancailles wohl ebenfalls von fier, se fier. Beide Sprachen scheinen also bei der ersten Anwendung dieser Worte einen ziemlich gleich hohen Begriff von der Ehe gehabt zu haben. Heirathen (Heimrathen) ist ein zweites Wort der deutschen Sprache für denselben Begriff, dieselbe Handlung; heim ist das Stammwort desselben. Die französische Sprache hat keinen Ausdruck, um heim zu übersetzen. Chez soi, à la maison, au logis erregen nicht das wohlthätige, beruhigende Gefühl, das einen Deutschen ergreift, wenn er von heim, daheim, heimgehen und heimreisen spricht. Denn in diesem Worte enthüllt sich alles Glück einer Familie, die man im Vaterhause wiederzufinden hofft, das höchste, beruhigendste Wonnegefühl eines ungetrübten häuslichen Stilllebens. So wenig wie dies Wort, hat die französische Sprache das von ihm abgeleitete Heimweh, — jene echtdeutsche Krankheit der Schweizer und Süddeutschen, die selbst im höchsten Glücke die stillen Freuden des Vaterherdes nicht vergessen können, — und sie sah sich gezwungen, dasselbe, wie sie es fand, anzunehmen. Heimath ist ebensowenig in's Französische übersetzbar, denn es ist etwas anderes als patrie und pays. Dasselbe gilt von dem heimlich, dessen Gegensatz unheimlich ist; denn: je me sens ici comme chez moi, würde es nur wiedergeben, wenn in diesem chez moi dieselbe Innigkeit, dasselbe beruhigende Glück läge. Endlich heimsuchen und heimgehen gehören zu derselben Wortfamilie. In dem ersten liegt der Begriff: Jemanden im Kreise der Seinigen aufsuchen, daheim suchen, während das Zweite außer dem eigentlichen Begriffe noch den schönen Nebenbegriff von sterben hat. So wird der Tod nur ein Ueberschreiten in die Familie der Menschheit, ein Abberufen von einem auf ein paar Stunden übernommenen Posten, eine Brücke, die zur Heimath der Heimgegangenen, zur Wohnung des ewigen, ungestörten Familienfriedens führt.

Alle diese Worte sind unendlich bezeichnend, und eine gute Vorbedeutung für das Familienleben in Deutschland. Aber die Deutschen haben kein eigenes Wort für Familie, und wie kann die Familie geachtet, geschätzt sein in einem Lande, wo man nicht einmal einen Namen für dieselbe hat? Das wäre freilich eine böse häcklige Frage, wenn der Vor-

dersatz wahr wäre. Das deutsche Wort Haus hatte ursprünglich sicher den Begriff von Familie. In den Capitularien wird es stets durch familia übersetzt, und wo sie von dem Raume, von den vier Mauern, dem Hause in dem beschränktern Begriffe der neuern Zeit sprechen, steht immer casa. Die mit Haus zusammengesetzten Wörter beweisen noch klarer diese Ansicht. Der Name Hausfrau, ein Ehrentitel, auf den die Frau stolz ist, wie der Mann auf die als Lohn seiner Tapferkeit erlangte Würde, begreift alle Tugenden einer liebenden Mutter, einer treuen Gattin, einer fleißigen Wirthschafterin in sich. Hausvater heißt Familienvater, Hausrecht Familienrecht. In all diesen Worten hat sich der alte Begriff von Haus, Familie, erhalten, und es erklärt sich so von selbst, wie das deutsche Volk kein anderes Wort nöthig hatte, um das Familienverhältniß zu bezeichnen, und nur die Sprache der Gelehrten allmählich den fremden Ausdruck, der lange nicht so umfassend ist, als das deutsche Wort Haus, einführen konnte.

Noch weitere zwei mit Haus zusammengesetzten Worte sind der Berücksichtigung werth, um den Gegensatz in den beiden Völkern zu bezeichnen. Zuerst das Wort Hauskleid. Die französische Sprache übersetzt dasselbe durch *négligé*. Das Charakteristische des Hauskleides ist sonach in der französischen Sprache die Vernachlässigung; ich glaube nicht, daß in der deutschen Sprache das Wort Hauskleid dieselbe Idee hervorruft, so wenig als diese Idee jenes Wort geschaffen hat. Haushalten heißt in Frankreich *ménager*, sparen. Nach der Sprache führt in Deutschland die Haushaltung, das Haushalten zur Sparsamkeit, zur Häuslichkeit, denn jenes ist die eigentliche Bedeutung, dieses die abgeleitete; während in Frankreich sparen, ménager, zur Haushaltung führt, und so die Heirath eine Art von ökonomischer Speculation wird; und es scheint mir abermals, daß, in der Regel wenigstens, die Logik der Sprache, wie sie in den beiden Ausdrücken hervortritt, sich durch die That in dem Charakter beider Völker mehr oder weniger bewährt.

Ich weiß nicht, ob der Franzose, wenn er von maison spricht, an etwas anderes denkt, als an vier Mauern, mehrere Zimmer, ein Dach u. s. w. Der Franzose sagt seltener: Jemand ist à la maison, öfterer: il est chez lui. Der, von dem die Rede ist, kommt allein in Betracht; in Deutschland ist es das Haus, was man bei der Redensart: er ist zu Hause, stets im Auge hat. Hausgenosse und Hausgenossenschaft sind weitere

Beweise dafür, denn der Franzose kennt diese Worte nicht und muß sie umschreiben: die *chez lui*, die *avec lui* in demselben Hause wohnen. Immer ist Er der Mittelpunkt, von dem Alles ausgeht, wogegen in der deutschen Sprache das Haus, das als Kreis die Genossen, die zusammenwohnen, umschließt, als Hauptsache erscheint.

Die deutsche Sprache ist überhaupt reicher als die französische an Ausdrücken, welche die Familie, das Haus angehen, und ich mache hier nur darauf aufmerksam, daß der Franzose keinen Unterschied zwischen der Stiefverwandtschaft und der Verschwägerung macht. Stief- und Schwiegermutter heißen beide belle-mère, Stief- und Schwiegervater beau-père u. s. w. Die Franzosen haben kein bestimmtes Wort für Eltern, (père et mère); parents, was dafür gebraucht wird, ist nur ein Aushülfwort, das eine andere eigentliche Bedeutung hat. Die Sprache unserer Väter war noch reicher als die unsrige, wie die veralteten Worte Schnur, Söster und viele andere beweisen.

Der Franzose gehört der Gesellschaft an, und ihr ganz, der Deutsche gehört der Familie an. Ich sage dies nicht, um das eine Volk auf Kosten des andern zu heben oder herabzusetzen, um die deutschen Sitten zu loben, die französischen zu tadeln; denn leider ist der Mann, der nur der Familie, dem Hause angehört, und darob die Gesellschaft, den Staat vergißt, ebensowenig vollkommen als der, welcher nur der Gesellschaft angehört und darob die Familie aus dem Auge verliert. Ich habe die Sprachen zu Rathe gezogen, und in ihnen findet sich dieser wechselseitige Charakter der beiden Völker wieder, und sie sprechen ohne Commentar. — Nur noch ein paar Bemerkungen zur Bestätigung. — Das Wort: héberger, herbergen, hat die französiche Sprache von uns entlehnen müssen. Den Franzosen fehlt ferner gänzlich ein Ausdruck, und ich glaube nichts zu wagen, wenn ich sage, der Begriff für leutselig. In diesem einzigen, so schönen Worte charakterisirt sich das ganze deutsche Wesen in Bezug auf das gesellschaftliche Verhältniß, denn der Deutsche fühlt sich selig unter seinen Freunden. Die Familie ist die Vermittlerin dieser Worte, dieser Begriffe, denn es ist kaum möglich, Jemanden zu beherbergen und eigentlich leutselig zu sein, wenn nicht in dem Kreise der Seinigen, in dem Heiligthum des Hauses, der Familie. Ja! die Familie, das Haus ist das Heiligthum des Deutschen. Alles, was sie bedroht, ist ihm unbekannt oder eine Sünde, ein Verbrechen. — Die Grisette hat

weder einen Namen in der Sprache, noch — vielleicht mit Ausnahme von ein paar deutschen Hauptstädten — eine Stellung in der Gesellschaft. Der Maitresse in ihrer mehrfachen Bedeutung entspricht kein deutsches Wort auch nur entfernt. Die deutsche Sprache ist überhaupt in diesem Fache, der französischen gegenüber, sehr arm. Letztere wirft den Schleier der christlichen Liebe über die armen Sünderinnen, während die deutsche Sprache diesen Schleier mitleidslos hebt und sie mit einem einzigen schrecklichen Worte brandmarkt.

Die Erziehung des Gefühls ist nur durch das Gefühl, durch Liebe, und diese wieder nur möglich, oder wenigstens nur natürlich in der Familie. Ohne Familie gibt es keine echte Erziehung, ohne Erziehung aber ist der Unterricht ein leeres Wort oder eine gehaltlose Politur, die dem falschen Kerne keinen Werth zu geben im Stande ist. Die deutsche Sprache scheint aber zu beweisen, daß die Erziehung in Deutschland zu einem ersprießlicheren Resultate führt, als in Frankreich, denn sie hat Worte, die eine gute Erziehung und alle ihre Folgen zusammenfassen. Zucht und Sittsamkeit sind ohne eigentliche Repräsentanten in Frankreich, sie werden daselbst meist durch sagesse übersetzt; Weisheit und Klugheit aber sind sehr nahe verwandt. Wir finden etwas Aehnliches im Französischen bei dem Worte innocence, das sowohl Unschuld als Einfalt und Dummheit bedeutet. Der Himmel aber möge Frankreich bewahren, daß nicht eines Tages die Sittsamkeit nur als eine Klugheitsmaßregel, und die Unschuld als Dummheit erscheine!

V. Die Frauen.

Die Sonne ist weiblich, der Mond männlich in der deutschen Sprache, und es ist dies mehr als ein Zufall. Die Frau ist das Gestirn, das das Leben in Deutschland verklärt. Wir finden diese Verehrung des Weibes durch die ganze deutsche Geschichte. Jene Germanen, vor welchen die Römer zitterten, die das stolze Weltreich zerbrachen, die kaum ein Gesetz kannten, nie dem Willen eines Einzelnen, selten dem Aller sich unterwarfen, beugten willig den stolzen Nacken vor dem Weibe. Die ältesten Gesetze der Deutschen sind eben so viele Denkmale dieser Verehrung des Man-

nes vor dem Weibe; der freie Mann, Bürger, Krieger, Gesetzgeber und Richter, der Niemanden erlaubte, sich über ihn zu stellen, verkündete in den Gesetzen, die er selbst machte, daß die Frau über dem Manne stehe, und er gab ihr ein doppelt so hohes Wehrgeld, als er für sich selbst forderte.

Die französische Sprache sagt: l'homme, wenn sie vom Menschen im Allgemeinen spricht. Die deutsche Sprache hütete sich, in einen ähnlichen Fehler zu fallen; in ihr vertritt weder der Mann noch das Weib das menschliche Geschlecht, sondern sie suchte einen neuen Ausdruck und nannte beide Menschen. Die Verehrung der Frauen aber zeigt sich z. B. in dem Worte: mein Schatz. Auch der Franzose braucht mitunter in der poetischen oder bildlichen Sprache diesen Ausdruck für die Geliebte, die Gattin. Aber in Deutschland ist das Wort im Volke gäng und gebe, und der prosaischste Bauer, der bilderkargste Arbeiter bezeichnet seine Geliebte selten anders. Ein deutscher Bürger, ein deutscher Handwerker, besonders in den kleinern Städten, fragt nur selten: „was macht Ihre Frau?" oder gar wie der Franzose: comment se porte Madame? sondern: „wie befindet sich Ihre Liebste?" Der Franzose sagt: une femme grosse, une femme enceinte, d. h. wörtlich eine dicke, eine umfangreiche Frau; der Deutsche dagegen wendet selbst das Wort schwanger, das wenigstens nicht so elend prosaisch ist als die französischen Ausdrücke, seltener an als Ausdrücke, wie: die Frau ist gesegnet, in gesegneten Umständen, in der Hoffnung; lauter Bezeichnungen, die so poetisch als würdig sind.

Die deutsche Sprache ist endlich reicher als die französische an Worten für die Geschenke, die der Ehemann seiner jungen Frau nach der Trauung gibt, oder für das, was der Frau nach Auflösung der Ehe zukommt. Morgengabe, Weibtheil, Witthum und Weiberloos sind einige derselben, und das in Frankreich adoptirte vivelot (Weiberloos) bekundet, daß die Franzosen bei ihren in dieser Beziehung reichern Nachbarn Anleihen machen mußten. Die französische Sprache dagegen ist so ungerecht als möglich gegen die Frauen. La victime (das Opfer), la dupe (der Gefoppte, der Betrogene) sind nur weiblichen Geschlechts; die französische Sprache unterstellt aber nicht einmal die Möglichkeit, daß eine Frau poëte (Dichterin), auteur (Schriftstellerin), professeur (Lehrerin), vainqueur (Siegerin), possesseur (Besitzerin), administrateur (Verwalterin), defenseur (Vertheidigerin), témoin (Zeugin) etc. werden könne, während sie nichts dagegen einzuwenden hat, daß sie

renégatte (Renegat), saligaude (Schweinigel), dissipatrice (Verschwenderin), ivrognesse (Säuferin), usurière (Wucherer), voleuse (Diebin), calomniatrice (Verläumderin), séductrice (Verführerin), destructrice (Zerstörerin) etc. werde. Die deutsche Sprache hat nur wenige Worte, die kein Femininum zulassen, und bei denjenigen, die sich dagegen sträuben, scheint das Gefühl der dem Weibe gebührenden Ehre im Spiele zu sein: Trunkenbold, Wucherer und ähnliche mehrere gehören hieher.

Die Franzosen dagegen sind galant, und ein Deutscher würde vergebens versuchen, ihnen diese Eigenschaft streitig zu machen; schon die in die deutsche Sprache übergegangenen Worte galant und galanterie würden gegen ihn zeugen. Aber leider scheinen sie, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, nichts als galant zu sein. Je suis charmé de vous voir, vous êtes charmante, râvissante etc., sind Wörter, schöne, klangreiche Wörter, nicht weniger und nicht mehr. Der Franzose läßt seinem Freunde bien des choses (viele Dinge) sagen, wo ihn der Deutsche freundlich oder herzlich grüßen läßt.

Die Würde, mit der der Deutsche und seine Sprache die Frauen behandelten, und noch heute nach Jahrhunderten des Fortschrittes und leider auch des Verderbens behandeln, konnte nicht ohne Einfluß auf die Frauen selbst sein; denn wer sich geehrt und geachtet sieht, lernt sich selbst ehren und achten. Wir haben gesehen, wie die Franzosen kein Wort für Sittsamkeit, keinen eigentlichen Ausdruck für Häuslichkeit haben, und man könnte nachweisen, wie gerade in diesen beiden Tugenden die deutsche Frau sich in ihrem schönsten Glanze zeigt; aber es ist dies überflüssig, wenn man bedenkt, daß die deutsche Sprache ein einziges Wort hat, das alle weiblichen Tugenden, wie ein Strauß die schönsten Blumen, zusammenfaßt. Weiblichkeit ist ein echt deutsches Wort, die Eigenschaft eines echt deutschen Weibes, und wie das Wort den Franzosen fehlt, fehlt auch sehr oft den Weibern dort die Eigenschaft, die dasselbe bezeichnet. Alle Umschreibungen, die man in Frankreich versuchen möchte, um diese Idee wiederzugeben, vertus, état, qualités naturelles de la femme etc., zeigen nur um so klarer, daß man selbst die hohe Idee des einfachen Wortes in Frankreich kaum zu begreifen im Stande ist. Der Prüfstein, der Stempel der deutschen Weiblichkeit ist die Schamröthe, die das Antlitz einer deutschen Frau durchglüht und ihre Wangen überzieht, wenn ein

elektrischer Funke den Brennstoff der Liebe in ihrem Herzen berührt und entzündet. Wie aber die Franzosen kein Wort für Weiblichkeit haben, so haben sie auch keines für Schamröthe, da diese nur Folge jener ist, und jene diese bedingt.

VI. Gefühl und Gemüth.

Der Franzose hat unstreitig mehr esprit als der Deutsche, der Deutsche dagegen mehr Gefühl. Ich habe früher die Familie die Schule des Gefühls genannt, und wenn dem so ist, so darf es nicht auffallen, daß das Gefühl bei einem Volke, das beinahe ausschließlich in der Familie lebt, das sie ehrt, und Alles fürchtet, was sie bedrohen könnte, sich höher entwickelt zeigt. Es möchte schwer sein, zu sagen, was hiebei Ursache, was Folge. Aber es würde nicht so schwer sein, zu beweisen, daß Eines ohne das Andere nicht möglich ist. Es ist dies wieder die alte Streitfrage vom Huhne und vom Ei, und es wird wohl noch eine Weile unentschieden bleiben, welches vor dem andern da war. Aber soviel wissen wir nun einmal: ohne Familie keine Entwickelung des Gefühls, ohne Gefühl keine Familie.

Die Liebe, die aus Achtung vor dem Weibe in Deutschland im Frauenkleide auftritt, ist in der deutschen Sprache etwas ganz anderes als in der französischen. Jene hütet sich, ein Wort zu entwürdigen, das sie nur mit Scheu und Ehrfurcht ausspricht. Der Deutsche, wenigstens der Sprache nach, liebt nur Gott und die Menschheit, seine Eltern und seine Kinder, seine Frau und seinen Schatz. Der Kreis ist rund und groß genug. Nie aber liebt er ein Stück Rindfleisch, eine Hammelskarbonade, eine Suppe oder Aehnliches, wie der Franzose in den Ausdrücken: j'aime le boeuf, j'aime les côtelettes, j'aime la soupe etc., und wenn der Deutsche sich bei solchen Gelegenheiten des Wortes lieben bedient, so ist es erweislich nichts als französische Reminiscenz, ein Gallicism. Selbst dem Freunde gegenüber wendet der Deutsche das Wort lieben nicht, oder nur unrichtig an. Er hat ihn gerne, er mag ihn leiden, er will ihm wohl, sind hier die eigentlichen Ausdrücke. Endlich haben die Worte: Freund, Freundschaft entfernt nichts mit der Liebe gemein, während ami von amour stammt und die französische Sprache der Armuth sowohl in Bezug auf die Worte als auf die Ge-

fühle anklagt, indem sie Freundschaft und Liebe, so verschiedene Begriffe, so nahe neben einander stellt. Und es liegt mehr in dieser scharfen Trennung des Begriffs und des Worts Liebe von Allem, was nicht wirklich Liebe ist, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Ein Deutscher, gewohnt, das Wort nur in dem engen Kreise, der sein Heiligstes umschließt, anzuwenden, wird oft genug in seinem Innern einen unüberwindlichen Widerstand finden, wenn er durch dasselbe täuschen wollte, während der Franzose, der ohne Wortunterscheidung sagt: j'aime ma fiancée und j'aime une côtelette de veaux, es ohne alle Umstände auf Alles anwenden wird, was zwischen diesen beiden liegt. Die deutsche Sprache klagt ihn dessen förmlich an, denn sie war gezwungen, bei ihm ein Wort zu leihen, das der technische Ausdruck ist für das Spielen mit dem Worte Liebe und der Liebe selbst. Coquetterie ist ohne Uebersetzung im Deutschen. Es ist deßwegen nicht gerade nothwendig zu glauben, daß es keine Coquetten in Deutschland gebe; man könnte mit einem solchen Glauben übel ankommen; aber so viel scheint gewiß, daß einem Volke, das ein Wort für einen Begriff bei einem andern Volke leiht, vorher der Begriff selbst fehlte, oder wenigstens so selten war, daß es kaum der Mühe lohnte, einen Namen dafür aufzusuchen.

Die Worte Liebkosung, liebevoll, liebreich, Liebreiz, liebwerth und viele andere, die alle sehr schwer in's Französische zu übersetzen sein würden, und jedenfalls nur durch eine Umschreibung wiedergegeben werden können, bekunden weiter den Reichthum der deutschen Sprache an Ausdrücken des Gefühls.

Das Herz spielt in Deutschland und in der deutschen Sprache eine viel größere Rolle als in Frankreich und seiner Sprache. Herzen ist ein so schöner Ausdruck, daß er hier obenan zu stehen verdient. Was den Deutschen innig und wohlthätig berührt, ist ihm herzerhebend; er liebt herzinnig, und seine Braut, seine Geliebte ist sein herzallerliebster Schatz, und was er endlich mit Freuden thut, thut er von Herzen gerne. Es liegt in diesen Ausdrücken so viel tiefes, inniges Gemüth, daß sie allein im Stande sind, den Charakter eines Volks in dieser Beziehung aufzudecken. Die französische Sprache ist hier viel kälter, viel prosaischer, oft beinahe frivol. Im Deutschen empört sich das Herz eines Vaters, wenn er sieht, daß seinem Sohne Unrecht geschieht; im Französischen empören sich seine Eingeweide.

Wir kennen bereits das Wort: trauen, das heirathen und vertrauen zugleich bedeutet. Die deutsche Sprache besitzt eine Menge Worte, die denselben Ursprung haben und die man meist vergebens versuchen würde, in's Französische zu übersetzen. Vertraut ist mehr als familier und intime; traulich ist ganz ohne annähernd bezeichnendes Wort in der französischen Sprache; traut ist sicher viel inniger als chère. Alle diese und ähnliche von trauen abstammenden Worte sind aber um so bezeichnender, da sie durch ihr Stammwort im Sprachsinne ohne allen Eigennutz sind. Man würde ebenso vergebens eine treffende Uebersetzung für hold suchen. Affectionné, aimé, favorable, würden das Wort nur wiedergeben, wenn man aus allen ein einziges machen könnte; dasselbe gilt von huldvoll, holdselig, Holdseligkeit.

Das gefühlvolle Wesen des Deutschen enthüllt sich vollends in seiner ganzen Fülle in den Worten: Gemüth, Sehnsucht, Wonne und Wehmuth, vier Worte der höchsten Poesie. Gemüth und Gefühl sind zwei verschiedene Worte, die man beide im Französischen mit sentiment übersetzen muß, obgleich der Unterschied unendlich groß ist. Gefühl bezeichnet eigentlich die Allgemeinheit der Gefühle. Der scharfe Unterschied zwischen Gemüth und Gefühl aber zeigt sich schon in den Worten selbst. Das eine kommt von Muth (Herz), das andere von fühlen, das erste weist somit auf eine innere Thätigkeit der Seele, das zweite auf eine äußere hin; und dies ist auch der bezeichnende Unterschied. Das Gemüth schafft die Gefühle aus sich heraus, das Gefühl empfängt sie, von außen angeregt, und theilt sie dem Innern mit. Er hat Gemüth, heißt: in seinem Innern liegt ein fruchtbarer Keim zu allen tiefen, schönen und erhabenen Gefühlen; er hat Gefühl, heißt: er bleibt nicht theilnahmlos, wenn er von außen angeregt wird, wenn Großes, Erhabenes, Schreckliches, das Unrecht und die Noth ihm entgegentreten. Ein tiefes Gemüth und ein feines Gefühl bezeichnen diesen Unterschied klar genug. Und die Franzosen kennen in ihrer Sprache diesen Unterschied nicht, sie haben kein Wort für Gemüth, und sind meist, wie ihre Sprache, gemüthlos. Sehnsucht ist ebensowenig zu übersetzen. Désir ardent, heißes Verlangen, ist der Ausdruck, wodurch man sie gewöhnlich wiederzugeben versucht; aber die deutsche Sehnsucht ist sehr oft ein Verlangen ohne bestimmten Zweck, beinahe krankhaft. Der Deutsche sehnt sich, die

Wiesen wiederzusehen, auf denen er mit den Gespielen seiner Jugend sich tummelte, zu wissen, was hinter den Bergen lebt, die er noch nicht bestiegen hat, mit den Schwalben, mit den Wolken zu ziehen, und die Sterne am Himmel zu umarmen. Die deutsche Sehnsucht ist rein Gefühl, Poesie, und sie zeigt sich besonders bei den im Auslande lebenden Deutschen in jener Krankheit, von der wir schon gesprochen, und die der Franzose durch das deutsche Wort *Heimvé* oder durch den nichtssagenden Ausdruck: mal de pays, bezeichnet.

Wonne übersetzt man in Frankreich durch délice, plaisir, jouissance. Aber diese Worte bedeuten eher: Lust, Freude, Wollust oder Genuß. Wonne ist ebenfalls ein rein deutsches Gefühl, das nur in einem deutschen Gemüthe lebt. Sie ist die Poesie des Genusses, der Freude, ein rein geistiger Genuß, der über dem Leben und der Materie steht, wie der Geist über dem Körper. Wehmuth endlich, was die Franzosen durch douleur, tristesse, affliction zu übersetzen suchen, ohne auch nur entfernt dem Begriffe nahe zu kommen, ist — wie die Wonne die Poesie der Freude — die Poesie des Schmerzes, des Kummers, der rein geistige Schmerz des deutschen Spiritualisten, der mit Wehmuth die Schwäche des neugebornen Kindes, die Gebrechen des hinsterbenden Greises betrachtet, der mit Wehmuth dem Kosen zweier Liebenden, dem Sehnsuchtsliede der Nachtigall zuhört.

Die deutschen Verkleinerungsworte vermehren die gefühlvolle Tiefe der deutschen Sprache nur noch mehr; denn sie sind nicht nur Ausdrücke der Verkleinerung, sondern auch der Zuneigung, der Anhänglichkeit, und es sollte schwer sein, ein Adjectiv zu finden, welches die Worte: Mutter, Schwester, Bruder noch freundlicher machen könnte, als sie es in Mütterchen, Schwesterchen rc. schon sind.

So ist es denn auch ganz natürlich, daß der Franzose bei dem Deutschen lieh, als er ein Wort suchte, um die Sprache des Gemüthes, des traulichen Austausches zwischen Freunden und Geliebten, zu bezeichnen. Nur die Deutschen konnten das Wort kosen (causer) erfinden. —

VII. Genuß.

In Deutschland gibt es seit einiger Zeit eine literarische Schule, die das Fleisch zu emancipiren sucht. Und wirklich mag der deutsche Spiritualismus dem Fleische oft etwas zu arg mitgespielt haben. In Frankreich aber wäre eine solche Schule, solche Ritter, und ein Lanzenbrechen für die Emancipation des physischen Genusses ganz überflüssig. In Deutschland kann es für diese Schöne noch irrende Ritter geben, in Frankreich kämen sie, wie Don Quixote, zu spät und würden nur Mühlen zu bekämpfen finden.

Plaisir, délectations, délices, agréments, divertissements, amusements, jouissances, rejouissances, récréations, joie — das nenne ich Reichthum; die deutsche Sprache mag sich hier in Ehrfurcht vor ihrer Schwester beugen. Sie ist viel ärmer, und ich glaube kaum, daß die Ritter des heiligen Fleisches die spiritualistischen Deutschen zu großen Fortschritten und die Sprache zu vielen Erfindungen in dieser Beziehung führen werden. Die deutsche Sprache übersetzt das Wort: plaisir durch Vergnügen, das von genügen, genug herkommt; die Genugthuung, die Ruhe ist das Vergnügen der Deutschen, während in jenem Worte plaisir sich eine viel höhere Thätigkeit entwickelt, da es von plaire, gefallen, Freude verursachen, herkommt.

Die Deutschen essen und trinken mehr als die Franzosen. Die kältere Temperatur mag hier mit in Rechnung kommen, aber diese entschuldigt sicher nicht Alles, und entschuldigt vor Allem nicht die Worte: Völlerei, Schlemmen, Versaufen, Verprassen und dergl. mehr, die meist in der französischen Sprache ohne alle Uebersetzung sind und sich nur durch Umschreibungen wiedergeben lassen. An solchen Ausdrücken des plumpen Genusses ist die deutsche Sprache reicher als die französische, und die nationellen Gegensätze im übertriebenen Genusse werden so schon durch die Sprache bezeichnet: der Deutsche ergibt sich der Völlerei, dem Schlemmen, der Franzose der Gourmandise, der Gastronomie.

Schon in diesen in Deutschland — wenn man nicht die hinkenden Worte der Neuerer anwenden will — unübersetzbaren Worten Gourmandise und Gastronomie liegt eine Andeutung, daß die Deutschen keine eigentlichen Gourmands oder Gastronomen sind. Sie sehen mehr

auf's Volumen, der Franzose mehr auf die Zubereitung, wie jene Worte beweisen. Wer aber leugnen wollte, daß die Franzosen weit mehr Gourmands sind, als die Deutschen, den verweise ich vorerst auf eine frühere Bemerkung, wo wir sahen, daß in Frankreich jede Frucht einen besondern Namen hat, sodann auf jene in schönen Saffian oder Franzband gebundenen, mit Goldschnitt versehenen und mit goldenen Lettern bezeichneten Werke, die wir in Paris auf allen Tischen bei Very oder den frères provinçaux finden, oder auf jene ellenlangen, mit den englischen Journalen wetteifernden Blätter, die beinahe in keiner französischen Restauration fehlen und schlechtweg la carte heißen. Solche Karten sind in Deutschland unmöglich, wenn man nicht an den Werken der Herren Vefour oder Very zum Plagiator werden will. Ein braver Deutscher kann Jahrelang in Paris leben, ehe er es dahin bringt, sie von Anfang bis zu Ende zu verstehen, sie zu übersetzen ist aber total unmöglich. Ein Franzose, der in Deutschland reist, würde sich bald überzeugen, daß in diesem Punkte unsere Nachbarn unsere Lehrmeister sind, denn er kann getrost in Frankfurt, Berlin oder Wien, selbst wenn er kein Wort deutsch versteht, die dortigen Karten zur Hand nehmen und wird seine Lieblingsspeisen unfehlbar wiederfinden, während ein armer Deutscher in einem ähnlichen Falle in Paris sich mit Choucrout, einem Hareng, und wenn er glücklich ist, mit einem Pannecouque als Dessert begnügen muß, vorausgesetzt, daß er die Orthographie kennt, die unsere Nachbarn anzuwenden belieben.

Die Franzosen, da sie einmal die Worte Gourmandise und Gastronomie haben, mußten nothwendig auch ein Verbum für die Art und Weise suchen, wie man genießen, d. h. wie man schmecken muß, und sie haben dasselbe in *savourer* gefunden. Es heißt dies ungefähr mit Einem Worte, was wir Deutsche dahin umschreiben würden: langsam, mit Bedacht und Andacht schmecken. — Endlich ist noch das Wort sauce von Bedeutung. Auch hier mußte die deutsche Sprache bei ihrer reichern Nachbarin auf Borg gehen, denn das Wort Brühe, das man sicher nur selten auf der Karte eines Frankfurter Gastgebers finden wird, ist zu allgemein, zu ungesalzen und zu geschmacklos. Die Gourmandise der Franzosen zeigt sich auch noch in der öfteren Anwendung dieses Wortes im täglichen Leben: z. B. il n'est sauce que d'appétit, on ne sait à quelle sauce le mettre, bon à toute sauce,

faire la sauce à quelqu'un; denn es ist eine bekannte Sache, daß der Schuster bei seinem Leisten bleibt, und jeder seine Bilder in dem sucht, was ihm am nächsten liegt, woran er am liebsten denkt und wovon er am liebsten spricht.

Der Deutsche trinkt mehr als der Franzose, und die Sprache vertheidigt ihn nicht gegen diese Anklage. Sie hat hier drei Worte für denselben Begriff: Trinken, Zechen, Saufen. Brantewein und Kirsch (Kirschwasser), die als solche in Frankreich angenommen sind, beweisen, daß unsere Nachbarn zu uns kommen, um bei uns geistige Getränke zu holen, was schon zu der Römer Zeiten stattfand. Endlich beweist das Wort: Wedrecome (Wiederkomm), das in Frankreich ein besonderes, sehr großes Glas bedeutet, welches am Ende einer Mahlzeit unter den Gästen herum geht, daß auch hier die Franzosen von uns gelernt haben, daß sie für die großen Gläser in Deutschland und in der deutschen Sprache einen Namen suchten und fanden.

VIII. Krieg.

Das deutsche Volk war einst unstreitig das tapferste Volk der Erde. Selbst die eisernen Römer, die der Stimme des furchtbaren Marius gehorchten, bebten vor ihnen. Aber die Geschichte ist nicht nothwendig, um dies zu beweisen, die Sprache genügt. Unsere tapfern Nachbarn haben uns zwei Worte abgeliehen, die zeigen, daß die Deutschen einst ihr Muster waren: hardi (hart, Herz, herzhaft) und brave, tapfer, sind unstreitig deutschen Ursprungs. Mehr noch als dies beweisen die alten Kriegsausdrücke der Franzosen: halte-là, hallebard, hallebardier, happe (Haube), harnais (Harnisch), hauban (Rüstschuh, Hauband), haubert (Panzerhemd, Hauberg, bergen), heaume (Helm), heraut (Herold), landskenet (Landsknecht), ban (Bann) und selbst brèche (Bresche, von brechen). Die Fülle von Worten für Muth: muthig, keck, tapfer, wacker, der Sprachreichthum in: Schlachtfeld, Wahlplatz, Wahlfeld, Wahlstatt zeugen ebenfalls für diese Ansicht, denn wo die Sprache reich an Worten, ist sie reich an Gedanken, und diese bekunden hier, daß der Gedanke der Gefahr, der Tapferkeit dem Deutschen ein vertrauter war. Die alten Germanen waren nicht

weniger tapfer zur See als auf dem Lande. Die Fahrten der Normannen, Sachsen, Friesen und selbst der Franken sind bekannt; bis nach Griechenland, Asien und Afrika zitterten alle Uferbewohner vor ihnen. Die Mehrzahl der französischen technischen Ausdrücke im Seewesen beurkunden diesen Zustand. Bord, hautbord (Hochbord), tribord (Drehbord), marée (Maare), havre (Hafen), cabestan (Kabeltau), hisser (hissen), yacht (Yacht), capre (Kaper), quille (Kiel), mat (Mast), matelot (Matrose), lest (Last) u. s. w. sind germanischen Ursprungs.

Aber die Sprache, die zugleich die Geschichte der Völker ist, zeigt uns auch die Umgestaltung der Dinge, die besonders seit dem dreißigjährigen Kriege eingetreten. Deutschland, in hundert Interessen zertheilt, erkannte die Franzosen als die vornehmste kriegerische Nation Europa's, und die deutsche Sprache zahlte mit derselben Münze, mit welcher früher die französische gezahlt hatte. Sie war gerecht, und neigte sich vor der französischen, und entlehnte aus ihr alle Kriegsausdrücke, vom General bis zum Corporal. Compagnie, Regiment, Division, Armeecorps und Armee selbst sind französische Worte. Nur zwei Worte lieh die französische Sprache der deutschen ab: havresac (Habersack) und canapsa (Schnapsack). Da habt Ihr's! — Erst die Ereignisse von 1813 — 1815, und ganz besonders die Schlachten von Bauzen und Lützen, wo ein geschlagenes Heer unbesiegt war, weil es nicht besiegt sein wollte, veranlaßten die Sprache, ein Wort in das Buch ihrer Geschichte zu schreiben, das die Franzosen augenblicklich annahmen und nicht übersetzten, das Wort Landwehr. Es ist das einzige Anleihen, das die Franzosen in neuster Zeit bei uns machten; aber mir scheint es beinahe, als ob es für sich allein dem ganzen Reste von französischen Kriegsausdrücken die Wage halten könnte. —

Eine Vergleichung der beiden Sprachen, das Studium eines französisch-deutschen Wörterbuchs allein, führt uns auf die charakteristischen Verschiedenheiten zweier Völker, und zeigt uns, daß das Volk die Sprache und die Sprache das Volk ist, daß sie sich wechselseitig vertreten, wie der Körper den Geist und der Geist den Körper. Der Deutsche tritt uns in seiner Sprache als Tiefdenkender, als Philosoph,

oft selbst als Träumer entgegen; dann als Freund der Natur, seine Pflicht beobachtend und sein Recht mitunter vergessend, als Mann der Familie, voll Gemüth und Liebe; der Franzose als positiv, oft selbst zu materiell, eifersüchtig auf seine Rechte, seine Pflicht mitunter vergessend, als Mann der Gesellschaft. Der Deutsche erscheint uns oft, dem feinern Franzosen gegenüber, schwerfällig, und selbst in den Lastern zeigt sich dieser Gegensatz, der den Deutschen zur Völlerei, den Franzosen zur Gastronomie, den Deutschen zum Schlemmen, den Franzosen zur Gourmandise führt. Der Blick des Deutschen ist umfassender, der des Franzosen durchdringender. Der Deutsche ist in seinem Thun und Treiben meist weit ausgreifend, und sein Ziel verliert sich oft in den Lüften, in dem weiten Nebel, der die Zukunft deckt; der Franzose dagegen sieht nur das nahe Ziel und strebt es zu erreichen, um sich erst dann ein weiteres zu stecken. So die beiden Völker in ihren Sprachen, so in ihrer Geschichte, so im Leben.

Wenn ich ein Bild für beide Sprachen suchen sollte, so würde ich die deutsche einen gothischen Dom nennen, in dem das schaurige Dunkel der Gottesahnung waltet, in dem die Säulen keck zu den Wolken streben und ein stolzes Gewölbe, ein Bild des Himmels tragen, in dem das Herz Beruhigung, das Unglück Trost und die Liebe Hoffnung findet. Wie diese Dome, ist die Sprache mit tausend schönen Bildern geziert, die im Ganzen verschwinden und doch als Einzelnes wieder ein Ganzes bilden, schön und des Meisters würdig. Beten, die Gottheit, die Natur und ihre Geheimnisse gläubig ahnen, kann man nur in einem solchen Tempel.

Die französische Sprache dagegen ist ein Palais-royal, für die Gegenwart gebaut, auf jede Frage des Augenblickes eine Antwort gebend. In dem Garten blühen frische Blumen, stehen Bäume, die nur wenig Schatten geben, aber unter denen sich ein lustiges Leben regt. In den Gewölben bietet sich jeder Genuß feil, in den Lesecabineten wird die Frage des Tags verhandelt, in den Theatern drängt sich die müßige Menge. Aber in jenen friedlichen, dem Genuß des Augenblicks geweihten Hallen, in jenem Garten, in welchem eine Kanone keinen andern Beruf hat, als die Mittagsstunde zu verkünden, um den Tag in zwei gleiche Hälften zu theilen, regt sich oft auch ein anderer Geist, und die Bäume und die Steine erzählen sich mitunter von den Julitagen der Jahre 1789 und 1830.

Wer beten will, wer lieben will, heilig und ohne Genußsucht, der komme in unsern Dom; wer leben, wer genießen will, der eile in's Palais-royal der Franzosen; wen die Sehnsucht treibt, wem Wonne und Wehmuth das Herz beengen, der suche Ruhe in den Hallen der deutschen Sprache; wer den Augenblick ergreifen und benutzen will, der muß im Palais-royal der französischen Sprache ihn zu erhaschen suchen.

Franzosenthum und Deutschthum, Palais-royal und Dom, beide sind nothwendig für's Leben, wenn es nicht vergeudet oder verträumt werden soll. Ein Mensch lernt von dem andern, ein Volk soll ebenso vom andern lernen. Vor Allem aber lernt Euch kennen, wechselseitig achten, und dann prüfet und eignet Euch das Gute wechselseitig an. Nur hütet euch, Affen zu werden.

II.

Sprüchwort.

I.

Dieweil ich Sprüchworte schreibe, so kann ich nit allewege Seide spinnen. Es wird auch grob Garn mitunterlaufen.

Joh. Agricola.

Der Italiener nennt die Sprüchworte eine Volksschule, der Spanier eine Seelenmedizin, der Morgenländer die Blume der Sprache, der Chinese die Denksprüche der Weisen, der Deutsche sagt endlich schlechtweg: Sprüchwort, Wahrwort, und nennt dasselbe dann noch die Weisheit auf der Straße.

In dieser verschiedenen Bezeichnung, in dieser Würdigung des Wesens der Sprüchworte bei verschiedenen Völkern zeigt sich ein Gegensatz der Ansichten und der Auffassung, der an und für sich schon charakteristisch ist und schon in der Vorhalle, schon bei der Ueberschrift über dem Hauptthor des Tempels auf einen wesentlich verschiedenen Gottesdienst hindeutet. Der verwilderte, aller Lehre und Schule entbehrende Italiener sucht so in den Sprüchworten einen Ersatz für seine verwahrloste Erziehung; der fromme oder bigotte Spanier, dem es nur um den Himmel und eine Messe zu thun ist, ein Seelenheil; die blumenreiche Phantasie des Morgenländers aber will aus ihnen keinen Nutzen, weder für diese noch für jene Welt ziehen, und so werden sie zu einer angenehmen Ergötzung, zu einer neuen Blume, der der Sprache; der nicht über die Grenze seiner Kaste hinaussehende Chinese betrachtet selbst das Sprüchwort als eine Art Privilegium, als ein Kasteneigenthum der Weisen; der praktische Deutsche endlich, nachdem er erst dem Sprüchwort den Stempel der Wahrheit aufgedrückt hat, prägt es als Weisheit auf der Straße in Scheidemünze um, die er im täglichen Leben ausgibt.

Wie aber schon diese verschiedenartige Bezeichnung der Sprüchworte bei den einzelnen Völkern in der Charakterverschiedenheit derselben begründet erscheint, so zeigt sich derselbe Gegensatz in den Sprüchworten selbst. Die Weisheit auf der Straße ist eine andere in Rom, in

Madrid, in Pecking, in Konstantinopel, in Wien oder Frankfurt. Was hier erlaubt, ist dort verboten; was hier alltäglich, ist dort selten; was hier klug, dort eine Dummheit; was hier ein Witz, dort ein Verbrechen. Und die Sprüchworte huldigen daher hier andern Grundsätzen, Ansichten, Gewohnheiten, Gebräuchen, Gesetzen als dort. Die Uransichten, der eigenthümliche Charakter jedes Volkes müssen sich nothwendig in den Gesetztafeln der Weisheit auf der Straße, in den Denksprüchen der Weisen abspiegeln; wer sie alle kennte, alle studirte und vergliche, würde zu einem Resultate kommen, wie kein Reisender, kein Philosoph, kein Forscher vor ihm, würde die Völker in ihrem innersten Wesen klarer zu schildern im Stande sein, als selbst die Geschichte, das äußere Faktum, dies zu thun vermag.

Es gibt einzelne Wahrheiten, die überall wahr sind, und diese findet man denn auch bei allen Völkern wieder. Neben solchen Ur- und Allwahrheiten treten dann aber in andern der Charakter des Volkes, seine eigenthümlichen Lebensansichten hervor, und diese Sprüche, gegeneinandergestellt, geben ein schlagendes Bild der verschiedenen Völker. — Die allgemeinen Gegensätze, die in dem Charakter der Franzosen und der Deutschen liegen, sind so ziemlich bekannt. Ihre wechselseitigen Sprüchworte heben diese nur um so schärfer hervor, und sind somit eine neue Bestätigung für dieselben.

Die Deutschen sind unendlich reich an Sprüchworten, die Franzosen verhältnißmäßig sehr arm. Es erklärt sich dies natürlich, und ist von vorne herein der Beweis für einen der charakteristischen Gegensätze zwischen Franzosen und Deutschen. Die Sprüchworte bestehen aus durch Erfahrung bestätigten, absoluten oder relativen Wahrheiten, und dann aus allgemeinen Klugheitsregeln. In diese beide Rahmen lassen sich alle möglichen Sprüchworte aller Völker einschließen. Ein größerer Schatz solcher Wahrheiten und Klugheitsregeln läßt also an und für sich auf eine größere Beobachtungsgabe bei dem Volke, das ihn besitzt, schließen. Die gemachten Erfahrungen sind in den Sprüchworten niedergelegt, und bekunden als solche bei dem Volke, welches das Wahrwort zum Sprüchwort macht, das Streben, aus den gemachten Erfahrungen für die Zukunft Nutzen zu ziehen. Der Deutsche, schon nach der Menge seiner Sprüchworte zu schließen, vergißt Nichts, läßt kein Ereigniß vorübergehen, ohne aus demselben eine Erfahrung, eine allgemeine Wahrheit

oder eine besondere Klugheitsregel zu ziehen. Den Franzosen scheint diese Eigenschaft in geringerem Grade gegeben zu sein, und ich denke, die Sprüchworte thun ihnen nicht Unrecht, wenn sie dieselben anklagen, mit leichterem Sinne, oft den gestrigen Kummer schon heute vergessend, die gestrige Erfahrung heute übersehend, durch die Welt zu ziehen. Und mir kommt es oft so vor, als ob sie, theilweise wenigstens, gerade deßwegen rascher zur Handlung bereit, oft viel glücklicher dem Ziele entgegenstrebten, als der mit seinem großen, schweren, etwas unbeholfenen Erfahrungsschatze belastete Deutsche; denn das Sprüchwort sagt: „qui ne sait rien, ne doute de rien."

Eine besondere Eigenschaft der deutschen Sprüchworte, die wieder Folge einer deutschen Eigenthümlichkeit, ist der oft so schlagende Humor derselben. Der neckische Eulenspiegelgeist — espièglerie, das, wie wir gesehen, die Franzosen unserm Eulenspiegel abborgen mußten — spuckt in denselben auf jedem Schritt und Tritt, und sein Witz, seine Neckereien sind meist gegen die schwachen Seiten der Deutschen selbst gerichtet, wie etwa, wo es heißt: „Der Wille thut's, sagte Jener und — küßte den Flegel." Wir werden noch auf Aehnliches stoßen. — In den französischen Sprüchworten findet man keine Spur eines derartigen Humors. Sie sind oft geistreich, spirituell, oft lustiger Natur, treten mit einem graziösen Lächeln in jedem Zuge auf, haben mitunter selbst einen giftigen Stachel; aber keine Idee von jener Objectivität des Humors, der dem Deutschen erlaubt, aus sich selbst herauszutreten und mit Laune und Ironie seine eigene Schwäche, sein eigenes Unglück, unter Thränen lachend, zu schildern.

Endlich fällt es noch auf, daß die französischen Sprüchworte sich selten des Reims und der gebundenen Rede bedienen, während dies bei den Deutschen sehr häufig der Fall ist. Ob man hierin eine Bestätigung finden soll, daß der Deutsche überhaupt poetischer Natur ist, mögen Andere entscheiden.

Doch genug der Vorrede und Einleitung. — Treten wir i'ns Heiligthum ein.

II. Allgemeine Wahrheiten.

Die Weisen des Alterthums waren gar kluge, gescheidte, gewandte Leute, und ihre Weisheit bestand eben in ihrer Klugheit und Gewandtheit. Die Griechen kannten keine allgemeine Gerechtigkeit, sondern nur eine Gesetzlichkeit, keine unumstößliche Moral, sondern nur eine die Stelle jener vertretende zeitige Nützlichkeitstheorie. Deßwegen konnte denn Sokrates ein thierisches, oder selbst nicht einmal den Thieren abgelerntes Laster in der heiligen Schaar der Thebaner für ganz natürlich und gerechtfertigt halten, weil es in Theben gesetzlich erlaubt war; deßwegen konnte er einer Courtisane Verhaltungsregeln geben, wie sie es machen müsse, um recht viele Anbeter zu haben und diese zu fesseln, weil die Klugheit nichts gegen diese Moral einzuwenden hatte. — Rom wurde der Erbe Griechenlands, und Frankreich der Erbe Roms. Und noch heute ist Klugheit und Weisheit in Frankreich ungefähr dasselbe und heißt: sagesse. — En tout temps le sage veille. — Le plus sage se tait. — Les sages ont la bouche dans le coeur, les fous le coeur dans la bouche.

Das ist es: wer wachsam ist, schweigt, den Mund in sein Herz verschließt, der ist ein Weiser in Frankreich, gerade so wie einst die Weisen in Griechenland und Rom: eine reine Klugheitsregel, nicht mehr und nicht weniger. Ja die französischen Weisen würden vielleicht selbst vor den klugen Weisen Griechenlands den Vorzug haben, und sich nicht wie ein Sokrates durch seinen einfachen Mantel dem Gespötte aussetzen, denn es steht geschrieben: — „Les fous inventent la mode, les sages la suivent;“ oder auch: „Un philosophe se fait habiller par son tailleur.“ — Doch reicht das Alles noch nicht aus, sondern: „le sage doute,“ wird zu einer weitern Verhaltungsregel für den französischen Weisen und Philosophen. Und wirklich, der Zweifel ist ungefähr die höchste Stufe, zu der die französische Philosophie gekommen ist. Der Scepticismus hat nirgends beredtere Lehrer, nirgends willigere Schüler in Masse gefunden, nirgends furchtbar tiefere Wurzeln im Volke geschlagen als in Frankreich. Zweifelnd an Gott und den Menschen, am Rechte und an der Wahrheit, am Königthume und der Republik, an Gestern und an Morgen, hat gegenwärtig Frankreich, wie es scheint, die höchste Stufe

der Weisheit erreicht, sieht einer neuen Zukunft mit neuen Zweifeln, oft verzweifelnd, entgegen, und wacht, und schweigt, verschließt seinen Mund in sein Herz, und legt um das Herz ein eisernes Gefängniß, um sich nicht zu verrathen — Alles, wie es einer solchen Weisheit gebührt. Negatives Streben, negative Resultate, Wachen, Schweigen, Zweifeln, sind die Elemente und die Folgen derselben. Und deßwegen ist auch von ihr wahr: „Sagesse vaut mieux que force;“ — denn jede negative Kraft ist stets stärker als die positive, löst mit geringem Aufwande auf, was mit zehnfach größerem nicht wieder zu verbinden möglich ist.

Diese kluge Weisheit, diese Nützlichkeitsidee der sagesse führt zur Trennung, zur Zersplitterung; und was die Franzosen gethan haben, um zu einer innern Einheit zu gelangen, so sind sie doch zu Nichts gekommen, als zu einer Uebercentralisation, welche die Kräfte von ganz Frankreich absorbirend, auflösend, zernichtend, in einem einzigen Punkte eine, wenn auch an und für sich unendlich große, doch immer nur den hundertsten Theil von dem, was ganz Frankreich ohne ihn sein könnte, vermittelnde, Vereinigung geschaffen hat.

Und in diesem Mittelpunkte selbst wurde diese vereinte Kraft abermals im Wesentlichen stets nur negativ, nur zerstörend thätig. Wie die Geschichte dies im Großen beweist, brauche ich nicht erst zu zeigen. Daß übrigens diese Auflösung indirekt sehr gute und glückliche Folgen gehabt hat, wie in der Zernichtung der großen Besitzungen, in der Herstellung der kleinen Landeigenthümer — einer der radicalen und bleibenden Folgen der ersten Revolution — ist ebenfalls bekannt und allanerkannt. Sonst aber zeigt die Centralisation von Paris, oder was man so zu nennen pflegt, im Einzelnen überall dieselbe auflösende, negative Kraft. In jedem Zweige der Verwaltung tödtet sie das Lebensprincip, die eigenthümliche Thätigkeit aller untergeordneten Ausflüsse derselben. An die Stelle von denkenden Menschen traten überall willenlose, gut abgerichtete Maschinen, die stocken, sobald der vom eigentlichen Centrum ausgehende Impuls aufhört. Die Kraft im Centrum ist unstreitig größer, viel größer als die, die jeder Einzelne allein aufbieten könnte; aber sie ist tausendfach kleiner, als die aller, zu abhängigen Maschinen gewordenen, einer außer ihnen liegenden Kraft gehorchenden Menschen vereinigt sein würde, wenn sie selbstständig zu einem gemeinsamen Zwecke thätig werden könnten. Es ist ein radikaler Irrthum, wenn man vielfach behauptet, daß

Frankreich durch seine Centralisation stärker geworden sei, wie es ein Irrthum ist, wenn man glaubt, daß große Fabriken die Masse des Volks bereichern. Nirgends ist das Elend größer als in Fabrikländern, und nirgends das Volk schwächer, als in einem Lande, wo die ganze Staatskraft maschinenartig in einem einzigen Rade vereinigt ist. Paris ist Frankreich, das ist wahr, und am wahrsten in Beziehung auf die französische Nationalkraft, auf die geistige und materielle Nationalthätigkeit, und die Folge ist eben, daß Frankreich nichts mehr ist, sobald man Paris abrechnet. Wenn morgen ein Erdbeben Paris und alle Pariser zernichtete, so würde Frankreich in sich selbst zerfallen. — Diese Centralisation hat erst 50 Jahre gedauert; könnte sie ein Paar hundert Jahre dauern, so würde Frankreich auf den ersten Anstoß aus dem Buche der Geschichte verschwinden, wie das Weltreich China von einer Handvoll rüstiger Barbaren erobert werden konnte.

Das deutsche Sprüchwort gibt uns eine andere Definition von der Weisheit:

> Weis' ist der und wohlgelehrt,
> Der alle Dinge zum Besten kehrt.

Der Sinn dieses Spruches ist ein doppelter. Einmal kann derselbe bedeuten, daß der ein Weiser sei, der die äußern Ereignisse leite und lenke, und Alles so zu wenden wisse, daß sie zum Besten der Welt ausschlagen; dann aber auch, daß der Weise diesen Ereignissen, wenn sie ihn selbst näher berühren, und auch noch so unglücklich auf den ersten Augenblick erscheinen mögen, eine glückliche Seite abzugewinnen, und sie zum Besten zu kehren suchen und wissen wird. Und gerade in diesem Doppelsinn, in dieser zweifachen, aktiven und passiven, handelnden und sich fügenden Bedeutung würde das Sprüchwort eine ziemlich umfassende Definition der Weisheit geben; jener Weisheit, die sich Mühe gibt, sich regt und schafft, um Alles zum Besten zu lenken, und die dann, wenn ihr Mühen nicht das Ziel, das sie sich gesteckt, zu erreichen im Stande, sich mit Ruhe in ihr Geschick ergibt und selbst das Unglück zwingt, ihr zu einem Glücke zu werden, indem sie ihm die glücklichste Seite abzugewinnen weiß. — Daß aber das deutsche Volk sie in diesem Doppelsinne auffaßt, bekunden andere Sprüche. Der Spruch: „Weisheit ist des Lebens Auge,“ zeigt sie als die Alles beobachtende, Alles durchschauende Weltordnerin, und „der Weise trägt sein Glück bei sich;“ oder: „der Weise ist allein reich,“ als jene

ruhige Ergebenheit in das Geschick, die in der Bescheidenheit ihrer Ansprüche überall einen unerschöpflichen Schatz wahren Reichthums findet.

Wie die französische Weisheit ist dann auch die deutsche schweigsam, denn „der Weise hat seinen Mund im Herzen." — „Kurze Rede, gute Rede." — „Sage nicht Alles, was du weißt." — „Fromm und still." — „Rede wenig, höre viel." — Nur genügt das Schweigen nicht, wie schon das Fromm und Still beweist; überdies aber steht geschrieben: „Nichts sieht einem gescheidten Mann ähnlicher, als ein Narr, der das Maul hält;" somit gehört ein Weiteres dazu, das den schweigsamen Narren vom gescheidten Mann unterscheidet.

Die Weisheit des deutschen Sprüchworts ist, wo es nötbig ist, ebenso vorsichtig wie die des französischen, denn: „Was in des Weisen Gedanken, das ist in des Narren Munde." — Ja die Deutschen sagen sogar: „Weise sein ist nicht alleweg gut;" denn sie haben aus Erfahrung gelernt, wie gefährlich es ist, unter Thoren allein gescheit sein zu wollen; und da es der Thoren nicht gerade wenige in dieser Welt gibt, da sie das große Wort und Regiment führen, so ist es ganz klug, wenn der Weise sich eine Art Laufpaß von der Thorheit ausstellen läßt und nach dem Sprüchlein handelt, das da heißt: „Bei Weisheit muß eine Thorheit sein."

Die Weisheit des deutschen und die des französischen Sprüchworts stehen sich ziemlich scharf gegenüber und zeigen gleich von vorn herein Gegensätze, die wirklich in dem Charakter beider Völker begründet sind. Der Franzose betrachtet das Leben vielfach von der rein praktischen Seite; die Weisheit, sagesse, ist ihm eine Art Klugheitsregel, und wo sie mehr, wo sie zu einer philosophischen Ansicht des Lebens wird, charakterisirt er sie als den Zweifel. Von dieser zweifelnden Weisheit aber ist in dem deutschen Sprüchworte keine Spur zu finden, wie denn auch wirklich der Charakter des Deutschen derselben im Allgemeinen widerspricht. Der Scepticismus hat nie in Deutschland festen Fuß gefaßt, und wo er als philosophische Lehre in Deutschland auftritt, ist er eine ausländische Pflanze, die nur kümmerlich in dem fremden Boden fortkrüppelt. Alle in Deutschland selbst gezeugten philosophischen Lehren haben einen positiven Grund, sind glaubig in ihrer Art, bauen und schaffen und bilden sich eine neue, wenn auch nur in der Phantasie der Baumeister bestehende Welt. Es hat diese Art zu vielem, oft dem krassesten Unsinn geführt, aber dieser Unsinn selbst ist dem negativen

Resultate des Zweifels gegenüber immer noch ein Gewinn; denn wer an den Unsinn glaubt, sieht nur verkehrt, wer aber zweifelnd allen Glauben umstößt, ist mit Blindheit geschlagen; jener kann zur Einsicht kommen, dieser ist nur durch eine gefährliche Radikalcur zu retten oder für alle Ewigkeit verloren. Wo aber in Deutschland ein hoher Geist, wie Kant, wie Fichte, wie Hegel selbstständig schaffend dem Höchsten nachstrebte, da schoß das Licht in hellen Sonnenstrahlen hervor, da erstand der Welt ein neuer Versöhner.

An die Stelle des Zweifels, der sagesse, tritt in Deutschland die ruhige Ergebenheit des Weisen, der selbst das Unglück zwingt, ihm zum Glücke zu werden, indem er „alle Dinge zum Besten kehrt.“ Der Franzose empört sich gegen das Unglück, stürmt wie ein Titane gegen den Beschluß der Götter an und bezweifelt die Götter selbst, weil sie es wagen, ihm in seinen Handlungen und Bestrebungen mitunter feindlich entgegenzustehen. Es erscheint dies großartig, gewaltig und Ehrfurcht gebietend, wie verkehrt es auch ist. Der Deutsche, sich ruhig in sein Geschick ergebend, erscheint uns weniger poetisch groß, aber dafür hat er dann auch den Ersatz, daß er sich nicht unter dem Schutte des im wilden Kampfe eingerissenen Tempels begräbt. Er läßt die Götter walten, beugt sich vor dem Unvermeidlichen, dem Unausweichlichen, und hebt sich wieder, sobald der Sturm vorüber. Ja, das ist der Unterschied: im Stürmen, im Weltkampfe, in Empörung gegen jeden Widerstand ist der Franzose groß und Anerkennung ertrotzend, der Deutsche aber ist groß in Thaten des Friedens, gewaltig durch Beständigkeit, stark durch gleichmäßigen Gebrauch seiner Kraft, siegreich durch die Art, wie er sich selbst besiegt, und unterliegend sich stets wieder erhebt, und dort von Neuem beginnt, wo ihn das Geschick zwang, einen Augenblick stille zu stehen.

Wenn der Weise in Frankreich zweifelt — an Gott, an der Wahrheit, an der Menschheit — so gibt es doch für ihn und überhaupt für's Volk im Allgemeinen Etwas, das über allem Zweifel steht, und das ist: „er selbst.“ Er kann Gott leugnen, seine Ohnmacht behaupten; aber von sich selbst sagt er: „*vouloir est pouvoir.*“ Mit diesem Sprüchlein riß er den Thron seiner Könige um, schlug er alle Heere Europas, drang bis in die Wüsten Rußlands vor und lernte erst hier einsehen, daß

es noch etwas über seinem Willen gebe, und nannte dies einen Zufall, Schnee und Hunger. — Nach jenem Spruche scheint es für den Franzosen keine Unmöglichkeit zu geben. Und wenn er auch mitunter sagt: „à l'impossible nul n'est tenu", so versteht er darunter doch eigentlich nur, was er nicht will, und es ist ihm selten mit dem impossible so recht Ernst. Er will nur zum Unmöglichen nicht gezwungen sein; wollte er es aber einmal recht, so hielte er's auch für möglich.

In diesem einzigen Spruche aber liegt die Ursache der Größe Frankreichs und seines vorherrschenden Einflusses in der neuern Zeit. Wahrlich, es gibt kein Unternehmen, was Leuten, die so wie die Franzosen an ihre eigene Allmacht glauben, zu groß erscheinen könnte, Leuten, die so kecken Muthes das Höchste wagen und dann das Unglaubliche vollbringen. Aber gerade in diesem Spruche selbst liegt dann auch wieder die Ursache angedeutet, warum sie, sobald sie einmal auf das Unmögliche — das leider für Frankreich, trotz jenes Sprüchleins, möglich ist — gestoßen, um so unrettbarer verloren sind. Das Spiel: vouloir est pouvoir ist ein gewagtes; Alles steht bei demselben auf einem Wurfe, und mißlingt dieser Wurf nur einmal, so ist der Spieler verloren. Ich kannte als Knabe einen Invaliden, der mir oft von seinen Heldenthaten erzählte. Als er in den Krieg mußte, gab ihm eine alte Frau in seinem Dorfe, die man für eine Hexe hielt, ein Heiligenbild und versicherte ihn, daß ihn dasselbe unverwundbar mache. Fünf Schlachten focht er mit, ohne geritzt zu werden, und galt bald bei seinen Obern für einen der tapfersten Soldaten und wurde oft zu den gefährlichsten Handstreichen gebraucht. Mit Freuden ging er in's Feuer, war er doch kugelfest. In einem Scharmützel erhielt er endlich eine leichte Wunde am Beine. Der Zauber war gebrochen, und er gestand oft unverholen, daß er trotz der Narbe noch recht rüstig sei, ganz gut Gewehr und Waffen führen könne, nur keine sonderliche Lust mehr verspüre, sein Heiligenbild auf eine weitere Probe zu stellen. — Bei der Art, wie die Franzosen sagen: vouloir est pouvoir, fiel mir stets mein alter Schnurrbart ein. Ja, dieser Glaube, daß sie können, was sie wollen, ist derselbe, wie der meines Invaliden, der sich für kugelfest hielt. So lange er nicht an seinem Zauber zweifelte, war er der tapferste Degen des Regiments, sobald er zweifelte, ein gewöhnlicher Soldat, ja ein schlechter, der die erste Gelegenheit benutzte, sich in Sicherheit zu bringen. Und so auch mit dem Glauben der Franzosen an ihre Allmacht. So lange derselbe besteht,

sind sie unwiderstehlich, ist ihnen keine Gefahr zu groß, kein Unternehmen zu gewagt. Aber von dem Augenblick an, wo der Zauber gebrochen, wo der Glaube allgemein und durch unwiderlegliche Ereignisse zerstört ist, tritt die entgegengesetzte Wirkung ein und der Held flieht wie ein gescheuchtes Reh. Kein Heer der Welt hat größere Thaten aufzuweisen als das französische, aber auch keines kennt in dem Umfange, wie das französische, das, was man dort la terreur panique nennt, wofür die deutsche Sprache nicht einmal ein Wort hat. Der Geist, der die französischen Heere bis an's Ende der civilisirten Welt führte, war der Glaube an ihre unbesiegbare Allmacht, an ihr vouloir est pouvoir. Wie dieser Glaube zerstört war, hörte auch die Kraft auf; wo er nur schwankte, stellte sich sein Gespenst, sein geisterhafter Schatten, der panische Schrecken ein, der die Reihen auflöste, und die tapfern Soldaten, die eben noch die Welt stürmen wollten, vor einem Schreckbilde dahintrieb. Fluchten, wie die von Moskau bis an die Elbe, von der Elbe bis hinter den Rhein, von Waterloo bis hinter Paris, wo ein einziger Hurrahruf, ein paar Kosacken Tausende auseinandersprengten, hat nur das Heer aufzuweisen, das da sagt: vouloir est pouvoir. Es ist, als ob der Gott, den dies Wort lästert, oft lächelnd den an der Unmöglichkeit zweifelnden Helden eine kleine Lehre geben wollte, und sie dann, wie der Wind den Staub, vor seinem Athem hertriebe. Er schickt ein furchtbares Phantom unter sie, das sie mit seinem Flammenschwerte zurückschlägt und in die Flucht jagt.

Der Deutsche ist bescheidener, er sagt: „Der Wille ist's, der Alles thut;" aber deßwegen glaubt er nicht, daß wollen können sei, daß der Wille Alles könne, sondern nur: „Guter Will thut viel" und: „Wille ist des Werkes Seele."

Der Gegensatz ist scharf genug. Dort der Glaube, Alles zu können, was man wolle, hier das Eingeständniß, daß es noch etwas Höheres als den Willen gebe. Deßwegen denn auch in Deutschland lange nicht dieselbe Keckheit der That, wie in Frankreich, von der andern Seite aber auch ebensowenig das rasche Umschlagen vom unbegrenzten Selbstvertrauen zur unbegrenzten Vertrauungslosigkeit, von der höchsten Keckheit zum panischen Schrecken. Der Deutsche weiß, daß er nicht Alles kann, was er will, und deßwegen bricht sich seine Kraft nicht, wenn er auf eine Weile dem ihm entgegenstehenden Widerstande unterliegt. Wir werden noch oft

auf diese Eigenschaft zurückkommen und sehen, wie der Deutsche, selbst besiegt, sich nicht für verloren hält, wie er getrosten Muthes sich wieder von Neuem erhebt und mit dem Vertrauen: „Guter Will thut viel!" wieder von vorne anfängt. Daß er den panischen Schrecken nicht kennt, daß davon in seinen Kriegen kaum eine Spur vorkommt, dafür ist die Geschichte ein Beweis. Ob aber stets alle Deutschen die Seele des Werkes, den Willen, in dem Grade besitzen, wie man es von einem Manne fordern darf, ist die Frage, und sollte man dem Sprüchworte glauben, so gibt es in Deutschland auch Elende, von denen es heißt: „Der Wille thut's, sagt jener, und küßt den Flegel."

Es liegt in diesem Spruche mehr als ein humoristischer Hohn; denn er enthält eine Wahrheit, die zugleich ihre trostlose und ihre trostreiche Seite hat. Trostlos ist es, daß es überhaupt Leute gibt, die sich dazu zwingen oder bereitwillig finden lassen, den hingehaltenen Flegel zu küssen, und um so trostloser, je öfter dies der Fall. Dann aber liegt auch in der Art, wie sie hiebei zu Werke gehen, wieder ein Ersatz. Sie bleiben sich bewußt, daß es doch ein Flegel ist, den sie küssen, und ihn küssend, sagen sie: „Der Wille ist's, der's thut."

Christus sagte zu den Sklaven: „Seid freiwillig Sklaven", und in diesem freiwillig lag ihre moralische Emanzipation; denn was ich aus eigenem Antriebe, freien Willens bin, hört auf, für mich ein Zwangszustand, eine moralische Sklaverei zu sein. Und dieselbe Bedeutung hat jener Spruch. Auch er erlaubt eine moralische Freiheit bei äußerem Zwange. Und ich müßte mich täuschen, wenn darin nicht der schlagende Unterschied aller derjenigen läge, die in Deutschland und in Frankreich den Flegel küssen. In Deutschland gab und giebt es tyrannische Regierungen, Flegel zu küssen aller Art, und die Unterthanen und Beamten beugten und beugen sich oft genug unter das Joch. Das ist an und für sich schnöde genug; doch der Gedanke bleibt frei, entwickelt sich selbst in dem unterthänigsten Unterthanen und Beamten auf eine natürliche Weise. Der Grundsatz, die Idee wird gerettet, und tritt dann bald wieder lebendig und thatkräftig hervor. In Frankreich aber sind alle Beamten einer tyrannischen Regierung, welcher Art sie auch sein mochte, stets zu moralischen Sklaven derselben geworden, wie denn die Anhänger des Kaiserthums und der Restauration noch heute dafür ein schlagender Beweis sind. In ihrem Eifer verlernten sie, daß es ein Flegel war, den sie küß-

ten, und machten daraus eine heilige Reliquie, ein Götzenbild. Die Abgötterei eines Ludwig XIV., eines Napoleon, theilweise — wie von den Herren Persil, Fulchiron, Bugeaud — eines Louis Philipp hat kaum ein Gegenstück in der Geschichte Deutschlands, und gerade in Folge der freiwilligen Dienstbarkeit, die sich zwar zum Dienste herabläßt, aber nicht moralisch sich selbst aufgibt, sondern stets sich bewußt bleibt, und es mit echt deutschem Humor ausspricht, daß der Wille, und nur der Wille, nicht die höhere Pflicht es ist, die den Flegel zu küssen zwingt, — gerade dadurch wurde der Gedanke gerettet, und blieb der Diener frei genug, um selbst als Diener zum Fortpflanzer eines andern, eines höhern Grundsatzes zu werden.

Die deutsche und französische Art zu handeln tritt in diesen Gegensätzen klar genug hervor. Noch klarer wird sie durch das deutsche Sprüchwort: „Wo kein Rath, ist keine That", für das der Franzose nichts Entsprechendes hat. Und wirklich, für den, der nur zu wollen braucht, um auch zu können, oder besser, der sich einbildet, daß wollen auch können heiße, ist es überflüssig, die That lange vorher zu berathen. Ueberall sieht man den Franzosen in seiner Geschichte sich von Zeit zu Zeit augenblicklich erheben und rasch das Höchste vollbringen. Das Beispiel der Julirevolution ist das schlagendste in dieser Art; drei Tage genügten, um die Welt in ihren Angeln zu erschüttern. An eine vorhergehende, nothwendige Berathung dachte dabei kein Mensch. Ein einziger Ruf: „zu den Waffen!" Eine Parole: „vive la charte!" — das war Alles, um ein Heer, so groß als Frankreichs mannbares Alter zahlreich, zu bilden und zur That fortzureißen. Eine Folge dieser Art zu handeln ist dann aber auch, daß, nachdem das materielle Werk vollbracht, meist der Geist dem Geschaffenen fehlt, daß man zerstörend das Höchste geleistet, und meist am Wiederaufbauen scheitert. Denn gerade um der That einen bestimmten, klar gedachten und ausgesprochenen Zweck, um der materiellen Handlung ein geistiges Leben, dem Körper eine Seele zu geben, ist der Rath, der der That vorhergeht, nothwendig, und somit selbst auf Frankreich der Spruch: „Ohne Rath, keine That", anwendbar.

Der Deutsche ist nicht zu so rascher That, wie der Franzose, geschaffen und berufen. Selbst als Deutschland von Napoleon unterdrückt und mißhandelt war, gehörte ein Jahrzehend dazu, ehe es aufstand, und wohl noch manches Jahr würde es gewährt haben, ehe man zur That

geschritten, wenn nicht der äußere Anstoß hinzugekommen wäre. Schon im Kampfe der Germanen gegen Rom zeigt sich derselbe Charakter, dieselbe Verfahrungsweise:

„Im Rathe weile,
Zur That eile;"

oder auch:

„Erst wieg's,
Dann wag's"

sind die Sprüche, die diese Seite des deutschen Volkscharakters am klarsten hervorheben. Nur scheint es oft genug, daß der Deutsche auch gar zu lange ausharre und weile, bis er zur That greift. Die französische Redensart: „il ne perdra rien pour attendre," in der eine Art Drohung gegen den, auf den sie zielt, aber kein allgemeiner guter Rath, nicht zu rasch zu handeln, liegt, mag dann auch öfter auf deutsche als auf französische Art anwendbar sein, wie denn die Römer, so wenig als in der neuesten Zeit die Franzosen, viel dadurch gewannen, daß die Deutschen mehr im Rathe weilten, als eigentlich billig, recht und nothwendig.

Mir scheint es, daß in dieser Verschiedenheit der Denkungsart und Handlungsweise überhaupt der wechselseitige Beruf beider Völker, das Verhältniß, in dem eines zu dem andern steht, die Stellung, die sie in dem großen Werke der Geschichte einnehmen und einnehmen müssen, klar genug hervortreten. Die rasche, kecke Art des Franzosen, die sie glauben läßt, daß vouloir auch pouvoir sei, macht sie geeignet, auf Augenblicke das Höchste, das fast Uebermenschliche zu erreichen. Nichts widersteht ihnen in solchen Momenten; tausendjährige Institutionen stürzen vor ihnen zusammen, unbesiegte Völker weichen vor ihnen zurück. Aber nur Momente dauert dieser unwiderstehliche Aufschwung, und dann tritt eine Ruhe, eine Thatlosigkeit ein, die zweifeln läßt, ob wir demselben Volke gegenüber stehen. In Deutschland sind solche Momente eines unwiderstehlichen Aufschwungs seltener, hier gehen Rath und That Hand in Hand, und anstatt jenes raschen Sprunges des Franzosen, der in einem Satze die Grenzen des Raums und der Zeit zu überfliegen im Stande scheint, sehen wir hier ruhiges Fortschreiten, selten ein geistiges Stillestehen, nie jene moralische Umwandlung, die in Frankreich mit jedem Jahrzehend stattfindet. Das rasche, kecke Frankreich ist der Plänkler, das Vorpostenheer der Gesellschaft und hat den Beruf, bald hier-, bald dorthin einen Ausfall zu machen, um das Terrain zu sondiren, um den Feind zu re-

cognosciren und zu sehen, ob der Weg sicher oder nicht. Das ruhige, ernste, Rath und That verbindende Deutschland gehört zum Hauptheere, ist dessen Centrum, rückt langsam und sicher nach und entscheidet am Ende die Schlacht. So sprachen die Germanen das letzte Wort in dem Kampfe zwischen Rom und der Welt, zwischen Sarazenenthum und Christenthum, zwischen den Slaven und Europa, zwischen der Herrschaft des Papstes und der Emancipation des Gedankens, zwischen Napoleons Weltmonarchie und Europas Selbstständigkeit. Und überall war es jene ruhige, ernste, prosaische — wenn man so will — Handlungsart der Germanen, die zuletzt den Feind besiegte. Jahrhunderte dauerte der Kampf gegen Rom, Jahrhunderte strebte Deutschland gegen das Slaventhum an, rang ihm Scholle um Scholle ab, und drang ihm, als endlich der Kampf aufhörte, selbst auf friedlichem Wege seine Institutionen und vielfach seine Gebräuche und Gewohnheiten auf. Jahrhunderte hindurch protestirte die Welt gegen den Papst, bis endlich Deutschland seine Dreikrone zerbrach und Schritt für Schritt ein neues Jahrhundert hindurch, wie einst den Slaven, ihm Scholle um Scholle abrang.

Und Frankreich war fast überall in diesen Weltkämpfen das Vorpostenheer der Germanen. Gegen Rom focht vor uns Gallien und nutzte dessen Kraft halbwegs ab, gegen die Araber stand zuerst das südliche Frankreich im Kampfe, und gegen den Papst protestirte zuerst die gallische Kirche. In der neuesten Zeit hat Frankreich ebenfalls seine Vorpostenrolle übernommen. Es stürmte zuerst gegen die Mißbräuche des Mittelalters an; es drang zuerst auf Rußland ein; es wurde wieder der Plänkler der Welt und recognoscirte das geistige Feldlager der Feinde der Zukunft Europas, der Reste des römischen, der jungen Sproßen des slavischen Absolutismus. Und Deutschland wird abermals berufen sein, den Kampf, den sein kecker, tapferer Vorläufer begonnen hat, zur Entscheidung zu bringen. Beider Beruf ist schön; jenes hat die Poesie, dieses die Prosa des geistigen Kampfes, der That, zum Erbe erhalten, und deßwegen eilt jenes, sich selbst vergessend, auf Flügeln vorwärts, während dieses ruhig und besonnen seinem Ziele Schritt für Schritt näher tritt. Wenn aber Frankreich die Poesie der That, Deutschland die Prosa derselben erhalten hat, so söhnte das Geschick die ungleiche Vertheilung wieder dadurch aus, daß Deutschland die Poesie und Frankreich die Prosa des Gedankens zu Theil wurden.

Gerade im Sinne dieses Berufs, als Avantgarde der Menschheit, ist auch der Franzose ein stets bereiter Neuerer. Er sagt: „Au nouveau tout est beau.“ Und so ist ganz natürlich, daß er von Zeit zu Zeit das Neue versucht, um sich des Genusses des Schönen, das für ihn in der Neuheit selbst liegt, zu erfreuen. Der Deutsche im Gegentheil kennt die Eitelkeit des Neuen, er weiß, daß es bald wieder alt wird, mit einem Worte, er sagt: „All Ding ist nur ein Weile schön“; und so ist es denn eben so natürlich, daß er sich in diesem Bewußtseyn weniger Mühe gibt, als der Franzose, das Alte gegen das Neue einzutauschen, ja, daß er ruhig sagen kann: „Prüfe das Neue und das Alte, und das Beste behalte.“ Der Franzose dagegen scheint sich auf diese Prüfung nicht einzulassen; er greift um des Neuen willen zum Neuen, und daher kommt es denn, daß er oft genug erst, wenn er das Alte aufgegeben, einsieht, was er verloren:

bien perdu
bien connu.

Um seinem Berufe als Avantgarde der europäischen Civilisation nachzukommen, um das Terrain in der Zukunft zu sondiren, den Feind zu recognosciren, ist es eben nothwendig, daß der Franzose, rechts und links ausgreifend, bald hier, bald dort neue Versuche macht. Und gerade so ist es der Beruf des Centrums, des ruhig nachrückenden Hauptheeres, daß es nicht, wie jene, sich von dem ersten Eindrucke hinreißen lasse, daß es bedachtsam, an Alles den Prüfstein einer kälteren Besonnenheit anlegend, erst dann zur Handlung schreite, wenn es über die Nothwendigkeit und den Nutzen derselben sich selbst klar geworden; daß es erst dann das Neue annehme, wenn es sich durch die Prüfung ermittelt, daß das Neue auch das Beste sei.

Die etwas unbedachte Neuerungslust der Avantgarde läßt aber natürlich die Franzosen manchen vergeblichen und verkehrten Versuch machen. Doch das stört sie wenig; heitern Sinnes vergessen sie heute schon, daß sie sich erst gestern arg verrechnet. Ja, mag es ihnen augenblicklich auch noch so schlimm gehen, sie trösten sich bald, denn à quelque chose malheur est bon.

Auch der Deutsche hat ein ähnliches Sprüchwort, das da heißt: „Nichts ist so schlimm, es ist zu Etwas gut.“ — Aber ich glaube, daß der Franzose weniger aus dem Unglück den größtmöglichen Nutzen zu

ziehen sucht, als daß er sich mit der Hoffnung tröstet, durch das Unglück selbst gezwungen zu werden, um so rascher zu etwas Anderem, zu etwas Neuem zu greifen. Dann wenn ihn die Neuerungslust selbst in die schlimmste Lage gebracht hat, so geht ihm dies nur halb zu Herzen, und er tröstet sich sogar mit der Hoffnung, die ihm das Sprüchlein: „à force de mal tout va bien“ einflößt, für das der Deutsche kein correspondirendes Sprüchwort hat und keines brauchen könnte, da sein praktischer Ernst ihm sagt, daß das Unglück ein Unglück, nicht mehr und nicht weniger ist.

Wenn man sich so über das Wesen beider Völker klar geworden, wird man beiden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und nur wer Alles nach dem Maßstabe seiner Hauselle mißt, wird dem einen Volke es zum Vorwurf machen, daß es nicht wie das andere denkt und handelt. Beide sind zur Weltordnung nothwendig, und wenn Frankreich wie Deutschland handelte, oder Deutschland wie Frankreich, so würde die europäische Civilisation, die in beiden ihre festeste Stütze, nahe verwandte Vertreter hat, mit dem nächsten Sturme zusammenbrechen, durch die kecke Art der Franzosen sich das Haupt an dem nächsten Felsen einrennen, durch die bedächtige Art der Deutschen in Nichtsthun ihre letzte Kraft einbüßen. Nur Hand in Hand, das eine auf das andere fußend, sich beiderseitig vervollkommnend, werden sie das Ziel erreichen. — Daß man dies in Deutschland und in Frankreich begreifen lernen und nie vergessen möchte!

III. Allgemeine Klugheitsregeln.

„Strecke dich nach deiner Decke!“ ist in Deutschland eine Klugheitsregel, die französische Uebersetzung dieses Sprüchwortes: „comme on fait son lit, on s'y couche,“ dagegen eine allgemeine Wahrheit; jenes eine Lehre, dieses eine Erfahrung. Der Unterschied ist bedeutend und charakteristisch. Der Franzose weiß sehr gut, daß man stets gezwungen ist, sich nach seiner Decke zu strecken; aber es scheint ihm deßwegen nicht gerade nöthig, daraus eine Verhaltungsregel zu machen, und es widerfährt ihm oft genug, daß er die Wahrheit, den Erfahrungsspruch vergißt und etwas über die Schnur haut. Wenigstens in der Regel weiß sich der Deutsche besser nach seiner Decke zu strecken, sich zu fügen und zu

schicken, als dies beim Franzosen der Fall ist. Wie im öffentlichen Leben, so behalten auch im Privatleben beide Völker ihren gegenseitigen Charakter. Der Franzose bleibt in seinem Comptoir, seiner Werkstatt und, was man auch in der neuesten Zeit den armen Epiciers zur Last gelegt haben mag, selbst in der Boutike derselbe kecke, rasch handelnde, das Neue, Brillante suchende Weltstürmer; während der Deutsche hier so ruhig, ernst und stille fortschreitend ist, wie auf der großen Weltbühne. Er sagt deßwegen: „Lebe, wie du Ernte hast," und denkt gar nicht daran, daß es ihm je einfallen könnte, „de manger son blé en herbes;" denn das Sprüchwort fand es nicht für nöthig, ihn vor dieser Handlungsweise zu warnen, wie die Weisheit auf der Straße dies in Frankreich nicht vergessen zu dürfen glaubte. Der Deutsche weiß, daß er nicht weiter ausgreifen darf, als seine Mittel erlauben:

„Willst du den Bau nicht weinen,
Baue nur mit eignen Steinen."

Der Franzose würde sich durch ein solches Sprüchwortgesetz auf Schritt und Tritt eingeengt glauben. Er eilt auch hier mit Ungestüm vorwärts, spornt seine Kräfte auf's Höchste an, erreicht oft das kaum Erreichbare, aber sieht noch öfter den halbfertigen Bau zusammenstürzen. Dies aber hindert ihn dann meist nicht, sich nach dem ersten Schrecken allgemach wieder zu erholen und wieder auf dieselbe Weise an einer andern Stelle einen neuen Bau zu beginnen.

Der leicht befriedigte Deutsche sagt:

„Besser Ichts (Etwas)
Denn gar Nichts."

oder auch:

„Ist's nicht viel, so ist's doch ichts,
Bewahr dich Gott für gar Nichts."

Der Franzose aber antwortet: „Rien ou bien!" Hier wie in der Politik, wie im öffentlichen Leben, setzt er Alles gegen Alles, und hört nicht auf, bis er das Letzte verloren oder sein Ziel erreicht hat. Daß aber der Franzose in der Regel bei einer solchen Art zu handeln nicht dazu geschaffen ist, in Tagen, wo man ruhig und langsam fortwirkend dem Ziele entgegenrücken muß, zu einem glücklichen Endresultate zu gelangen, ist keinem Zweifel unterworfen. So haben die Franzosen fast nie eine friedliche Kolonie geschaffen, und nur wo sie Sklaven zu den langweiligen,

eine unermüdete Ausdauer fordernden Arbeiten benutzen konnten, entstanden unter ihnen mehr oder weniger blühende Kolonien. Dagegen solche Kolonien, wie die der Deutschen in den den Slaven abgerungenen östlichen Ländern Deutschlands, wie die in einzelnen Theilen Rußlands und Polens bestehenden, wie endlich die der germanischen Engländer und der Deutschen in Nordamerika, wo Ausdauer und Opfer endlich die höchste Blüthe des Landes hervorriefen, haben die Franzosen nie besessen und werden sie, so lange sie Franzosen sind, nie besitzen. Wie wahr diese Ansicht ist, beweist übrigens schon der Umstand, daß man in Frankreich ziemlich allgemein glaubt, England habe die Sklaverei in seinen Kolonien aus keinem andern Grunde aufgehoben, als um die französischen Kolonien, die Nachbarinnen der englischen, zu vernichten. So sehr sind die Franzosen selbst überzeugt — sicher ohne sich über die Ursache klar Rechenschaft zu geben — daß ihre Kolonien nur mit Sklaven bestehen können. Endlich aber ist Frankreich selbst ein Beweis für diese Ansicht. Nur im Norden Frankreichs, im Elsaß, Lothringen, der Normandie, und überhaupt, wo mehr germanische oder germanisirte Volksstämme wohnen, findet man wirklich blühende Länder, eine der Natur abgerungene größere Kultur. Im Süden Frankreichs aber, wo die Franzosen sich reiner erhalten haben, stößt man bei jedem Tagemarsch auf nackte Ebenen, in denen oft kein Baum die Sonnenhitze mäßigt; und nur da, wo die Natur ganz freiwillig Dienste leistet, findet man auch dort ein blühendes Land. Die Provence, die unter den Griechen und Römern die Kornkammer Italiens war, gleicht heute einem ausgedörrten Brachlande.

„Rien ou bien,“ sagt auch der Südländer und begnügt sich nur zu oft mit dem Rien, wenn das Bien nicht nahe genug liegt, wenn es sich nicht gleichsam von selbst bietet, im Fluge erhascht werden kann, wenn es mit unablässiger Sorge und Arbeit erst errungen werden muß. Doch ich werde darauf wohl noch in's Besondere zurückkommen, daher hier nur noch von ein Paar andern allgemeinen Klugheitsregeln.

Wir wissen, welchen Begriff beide Völker nach ihren Sprüchworten von der Weisheit, der Lebensphilosophie haben; die allgemeinen Klugheitsregeln sind diesem Begriffe angemessen. Der Franzose sagt: „Cache ta vie,“ oder auch: „ta chemise ne sache pas ta guise (pensée), und diese Klugheitsregeln gehen ganz und gar mit jener sagesse, die schweigt, wacht und zweifelt, Hand in Hand. Und das Sprüchwort ist

ein Wahrwort, wie sehr es auch mit den Ansichten, die man meist über den Charakter der Franzosen hat, im Widerspruche zu stehen scheint.

In Paris kann man Jahr und Tag mit Jemanden unter demselben Dache wohnen, ohne auch nur je ein Wort mit ihm gesprochen zu haben; ja man kann alle Tage mit vielen Franzosen Umgang pflegen, ohne je mit ihnen bis zu einem innigen Verhältnisse, zum Vertrauen gekommen zu sein. Der Franzose gehört der Gesellschaft an, er liebt dieselbe, ist für sie geschaffen; aber er ist meist ein Anderer in seinem Hause, und die Mehrzahl würde man sicher kaum wieder erkennen, wenn man, nachdem man sie einen Abend in Gesellschaft vor Witz und Laune übersprudeln sehen, ihnen in ihre Familie folgte und sie in Schlafrock und Pantoffeln auch hier ungestört beobachtete. Solche Gegensätze zwischen dem öffentlichen und dem häuslichen Leben sind in Frankreich an der Tagesordnung, und ich habe in dieser Beziehung sehr viele Erfahrungen gemacht. In den Provinzen ist das Leben oft noch abgeschlossener, und es ist nicht selten, daß der Nachbar seinen Nachbar nur durch ein Paar sogenannte Cancans kennt. Das Sprüchwort ist daher wahrer als Jemand glaubt, der seine Ansichten nur nach dem Aeußern bildet. Der Franzose ist leichtsinnig, offenherzig, vertrauend in Bezug auf Alles, was das äußere Leben anbelangt, in Bezug auf sein inneres Leben ist er verschlossen, zurückhaltend und geheimthuend und daher heißt es: „Cache ta vie.“

Der Deutsche kennt dieses Sprüchwort nicht, und er sagt im Gegentheil: „Wer's Licht scheut, hat nichts Gutes im Sinne.“ Offen und redlich kehrt er in der Regel sein ganzes inneres Wesen heraus und gibt sich, wie er ist. Uebrigens würde man Unrecht thun, wenn man das deutsche Srüchwort auf den Franzosen, der da sagt: Cache ta vie, anwenden und ihm zutrauen wollte, daß er nichts Gutes im Schilde führe. Es ist sicher nicht das Bewußtseyn oder die Absicht, Böses zu thun, die ihn veranlaßt, in der Regel die Thüre seiner Wohnstube hinter sich zu verschließen, wenn er den Salon verlassen hat. Der Franzose gehört der größern Gesellschaft an, der Deutsche dem engern Kreise seiner Familie, seiner nähern Freunde; jener ist im Salon, auf der Rednerbühne, auf dem Markte, dieser in seiner Arbeits-, Schlaf- und Kinderstube zu Hause. Und gerade deßwegen ist es natürlich, daß der Deutsche meist das Auge des Beobachters mehr in der Gesellschaft als in seiner Familie, und der Franzose im Gegentheile mehr in seiner

Familie als in der Gesellschaft fürchtet. Das natürliche Element des Einen ist ein anderes als das des Andern, und der eine fühlt sich behaglich, wo es dem andern nicht geheuer ist. Urtheile aber Keiner zu rasch und sage, diesem oder jenem gebühre der Vorzug; denn wahrlich der, der in Gesellschaft liebenswürdig ist, zahlt dem Ganzen einen eben so hohen Zoll, wenn nicht einen höheren, als der, der nur zu Hause seine schöne Seite herauszukehren weiß.

Im französischen Spüchworte: Cache ta vie, das eigentlich heißen sollte: Cache ta vie intérieure, liegt aber nichts, was an das deutsche: „Keiner ist weniger allein, denn allein", rührte. Der Genuß der Einsamkeit ist nur dem Deutschen gegeben, seine ewig schaffende Phantasie, sein abgeschlossenes, sich selbst genügendes Wesen läßt ihn die Einsamkeit suchen, schafft ihm in derselben eine Art Genuß, von dem der Franzose nur selten eine Ahnung hat. Der Franzose fühlt sich wohl im Gewühle der Menge und unheimlich, wo er sich selbst genügen muß. Er kennt in der Regel nur die Langeweile der Einsamkeit, selten das erhebende, gottahnende, Geist und Seele durchschauernde Hochgefühl derselben. Der Deutsche weiß: „Der Einsame ist entweder ein Engel oder ein Teufel." Aber ich glaube, daß es mehr einsame Engel in Deutschland und mehr einsame Teufel in Frankreich geben würde, wenn man das Sprüchlein wörtlich nehmen wollte.

Das abgeschlossene, sich selbst genügende Wesen des Deutschen, das ihn in der Einsamkeit einen hohen Genuß finden läßt, ist dann aber auch die Ursache, daß oft seine Art zu denken und zu handeln eine ausschließliche, zur Vereinzelung führende Richtung annimmt, wie das Sprüchwort beurkundet: „Wer einen Stein nicht allein heben kann, soll ihn auch selbander liegen lassen." Der Franzose hat nichts Aehnliches, und der in jenem Spruche enthaltene Gedanke ist seinem ganzen Wesen entgegen. An das gesellschaftliche Leben gewöhnt, ist er viel geneigter, gemeinschaftlich mit Andern zu handeln, als der Deutsche, der eben durch ein abgesondertes Leben im engern Kreise seiner Familie nur auf sich allein vertrauen gelernt hat. Die Individuen sind in Deutschland stärker gezeichnet als in Frankreich, die Masse der Gesellschaft dagegen in Frankreich viel lebendiger, thätiger und schärfer hervortretend als in Deutschland. Der einzelne Deutsche ist mehr werth als der einzelne Franzose — natürlich hier, wie in Allem, was vorhergeht und folgt, nur

im Großen — dagegen werden zehn Franzosen leichter zu einem gemeinschaftlichen Handeln zu bringen sein, als zehn Deutsche, und somit in der Regel zehn Franzosen, wenn ihnen erst einmal, was nicht schwer, eine gemeinschaftliche Richtung gegeben ist, mehr werth sein, um das Ziel zu erreichen, als ebensoviele Deutsche. In der Geschichte beider Völker zeigt sich das auf Schritt und Tritt. So oft die Franzosen thätig werden, aktiv auftreten, ist auch beinahe stets ganz Frankreich von derselben Idee beseelt, ein Mann denkt und handelt wie der andere, die ganze Nation steht für einen Gedanken ein. In Deutschland ist dies viel seltener der Fall gewesen. Die Selbstständigkeit, die geschlossene, selbstbewußte Individualität der Deutschen bleibt stets aufrecht stehen und widerstrebt einem solchen allgemeinen Impulse, bis dieser allgemeine Impuls zur *selbstgefühlten*, *selbstgedachten*, *selbstbewußten* — lauter Worte, die der Franzose nicht zu übersetzen im Stande ist — *Ueberzeugung* wird. Daher denn in Frankreich öfter und viel leichter Momente eines allgemeinen Aufschwunges als in Deutschland. Wo aber solche in der deutschen Geschichte vorkommen, sind auch die Deutschen unwiderstehlich. Die alten Germanen, die Protestanten, die Kämpfer von 1813 sind ein Beweis dafür.

Wie schön aber auch solche Epochen sind, so ist und bleibt doch das Sprüchwort: „*Wer einen Stein nicht allein heben kann, soll ihn auch selbander liegen lassen*", und der Geist, der es geschaffen, das größte Unglück für Deutschland, und jene Glanzepochen selbst sind dafür nur ein schwacher Trost. Die kräftigste, thätigste und selbstständigste Individualität ist immer nur ein Atom in der Gesellschaft, ein gebrechliches Rohr, das der Wind knickt, sobald es allein steht. Und selbst die Eiche kann vereinzelt dem Sturm nicht widerstehen. Die Gesellschaft ist aber nur durch ein gewisses Aufgeben der Individualität möglich. Die Deutschen finden, wie wir später sehen werden, das Mittel zur Herstellung der Gesellschaft in dem Gefühle der Pflicht, aber ihre abgeschlossene Individualität verhindert sie oft selbst in dieser Richtung zu einem gemeinschaftlichen Handeln zu kommen. Jenes Sprüchwort ist völlig antisocial, ein Unglück, weil es ein *Wahrwort* ist, und die schönsten Kräfte eines hochbegabten, den Mittelpunkt Europas bildenden Volkes lähmt. Es ist die Ursache, daß das erste Volk der Welt Jahrhunderte lang, so oft nicht ein Moment gemeinsamen Be-

wußtseins eintrat, von andern Völkern in's Schlepptau genommen werden konnte.

Wenn jenes Sprüchwort den Deutschen von den Feinden ihrer Freiheit, ihres Ansehens und ihrer Macht eingeflüstert worden wäre, so würde es sich natürlich genug erklären; denn es legt schwere Fesseln an ihren Fuß und hindert sie, ungestört dem höhern, ihnen gesteckten Ziele entgegen zu streben. Aber leider ist es zu tief in dem Charakter der Deutschen begründet, als daß man es für eine eingeflüsterte Lehre seiner Feinde erklären könnte, obgleich es deren tapferster Bundesgenosse ist. Ich wüßte ein anderes Sprüchwort, das retten könnte, und das da heißt: „Sei ein Fuchs unter Füchsen!" — Aber ich zweifle, daß, wie klar und bündig auch dies kluge Sprüchlein, wie oft der Deutsche es auch im Munde haben mag, er sonderlich zu der Rolle des Fuchses geschaffen ist. Das Sprüchwort des Franzosen, das dem deutschen hier am nächsten kommt, ist an und für sich ein Beweis, daß jener bereit ist, in dieser Beziehung weiter zu gehen, als der Deutsche; denn er sagt: „A trompeur, trompeur et demi." — Und abermals charakterisiren diese beiden Sprüchworte deutsches und französisches Wesen schlagend. Der Deutsche räth, unter Füchsen ein Fuchs zu sein, stellt sich mit dem, der ihn betrügen möchte, auf gleiche Stufe, wählt die gleiche Waffe, und zeigt sich zum Vertheidigungskriege bereit. Der Franzose aber begnügt sich damit nicht, er hütet sich mit Recht, sich mit einem Betrüger in einen ehrlichen, gleichen Kampf einzulassen, anstatt rein defensiv zu Werke zu gehen, verfährt er offensiv, und sucht den Betrüger nicht nur abzuwehren, sondern soviel als möglich selbst zu betrügen, nicht Fuchs gegen Fuchs, sondern trompeur *et demi* gegen einen einfachen trompeur. Der Deutsche erscheint hier augenscheinlich im Nachtheile, und wird sicher oft den Kürzern ziehen; denn, wie gesagt, die Fuchsrolle steht ihm schlecht an. Es bleibt ihm, seinen Feinden, allen Betrügern, die sich an ihn heranmachen wollen, gegenüber nur ein Nothanker, und der heißt: „Laß dich nicht verblüffen!" Und deßwegen erhob er diesen Spruch zu seinem eilften Gebot. Es sei Euer Morgen- und Abendgebet, Euer Amen zu jedem Tischsegen. Vergeßt es nicht, das eilfte Gebot: „Laß dich nicht verblüffen." Amen.

IV. Leichter Sinn. Arbeit. Geduld. Ausdauer. Rüstigkeit.

„Sorgen vertreibt der Deutsche mit Trinken, der Franzose mit Singen, der Spanier mit Weinen, der Italiener mit Schlafen" — so ein deutscher und zugleich italienischer Spruch; und wahrlich in Bezug auf die Deutschen und Franzosen ist derselbe schlagend genug. Der Deutsche nimmt sich die Sache ernster zu Herzen, er hat nicht den glücklichen, liebenswürdigen Leichtsinn des Franzosen, mit dem dieser, die Sorgen in den Wind schlagend, sagt: „Je m'en soucie comme des neiges d'autun" (ante annum), oder auch: „Je m'en moque comme de l'an quarante." Es faßt den Deutschen gewaltiger, wenn er einmal das Sorgenbrod nagt. So lange als möglich sucht er sich die Sorgen aus dem Sinne zu schlagen, denn er weiß:

Sorgen macht graue Haare
Und altert ohne Jahre,

oder auch: „Sorge macht eher alt, als reich;" aber das verhindert nicht, daß, wenn er einmal wirklich in Noth und Sorge gekommen, auch ein anderes Sprüchwort für ihn ein Wahrwort ist, das da heißt:

Sorg und Klage
Wächst alle Tage.

Ja der Deutsche „sorgt oft, wie der Hund, der den Mond anbellt", weil er sich einbildet, daß dieser in's Haus wolle; er schafft sich Sorgen, die oft gar nicht gegründet sind, und quält sich ohne Noth mit einer Zukunft, die ihm ein Geheimniß ist und bleiben muß. Das Sprüchwort kennt ihn recht wohl und weiß, daß ihm das Sorgen angeboren, und deßwegen räth es ihm nur, sich vor dem Zuviel zu hüten:

Sorg', doch sorge nicht zu viel,
Es geschieht doch, was Gott haben will.

Und in dem Schlusse dieses Sprüchleins selbst liegt ein gar wunderlicher, ächt deutscher Trost, der eher eine Befürchtung der da kommenden Dinge, ein anticipirtes passives Ergeben in dieselben, als eine leichtsinnige Sorglosigkeit verräth. Es wird dies nur noch klarer durch den Trostspruch: „Leid und Freud, mit fünfzig Jahr ist alles Eins." Das Grab ist ja der Friedhof des Deutschen, und nur hier hofft er dereinst von seinen Sorgen befreit zu werden.

Der Franzose kennt keine ähnlichen Sprüchworte, er bedarf derselben nicht; er sagt: Il faut laisser courir le vent par dessus les toits, und nur in einem besondern Falle spricht er von seinen Sorgen, und zwar indem er sagt: „Le chagrin ne paye pas de dettes." Auch der Deutsche hat das Sprüchwort:

Ein Pfund Sorgen
Zahlt kein Loth Borgen.

Aber ich weiß nicht, mir scheint es, als ob zu dem deutschen ein Seufzer, und zu dem französischen eine Art Juchhei! gehörte; als ob jenes im Cdur und dieses im Bmol Tone ausgesprochen werden müßte; als ob man bei jenem, ein Schnippchen schlagend, auf einem Beine herumspringen könnte, während man bei diesem, gesenkten Hauptes, wenigstens die Hände falten, wenn nicht ringen müßte. Jedenfalls sagt das Sprüchwort auch: „Borgen macht Sorgen."

Wenn es in Deutschland Leute gibt, die sich der Sorgen zu entschlagen wissen, so sind sie leichten Sinnes; leichtsinnig aber, wie der Franzose, ist der Deutsche nur höchst ausnahmsweise, und dann meist auch gewissenlos, und so der Leichtsinn nur die äußere Seite einer andern Eigenschaft, der innern Unredlichkeit. Man würde aber höchst unrecht thun, wenn man den leichtsinnigen Franzosen nach dem ausnahmsweise leichtsinnigen Deutschen beurtheilen wollte. Der Leichtsinn ist eine angeborene Seite des französischen Charakters, der den Franzosen nicht verhindert, als Ehrenmann seiner Pflicht, so weit er dies im Stande ist, nachzukommen, tüchtig und redlich zu sein, als Mensch und als Bürger sich keines innern Unrechts schuldig zu machen. Der Leichtsinn in Deutschland ist aber nur auf Kosten des ganzen volksthümlichen Charakters möglich, und wer in Deutschland wirklich leichtsinnig — nicht nur mitunter leichten Sinnes — ist, muß erst den Sieg über den angeborenen Ernst, die tiefe Redlichkeit, das durchgreifende Pflichtgefühl des Volkscharakters davon getragen haben, und steht dann an der Schwelle des Verbrechens, über die ihn die nächste Gelegenheit führen wird. Man hat dies oft in Deutschland, absichtlich oder unabsichtlich, übersehen, und den französischen Leichtsinn einseitig vom deutschen Standpunkte beurtheilt, und ihn dann dem Franzosen wie eine Art Verbrechen angerechnet, weil man an den deutschen Leichtsinn dachte, der der Schlechtigkeit und dem Verbrechen nahe genug steht. Ich aber sage euch: Hütet Euch vor einem

schwersinnigen Franzosen, wie vor einem leichtsinnigen Deutschen, und reichet getrost dem leichtsinnigen Franzosen die Hand; denn wo's gilt, wo's wirklich Ernst ist, könnt Ihr am Ende gerade so gut auf ihn bauen, wie auf den ernstesten Deutschen; wenigstens sein Leichtsinn allein verhindert ihn nicht daran, mit Rath und That Euch ehrlich und rüstig zur Seite zu stehen, wo ernste That Noth thut. Der philosophische Richter beurtheilt nicht das äußere Faktum allein, er sieht auch auf den Geist, der es geschaffen, den Charakter, der zur Handlung angetrieben hat; und erst durch diese wird dann das Unrecht bei diesem oder jenem Verbrecher mehr oder weniger strafbar, verdient die gute That einen geringern oder größern Lohn.

Die Denkungs- und Handlungsart beider Völker charakterisirt sich noch in den beiden folgenden Sprüchwörtern. Der Franzose sagt mitunter: „à demain les affaires," schüttelt sich und lebt eine Stunde des Vergessens, einen Abend der leichtsinnigen Sorgenlosigkeit. Das aber ist dem Deutschen ein wahres Grausen, er sträubt sich dagegen, denn: „Aufschub ist ein Tagedieb." Aber auch hiebei wieder muß man als Richter nicht vergessen, die beiden Parteien von ihrem persönlichen Standpunkte aus zu betrachten. Auch in Frankreich ist der Aufschub ein Tagedieb, nur nicht ein gar so arger und verbrecherischer wie in Deutschland. Denn der Franzose ist eben im Stande, rasch viel zu thun, während der Deutsche langsamer, aber sicherer zu Werke geht. Und gerade durch seine Raschheit kann dann der Franzose oft am andern Tage wieder einbringen, was ihm der Tagedieb Aufschub gestern gestohlen hat. In Deutschland wäre dies schwerer; daß es übrigens auch in Frankreich nicht immer der Fall, versteht sich von selbst.

Nur einen Aufschub erlaubt das Sprüchwort dem Deutschen eben so gut als dem Franzosen, und zwar das Aufschieben eines zu fassenden Beschlusses. Wir wissen, daß der Deutsche zur That eilen, im Rathe weilen muß, wenn er dem Gesetze des Sprüchwortes folgen will. Und gerade in demselben Sinne erlaubt jenes Gesetz, um des Rathes willen, einen Aufschub; nicht „à demain les affaires," wie der Franzose, sondern nur: „den Rath auf morgen" darf er sagen, denn: — „Guter Rath kommt über Nacht." — Der Franzose ist damit einverstanden: „La nuit porte conseil;" — und so gehen denn hier beide Völker Hand in Hand; nur wäre es vielleicht zu wünschen, wenn die Franzosen öfter dem Sprüch-

worte nachkämen, als dies der Fall zu sein scheint, und der Deutsche weniger oft selbst den Beschluß, den er getrost heute fassen könnte, auf morgen verschöbe. Der Grundsatz ist bei beiden anerkannt, und nur in der Ausnahme zeigt sich der Gegensatz. Die Ausnahme bei dem Franzosen besteht darin, daß er oft genug die Nacht nicht abwartet, die einen guten Rath bringen könnte, während bei dem Deutschen die Nacht, die er getrost abgewartet, nicht immer Rath und Entschluß bringt. Was der Eine zu viel hat, hat der Andere zu wenig.

„Patience adoucit les maux, qu'on ne saurait guérir." — Das sieht auch der Franzose ein; der Spruch ist für ihn eine Erfahrungswahrheit, die er nicht läugnen mag und kann; aber ich zweifle, daß er deßhalb ihn oft anwendet; denn sein Sprüchwort hat daraus keine Lehre, keine Verhaltungs- oder Klugheitsregel zu machen für nöthig befunden. Die Wahrheit erkennt er an, und damit abgemacht. — Der Deutsche sagt:

„Die Martyrwoch laß still vergehen,
Der Heiland wird schon auferstehen."

Und wahrlich, ich wüßte kaum ein schöneres, ein bezeichnenderes, ein das ganze Wesen des Deutschen in dieser Beziehung so klar aussprechendes Sprüchwort als das angeführte. Die Geduld und ihre Folgen sind für ihn mehr als eine Erfahrung, als eine Wahrheit, die er im Vorbeigehen anerkennt; er sucht und findet in derselben eine Lehre, und frommen Sinnes hofft er stille und ergeben auf den Tag der Vergeltung, der Wiedergeburt, der Auferstehung. Man hat diese Tugend oft bespöttelt, und sie hat leider auch ihre böse Seite, aber sie hat in Deutschland neben manchem Unkraut am Ende doch die schönsten Früchte getragen; sie hat den Deutschen oft in Noth und Elend aufrecht gehalten, sie hat ihm geholfen, oft selbst in der unglücklichsten Lage das Höchste zu leisten; die Kunst, die Wissenschaft, die Industrie verdanken ihr ihre großartigsten Entdeckungen. Sie war die Ursache, daß kein Sturm die Deutschen niederwerfen, sie zu entwurzeln im Stande war, daß sie aus allem politischen und Privatunglück stets mit der alten Kraft hervorgingen; und sie wird ebenfalls die Ursache sein, daß dereinst das deutsche Volk wieder in seinem ganzen Glanze nach Innen und nach Außen aufzutreten Kraft

genug behalten haben wird. Denn es ist Wahrwort: — „Der Starke wächst im Geduldgarten.“ Es dauert lange, ehe der Baum, der in dem Geduldgarten erwächst, zu seiner ganzen Kraft gekommen, denn „gut Ding will Weile haben;“ aber ist er einmal zum Baum geworden, so darf man auch von ihm sagen: „Geduld ist stärker als Diamant.“ Und wie lange es auch wird, „lange ist nicht ewig.“ Die Weisheit auf der Straße aber hat in Deutschland einen so hohen Begriff von der Geduld, daß sie dieselbe zum Maßstabe der Mannbarkeit macht und sagt: „An der Geduld erkennt man den Mann.“ Und wirklich, nur wer dem Unabwendbaren den ausdauernden Ernst, die Geduld, die nicht unterliegt, sondern sich nur beugt, um sich nach der Märtyrerwoche wieder zu erheben, entgegenzusetzen weiß, darf sich mit Recht einen Mann nennen.

Leider aber ist es auch wahr: „Geduld ladet Gewalt in's Haus.“ Es ist das nur zu natürlich, denn selbst der Löwe, der mit sich spielen, der ruhig den Esel walten läßt, ist am Ende nicht mehr vor dem Fußtritte desselben sicher. Und je länger er ausdauert, desto toller wird jenes Keckheit, je größer die Geduld, desto unverschämter die Anmaßung, bis zuletzt das Maaß überschritten ist und dann der im Geduldgarten Erstarkte den Frevler seine Kraft fühlen läßt. Denn es steht geschrieben: „Geduld, zu hoch gespannt, wird rasend.“ Und das ist abermals ein Wahrwort. Und der rasend gewordene Löwe ist dann eben ein Löwe und schlägt den Esel mit seinem Schwanze nieder, und zerreißt ihm mit Einem Hiebe seiner Tatze den ganzen Leib. Geduld! Geduld! Lange ist nicht ewig!

Der Franzose hat im Allgemeinen weniger Geduld als der Deutsche. Er ist nicht dazu geschaffen, lange einen passiven Widerstand zu leisten, und wenn ihm je das Geschick nur diesen übrig ließe, so würde er in demselben untergehen, oder wenigstens seine ganze Eigenthümlichkeit verlieren. Schon zur Zeit der Gallier bewährte sich diese Ansicht in ihrem vollen Umfange. Nie hat ein Volk sich tapferer gegen den äußern Feind gewehrt, nie so oft das kaum aufgelegte Joch abgeschüttelt, die kaum empfangenen Ketten gesprengt, und Alles an Alles setzend, den Kampf der Verzweiflung erneuert. Die Geschichte hat kaum ein erhebenderes Schauspiel aufzuweisen, und das Herz blutet, wenn wir ein so edles Streben, so großartigen Muth an der kalten Berechnung eines Cäsar, an der herzlosen Taktik eines Römerheeres scheitern sehen. Aber als dieser

Angriffswiderstand nicht zum Ziele führte, als die kecken Aufstände einer nach dem andern den Galliern ihre Ohnmacht gezeigt hatten, als sie an dem Siege verzweifelten, war auch das Geschick des Volkes entschieden, sein Todesurtheil gesprochen. Es verschwand aus der Geschichte, denn es war nicht im Garten der Geduld erwachsen, es kannte nicht die unbesiegbare Kraft des passiven Widerstandes, und deßwegen gingen die Religion, die Sprache, die Sitten und Gebräuche der Gallier unter und fanden nur in ein Paar unerreichbaren Stämmen eine letzte Zuflucht, damit wenigstens ein Zeuge ihres einstigen Bestehens übrig sei.

Die Germanen aber, hundertmal von den Römern besiegt, blieben in ihrem ganzen Wesen aufrecht stehen. „Geduld! Geduld! Lange ist nicht ewig!" Sie ließen die Martyrwoche stille vorübergehen und dann erstand der Heiland. Und dieser passive Widerstand nutzte Rom ab und ließ den Germanen alle ihre Kraft, so daß sie zuletzt nur um so stärker wieder hervortreten konnten. Der Gegensatz in den Kämpfen der Römer gegen die Gallier und die Germanen tritt überall hervor. Jene, stets angreifend, suchten die Römer auf, und die römischen Feldherrn wußten sehr wohl, daß sie gewonnenes Spiel hatten, wenn sie dem ersten Sturme ausweichen und die Gallier eine Zeitlang aufhalten konnten. Die Germanen dagegen zogen sich oft genug zuerst vor den Römern zurück, ließen sie vordringen, so weit sie wollten, und fielen erst über sie her, wenn sie an den Rückweg dachten. So wurde Varus besiegt und sein Heer aufgerieben, so die Legionen des Germanicus zum Rückzuge gezwungen und halbwegs vernichtet. Bei einzelnen Germanenstämmen, die sich vor der Macht der Römer gebeugt hatten, wie die Friesen, lernten jene dann auch das Sprüchlein: „Geduld, zu hoch gespannt, wird rasend," kennen und fühlten die Todesstreiche, die die rasend gewordene Geduld des Deutschen zu führen weiß. Wer aber die unbesiegbare Widerstandskraft germanischen Wesens ganz begreifen will, der bedenke, daß es inmitten Italiens sieben unbedeutende Dörfer gibt, deren Ursprung im Dunkel der Zeiten verschwindet, und die noch heute Deutsch sprechen, deutschen Gesetzen gehorchen und in deutscher Art und Sitte leben; der bedenke, daß das Elsaß seit vielen Menschenleben unter Frankreich steht und in seinen Bauern und selbst dem Mittelstande der Städtebewohner im Gefühl und Wesen so deutsch ist, als ob es kein Frankreich in der Welt gäbe. —

In der Handlung äußert sich die Geduld bei beiden Völkern ungefähr auf dieselbe Weise: „Hâtez vous lentement,“ sagt der Franzose, und der Deutsche erwiedert: — „Eile mit Weile.“ — Aber es scheint beinahe, als ob es dem Deutschen mit diesem Eile! nicht eben so ernst sei wie dem Franzosen mit seinem *Hâtez* vous; denn oft genug sagt jener kurzweg: „Langsam und gut.“ — Er scheint sich sogar in dem Gedanken, ruhig und langsam fortzuschreiten, oft mehr als nöthig zu gefallen, denn nach seinen Sprüchwörtern: „Allgemach kommt auch weit,“ — oder gar: „der hinkende Bote kommt eben so weit“ — zu urtheilen, ist keine Gefahr vorhanden, daß es mit dem Eile! so böse gemeint sei.

Bei beiden Völkern findet man dann ebenfalls in der Wahrheit auf der Straße die Lehre angedeutet, sich vor dem zu schnelle zu hüten. Der Franzose sagt: „Qui trop se haste, en beau chemin se fourvoye.“ — Die Sprache dieses Sprüchworts gehört vergangenen Jahrhunderten an, und so könnte man denn beinahe befürchten, daß die Franzosen es vergessen haben, daß es nicht mit ihnen fortgeschritten ist, daß das Sprüchwort in seiner altfränkischen Tracht den neumodischen Franzosen allgemach fremd geworden. Böse ist es jedenfalls, daß sie es nicht für nöthig gefunden, es in die Mode der neuern Zeit zu kleiden.

Der Deutsche hat vor der zu großen Eile einen solchen Respekt, daß er selbst nicht einmal dem Zuviel, sondern schon dem Viel, dem Sehr ein gar böses Geschick verkündet und sagt: „Eile sehr brach den Hals.“ — Ja, ganz allgemein heißt es bei ihm: „Eile thut nicht gut.“ Er fürchtet den Eilenden, den rasch Handelnden, denn: „Eilen ist des Rechtes Stiefmutter“ und „der Eilende wird nicht ohne Sünde reich.“ Daß er dabei vor dem Zu schnelle, vor Uebereilung sich so viel als möglich hütet, versteht sich ganz von selbst, und so ist er in dieser Beziehung mit dem Franzosen einverstanden: „Allzubehende hat's oft verfehlt,“ „Allzufrüh kommt unrecht,“ und endlich: „Was zu früh zeitig wird, fault bald.“ Mit einem Worte, der Deutsche weiß: „gut Ding will Weile haben;“ er weiß dies besser als der Franzose, und wie bei andern Eigenschaften, in welchen beide Völker halbwegs dieselben Ansichten theilen, bei denen sie bis zu einem gewissen Punkte Schritt halten, weichen auch hier die Deutschen und Franzosen, sobald ihre Art zu einer Unart, ihre Tugend zu einer Untugend wird, nach entgegengesetzten

Richtungen aus, weßhalb denn der Deutsche wohl zu langsam, der Franzose dagegen eher zu rasch handeln kann. Das deutsche Sprüchwort deutet diese verkehrte Richtung für die Deutschen an, das Wesen der Franzosen ist bereits klar genug und wird an andern Stellen noch klarer hervortreten.

Wenn aber der Franzose weniger Geduld, weniger Widerstandskraft als der Deutsche hat, so besitzt er deßwegen nicht weniger eine gute Dosis Ausdauer in der Handlung. Seine Gesetzsammlung der Weisheit auf der Straße hat in Bezug auf diese Eigenschaft einen Reichthum, eine Fülle, wie wir sie selten bei andern Eigenschaften finden. Vorerst heißt es: „Persévérance vient à bout de tout.“ Das genügt ihm aber nicht, und somit geht er weiter und sagt: „Qui sert et ne persert, son loyer pert,“ oder auch:

„Mal attend, qui ne perattend,
Qui bien attend ne surattend.“

Er weiß es: „Du premier coup n'echèt pas l'arbre!“ und endlich hat er noch einen Erfahrungssatz, der da lehrt: „Un souris coupe un cable, et de petits coups répétés abattent des grands chênes.“

Wer nur die Oberfläche sieht, nur das äußere Wesen der Franzosen kennt, wer den französischen Leichtsinn nach dem deutschen Maßstabe mißt, wird nie eine richtige Idee von dem Charakter dieses hochbegabten Volks haben. So sprechen die Deutschen ihm die Eigenschaft der Ausdauer, die seine Sprüchwörter für dasselbe in Anspruch nehmen, oft genug ohne Umstände ab. Und doch gibt es kaum ein Volk, das diese Gabe in der Handlung, in der Thätigkeit, wenigstens von Zeit zu Zeit, schuck- und ruckweise, so oft es für irgend etwas begeistert, enthusiasmirt worden ist, in einem höhern Grade besitzt. Seine Geschichte schon beweist dies klar genug. Fast von Jahrhundert zu Jahrhundert sehen wir eine Idee sich dieses Volks bemeistern, es in Thätigkeit setzen, und dann dasselbe, einmal zur Thätigkeit gelangt, mit einer Rücksichtslosigkeit, mit einer Ausdauer dem Ziele entgegenstreben, wie dies nur bei einem edeln, rüstigen, enthusiastischen Volke möglich ist. So waren sie es, die zuerst das Kreuz nahmen, und die zuletzt auf dem heiligen Grabe ausdauerten. Der Kampf des dritten Standes gegen die Vorrechte der geistlichen

und weltlichen Aristokratie begann in Frankreich, dauerte Jahrhunderte und endigte mit der Revolution. Und die Revolution selbst, die ein einzelner Redner im Palais-royal in Gang brachte, wurde dann von den Franzosen weiter getragen, auf allen Schlachtfeldern Europas vertheidigt, bis sie in Moskau angelangt war und hier in dem Brande der Hauptstadt Altrußlands ein erstes Ziel fand. Mag man ein Freund oder ein Feind der Revolution sein, es ziemt dem Vernünftigen, einer volksthümlichen Eigenschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und dieselbe Gerechtigkeit, dieselbe Anerkennung ihrer Ausdauer verdienen die Franzosen auch wegen ihres fünfzehnjährigen Kampfes gegen die Restauration, die, als sie ihr Ziel erreicht hatte, in drei Tagen gestürzt wurde.

Im Privatleben aber zeigt sich diese Eigenschaft oft noch klarer. Selten beginnt ein Franzose ein Unternehmen, an das er, nachdem er dasselbe einmal begonnen, nachdem er sich für dasselbe enthusiasmirt hat, nicht seine ganze Kraft und seine ganze Habe setzt, um es zum Ziele zu führen. Ja es ergreift ihn dabei eine Art Schwindel, und selbst das Unglück, die größten Verluste sind meist nicht im Stande, ihn aufzuhalten. Ob er auch der Sache überdrüssig sei, er gibt sie doch nicht auf, denn: „On va bien loin depuis qu'on est las.“ Erst die Unmöglichkeit, der gänzliche Ruin seines Vermögens bezeichnen die Grenze, an der er stille stehen bleibt. „Rien ou bien!“ Wir kennen dies Sprüchwort schon. Es ist auch in Beziehung auf die oft halsstarrige Ausdauer der Franzosen ein Wahrwort.

Und hier tritt denn der Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen wieder so klar als möglich hervor. Die deutsche Ausdauer ist besonnener; den Enthusiasmus, den Schwindel, die Halsstarrigkeit, die den Franzosen ergreift, kennt der Deutsche nicht. Er sagt ruhig: „Ende gut, Alles gut,“ und deßwegen arbeitet er dann rüstig und ausdauernd auf das Ende zu, und denkt, so oft es nicht rasch genug geht: „Was Eine Stunde nicht thut, thun zwei.“ Aber er vergißt dabei nicht, daß doch das Ende nur gut, wenn es eben ein gutes Ende ist. Er sucht das Ganze zu übersehen und überlegt daher, ehe er beginnt, daß es „besser unbegonnen, als unvollendet;“ und während des Laufs des begonnenen Geschäftes sagt er sich: „Thue es recht, oder laß es ungethan.“ So verringert er die Gefahr eines unglücklichen Ausganges und darf mit mehr Zuversicht auf ein gutes Ende hoffen.

Wo aber der Unterschied in der Ausdauer, in der Art, wie beide Völker ein begonnenes Geschäft zum Ziele führen, am klarsten hervortritt, das ist in dem deutschen Sprüchwort: „Wer auf halbem Wege umkehrt, irrt nur um die Hälfte," im Gegensatze zu dem Sprüchwort: „On va bien loin depuis qu'on est las," im Widerspruche mit dem Schwindel, der oft den Franzosen bei einem einmal begonnenen Geschäfte erfaßt, so daß er spricht: „Rien ou bien!" — Wie überall, so auch hier, reißt es den Franzosen unwiderstehlich vorwärts, während der Deutsche sich ruhig seiner bewußt bleibt, und einhalten kann und einhält, wo er merkt, daß er auf verkehrtem Wege ist. Der Franzose erreicht so oft das Ziel schneller, der Deutsche erreicht es sicherer; der Franzose nutzt sich oft rascher ab, weil er Alles an Alles setzt, der Deutsche bleibt aufrecht stehen, weil er eher seinen Irrthum einsieht und dann denselben getrost fahren läßt. Beide aber schaffen Großes, und Beide würden das Höchste zu leisten im Stande sein, wenn der Enthusiasmus mit der Ruhe Hand in Hand, wenn die Raschheit des Franzosen bei der Sicherheit des Deutschen, die Sicherheit des Deutschen bei der Raschheit des Franzosen in die Schule gehen könnten.

In der Arbeit selbst sind beide Völker wieder in ihrer Art rüstig. Dem Franzosen genügt es nicht, die Zeit zu benutzen: „Pourquoi tuer le temps, quand on peut l'employer?" sondern, ungeduldig dem Ende zustrebend, möchte er ihr Flügel geben, und da dies nicht immer geht, so begnügt er sich damit, „de pousser le temps avec l'épaule." Es scheint ihm nicht mehr als billig und recht, daß man die Festtage feiert, aber er sagt auch: „Il ne faut pas chômer les fêtes avant qu'elles ne viennent." Wenn er die Arbeit nicht gerade sehr hoch stellt, so hört man doch mitunter den Spruch: „Le travail ne déshonore pas." Die Faulheil aber ist ihm zuwider, denn: „Le paresseux voudrait bien manger les amandes, mais il craint jusqu'à la peine de casser les noyaux."

Eines seiner Sprüchwörter: „Petit à petit l'oiseau fait son nid" sollte glauben machen, daß er, wie der Deutsche, einen Stein nach dem andern ruhig an sein Gebäude tragen könne, bis es vollendet. Mitunter mag dies der Fall sein, aber gewiß ist diese Eigenschaft nicht eine vorherrschende des Volks, sondern nur etwa der Klasse, die man in der neuern Zeit les épiciers zu nennen beliebt. Uebrigens ist auch das

Sprüchwort nichts als eine Erfahrung, eine gemachte Beobachtung, und keine Lehre, keine Verhaltungsregel, wie jenes „pourquoi tuer le temps, quand on peut l'employer?“ und so manches andere, in denen sich eine Nationaleigenschaft kund gibt.

In den deutschen Sprüchwörtern tritt deutsches Wesen an und für sich, und auch in seinem Gegensatze zur französischen Rüstigkeit wieder so klar als möglich hervor. — Vorerst heißt es hier: „Aller Anfang ist schwer.“ — Der Franzose kennt dies nicht, ja wir haben bereits ein Sprüchwort: „au commencement tout est beau“ — kennen gelernt, das auch hier Anwendung findet; denn wirklich, in seiner kecken Art, bei seiner Lust am Neuen erscheint ihm selbst die ungewohnte schwere Arbeit, wenn sie nur neu ist, am Anfang leicht und schön. Oft genug geschieht es dann aber auch, daß, wenn kein Enthusiasmus, privater oder öffentlicher, mit im Spiele ist, mit dem Reiz der Neuheit auch die Lust am Werke aufhört, und der Franzose dann sucht, dasselbe von sich abzuschieben. Der Deutsche dagegen gewöhnt sich eher an das, was ihm im Anfang schwer erschien, und gerade, weil es ihm Anfangs schwer vorkam, wird es ihm nach und nach leichter, und dann geht es ruhig und rüstig dem Ende zu; denn „besser nicht angefangen, als erlegen.“ — Wie schwer ihm aber auch der Anfang erscheint, so schreckt ihn das Ende nicht ab; ein: „Frisch gewagt ist halb gewonnen!“ genügt ihm oft; er greift zu und führt's durch, denn: „Hoffen und Harren, macht Manchen zum Narren.“ — Die Zeit aber geht ihm nicht zu langsam, er weiß, wie nothwendig sie ist, und daß „gut Ding Zeit und Weile haben will;“ und deßwegen fällt es ihm denn auch nicht ein, sie, wie der Franzose, bei den Schultern zu nehmen und vorwärts zu stoßen. Im Gegentheil arbeitet er ruhig und langsam fort und sagt: „Wen man nicht jagt, der soll nicht laufen.“ — Deßwegen glaube man aber ja nicht, daß er sich nicht selbst treibe, daß er nicht rüstig und thätig sei, wo er nicht gejagt wird. Das Sprüchwort selbst ist ein Beweis für das Gegentheil; denn wie man in Rom ein Gesetz gegen den Vatermord erst dann für nothwendig hielt, als wirklich Vatermorde vorkamen, so wurde auch das Gesetz der Weisheit auf der Straße, das verbietet, nicht zu laufen, ehe man gejagt wird, wohl erst nöthig, als der Gesetzgeber, der gesunde Menschenverstand sah, daß der Deutsche sich oft genug gegen dasselbe versündige, und eher zu viel als zu wenig

thue. Im Gegentheil haben wir gesehen, daß der Franzose ein Sprüchwort für nöthig hielt, in dem er anbefahl, die Feste nicht zu feiern, ehe sie gekommen. Der Deutsche ist weit entfernt, einer solchen Warnung zu bedürfen, denn er feiert nur, wenn sein Werk vollbracht, und so heißt es: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen." Und ebenso sagt er:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste.

Wenn er selbst aber rüstig bei der Arbeit ist, so verlangt er auch von Andern gleiche Rüstigkeit und sagt insbesondere von den Arbeitern: „Wie die Arbeit, so der Lohn", oder auch bäurisch grob und ernst: „Wer will mit essen, soll auch mit dreschen", oder gar noch allgemeiner: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Es ist das ein scharfes Wort, ein ernstes Urtheil, aber es ist gerechter als irgend eines, das je gesprochen worden, und hieße der Richter Salomo.

Aber das Alles genügt dem Deutschen nicht. Nicht nur eine Pflicht, eine Menschen- und Weltpflicht scheint ihm die Arbeit zu sein, die unerläßlichste, die, die erst ein Recht gibt, zu essen, und somit zu sein; sondern er erhebt sie über Geschick und Zufall und adelt sie gleichsam, wie sie in seinen Augen die Arbeiter selbst adelt.

„Handwerk hat einen goldenen Boden," ist nur die Einleitung in die Reihe dieser erhebenden, dieser unvergleichlichen Kernsprüche eines Kernvolkes. Weiter aber als dieses Sprüchwort, das den Handwerker gleichsam auf einen goldenen Thron stellt, geht schon das: „Fleiß ist des Glückes Vater." Der Zufall muß sich vor ihm beugen; das Mißgeschick hat ihm gegenüber keine Macht mehr; die wetterwendische Göttin des Glücks kann nichts gegen den Fleiß, der sie entwaffnet, besiegt und an seinen Pflug spannt. Aber wie Fleiß des Glückes Vater ist, so ist „Arbeit des Ruhmes Mutter." Ruhmvoll, ehrenvoll, geadelt erscheint der im groben Kittel, in zerrissenem Wamms, im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienende Arbeiter vor dem Gesetzgeber des deutschen Sprüchwortes; und so zu Ehren gekommen, darf er stolz um sich sehen und namenlos sich den Stolzesten der Erde keck gegenüber stellen, denn der Schweiß seines Angesichts ist sein adelig Blut, und er hat einen Ahnen, der da Fleiß heißt, und eine Mutter, deren Namen Arbeit ist.

Endlich aber adelt die Arbeit nicht nnr in dieser Welt, sondern

begründet auch ein Recht, vor Gottes Richterstuhl mit Vertrauen zu erscheinen, denn: „wer treulich arbeitet, betet zwiefältig.“ Und so erringt Arbeit nicht nur Ruhm und Ehre, sondern selbst die Palme und den Heiligenglanz.

Ich habe in manchem Geschichtswerke gelesen, manches Volkes Art und Weise zu erforschen gesucht, aber ich glaube nicht, daß es eines gibt, oder je gegeben, welches der Arbeit eine höhere Stellung angewiesen, als das deutsche. Hiernach zu sagen, daß der Müssiggang in Deutschland ein scharfes Urtheil zu erwarten habe, ist kaum nothwendig. Wie ernst aber dieses Urtheil, zeigt vorerst das Sprüchwort: „Zum Müssiggang gehört hoher Zins oder — hoher Galgen.“ — Dann aber heißt es:

Müssiggang
Ist aller Laster Anfang,

oder auch:

Müssiggang
Ist der Tugend Untergang,

und endlich:

Müssiggang
Ist des Teufels Ruhebank.

Wo aber deutsches Wesen noch klarer wird, ist in dem Sprüchwort: „Müssiggang ist eine schwere Arbeit.“ Und wirklich, der Deutsche ist dazu verdorben, er ist so wenig zum Müssiggehen gemacht, daß er der Arbeit nicht halb so schnell überdrüssig werden würde, als des Nichtsthuns.

Es durchglüht mich ein erhebender Stolz, wenn so mein Volk, geadelt durch Arbeit und Fleiß, strenge gerecht, den Müssiggang als das höchste, des Hungers würdige Verbrechen bezeichnend, ruhig und ernst allen andern Völkern gegenüber tritt. Ich weiß es, es ist nicht adelig im Sinne des Unsinnes, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, und anstatt eines Pergamentes die schwielenharte Hand aufzuweisen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo der Unsinn eben Unsinn und nichts weiter sein wird, und dann wird die schwielenharte Hand die Stelle des Pergamentes vertreten und das Sprüchwort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,“ nicht nur ein Gesetz der Weisheit auf der Straße, sondern auch ein Strafgesetz der Gerechtigkeit im Richtsaale sein.

Die Franzosen sind im Ganzen ein viel adeligeres Volk als die Deutschen, adelig, was man bisher meist so nannte. Sie haben ein gewisses aristokratisches Wesen, das sie oft genug recht schön kleidet; sie sind ritterlich keck, wagen viel, setzen oft Alles auf einen Wurf, arbeiten, als ob sie spielten, und handeln meist wie große Herrn. Cäsar hätte ein Franzose sein können. Die Deutschen aber sind plebejischer Art, strenge und ernst; weniger keck als ihre Nachbarn, wagen sie nicht mehr als nöthig, setzen nie Alles auf einen Wurf, arbeiten, als ob sie arbeiteten, und denken und handeln ächt demokratisch, wie's dem schlichten Volke gebührt, Ehre in der Arbeit suchend, Schande im Müssiggange findend. Cincinnatus hätte ein Deutscher sein können. — Cäsar und Cincinnatus!

V. Die Frauen.

Die Geschichte Frankreichs ist voll der größten und schönsten Thaten, von Frauen vollbracht. Alle Zeiten hätten ihnen Ehrentempel bauen dürfen, und man könnte eine Vendomesäule errichten, der gegenüber die der grande armée erblassen müßte, wenn alle Heldenthaten der französischen Frauen, alles Große und Schöne, was sie vollbracht, auf derselben eingegraben stände. Von den Celten bis auf die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts herab gibt es keine einzige bedeutende Epoche in der Geschichte Frankreichs, in der nicht eine Frau wie die Sonne vorleuchtete, um die sich die Männer wie ihre Satelliten drehen. Die größten Ereignisse Frankreichs knüpfen sich an den Namen eines Weibes; eine Johanna von Orleans setzte den Eroberungen der Engländer in Frankreich eine Grenze; eine Agnes Sorel trieb sie, selbst ohne ihre Rolle als Weib aufzugeben, aus Frankreich; eine Roland konnte sich berufen glauben, der Revolution Fesseln anzulegen; eine Charlotte Corday wagte zuerst dem Schrecken und seinem furchtbaren Propheten Marat entgegenzutreten; eine Staël war groß genug, um die Eifersucht des Besiegers von ganz Europa zu erregen; eine George Sand stellt Alles, was die Literatur heute Ausgezeichnetes in Frankreich besitzt, in Schatten. Und um diese Heldinnen der That und des Gedankens reihte sich stets ein Heer von Größen zweiten Ranges, das abermals den Männern nicht nachsteht. Die Verhält-

nisse, die Ereignisse rufen die großen, ausgezeichneten Menschen hervor, und in kleinen Zeiten gibt es auch nur kleine Menschen. Aber die Menschheit mißt stets mit ihrem individuellen Maßstabe, und so nannte sie oft selbst die Kleinen groß, weil sie nur über die noch Kleineren hinausreichten. So hieß ein Ludwig XIV. bei seinen Zeitgenossen der Große, aber wahrlich, eine Maintenon überragt ihn um seine ganze Höhe. Sie war als Dienerin geboren und wurde eine Herrscherin, und er, ein geborner Herrscher, ein Diener ihrer Laune. Doch wozu die Namen und die Beispiele mehren? Jede Seite in dem Buche der Geschichte Frankreichs, auf gut Glück aufgeschlagen, beweist den Ernst, die That- und Willenskraft, ich möchte beinahe sagen die Mannbarkeit der französischen Frauen.

Aber nicht nur in der Lapidarschrift der Geschichte steht in Frankreich allwärts der Name einer Frau oben an, oder wenigstens auf gleicher Höhe wie der der höchstgestellten Männer, sondern auch in den Stereotypen des Alltagslebens zeigt sich ihre That- und Willenskraft. Die Pariser Salons beherrschten, regierten und gouvernirten lange Zeit, und theilweise noch heute, ganz Frankreich, und die Frauen herrschten und herrschen noch heute in den Salons. Die Männer waren meist nur die verantwortlichen Herausgeber des Willens der Weiber. An die Stelle der Salons sind nun seit 1830 vielfach die Boutiken getreten. Der Boden der Herrschaft hat sich erweitert, das eigenthümliche Element ist aber dasselbe geblieben; wie früher die Frauen Frankreich ausschließlich durch die Salons beherrschten, so beherrschen sie es jetzt theilweise auch durch die Boutike, denn die Frau ist Herrin und Meisterin in derselben. Sie leitet die Geschäfte, sie führt Buch, sie ordnet und schafft, ist unablässig thätig, ist die Erste und die Letzte im Comptoir und waltet und schaltet über Alles. Der Mann ist meist nicht mehr als der erste Commis du dehors. Ich habe große Kaufhäuser gekannt, die bald nach dem Tode der Frau des Kaufmanns bankerot machten, weil das Alles übersehende Auge, der schaffende, ordnende Gedanke mit der Frau erstorben waren.

So erklärt es sich denn natürlich, daß gerade in Frankreich die Weiber zuerst an die sogenannte Emanzipation der Frauen dachten, und dieselbe dort der Anhängerinnen so viele fand. Auf den ersten Blick scheint es so gerecht, als nur irgend etwas, daß der Theil der

Gesellschaft, der so oft in Frankreich den Männern voranschritt, der es rettete, wenn es dem Untergange nahe war, der stolz dem Feinde in's Auge sah, wenn alle Männer zitterten, der im Salon und in der Boutike unbestritten herrscht, auch öffentlich als gleichberechtigt mit den Männern anerkannt werde. Sie verdienen aber ein besseres Loos, und deßwegen bewahre sie Gott vor der Emanzipation.

Wenn übrigens die französischen Weiber noch immer nicht Bürger, Deputirte, Generale, Corporale und Tambourmajors werden können, wenn ein Gesetzchen des Code Napoléon will, daß sie dem Manne gehorchen, so ist das nicht so wörtlich zu nehmen, denn ein anderes, ein viel höheres Gesetz, ein Sprüchwort sagt: „Ce que femme veut, Dieu le veut."

Und so wird der Wille der Frau, trotz Charte und Code, zum Gottesurtheile, gegen das keine Berufung mehr möglich ist. Beugt euern Nacken, das Unabwendbare, das Geschick, Gott verkündet seinen Willen durch den Mund der Frauen, der Französinnen. — Die Männer in Frankreich aber scheinen sich nicht immer geduldig in den Spruch des Gottesurtheiles zu ergeben; ohne sich gerade zu empören, sagen sie doch mitunter mürrisch: „Que les femmes fassent les femmes, et non les capitaines;" — aber ich zweifle, daß ihnen dies Murren viel hilft, denn

„femme couchée et bois debout,
homme ne voit jamais le bout."

Und so werden sie denn wohl oder übel sich in ihr Geschick ergeben, und Gott was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers und den Frauen was der Frauen ist, lassen müssen.

Die Geschichte Deutschlands ist weniger reich an geschichtlich merkwürdigen Weibern, und diejenigen, deren Namen auf die Nachwelt gekommen, sind stets mehr passiv, durch Leiden und Ausdauer, ich möchte sagen mehr weiblich groß, als die mannbaren Französinnen, die sich einen geschichtlichen Namen zu machen wußten. Eine Johanna von Orleans gibt es nicht in Deutschland, nicht einmal eine Charlotte Corday, und ich zweifle, ob es je deren in Deutschland geben wird. Eine Agnes Sorel wäre eher möglich. Typen der deutschen, geschichtlich berühmten Frauen sind eine Veleda, eine Thusnelda und die treuen Weiber von Weinsberg. Ferne von dem Schauplatz der That, des

männlichen Kampfes, in geheimnißvolles Dunkel eingehüllt, Liebe einflößend, Vaterlandsbegeisterung verbreitend, wußte eine Veleda den Muth der Kämpfer aufzuregen und stets wieder neu zu beleben, ohne je des Schwertes zu bedürfen. Als Frau, als Gattin, stolz auf den Ruhm ihres Mannes, ungebeugt durch den Verlust ihrer Freiheit, den Verlust Alles dessen, was dem Menschen, dem Weibe theuer sein kann, trotzt Thusnelda durch ihren ruhigen Blick, durch die stille Trauer, durch den erhabenen Ernst der heiligsten Hingebung, selbst dem stolzesten aller Stolzen, dem römischen Sieger, Ehrfurcht ab.

Weniger poetisch, aber nicht weniger treu ergeben, ächt weiblich treten die Weiber von Weinsberg vor uns, mit ihrer theuren Bürde, ihrem besten Gute, ihren Schätzen belastet, den Zorn eines beleidigten Kaisers besänftigend. Es würde schwer sein, daraus ein Heldengedicht zu machen, aber es ermangeln deßwegen diese weiblichen Heldinnen nicht eines tief poetischen Charakters; der Rahmen ist kleiner, das Bild aber schöner. Nicht Kampf sondern Beruhigung, nicht Streit sondern Friede, nicht Trotz sondern Liebe, nicht Herrschaft sondern Hingebung ist der Charakter des deutschen Weibes. Deßwegen kann denn das Sprüchwort von den deutschen Frauen nicht sagen: „Ce que femme veut, Dieu le veut;“ und es begnügt sich damit, nur anzudeuten: „Frauen und Geld regieren die Welt.“ Es ist die Frage, ob dies Sprüchwort in Deutschland so allgemein ein Wahrwort ist; jedenfalls aber ist die Regierungsweise der Frauen eine andere in Deutschland als in Frankreich. Hier greifen sie selbst nach den Zügeln, dort mögen sie in liebender Hingebung oft von dem Manne Vieles erlangen; hier treten sie selbstständig auf den Kampfplatz, dort bleiben sie demselben ferne und wirken nur aus dem Dunkel der heiligen, jungfräulichen Wälder, aus der Stille der Kinderstube hervor auf die Männer und durch sie auf die Ereignisse; hier wird das Weib zum Manne, dort bleibt es stets Weib, Gattin und Mutter. Deßwegen konnte ein Napoleon eine Frau von Staël mit dem Worte: „Was machen Ihre Kinder?“ zum Schweigen bringen, während eine Thusnelda eben als Gattin, als Mutter so groß erscheint, während eine Maria Theresia erst mit ihrem Kinde auf dem Arme den Muth erhielt, den der Empörung nahen Ungarn entgegenzutreten.

So mag denn auch in Deutschland wahr bleiben, daß die Frauen die

Welt regieren, nur ist es anders wahr als in Frankreich. „Ein frommes Weib beherrscht den Mann — durch Gehorsam.“ Will aber die Frau in Deutschland, wie in Frankreich oft genug, selbst nach den Zügeln greifen, offen und unbedingt den Herrn spielen, so weiß zwar der Deutsche: „bösem Weibe kann Niemand steuern;“ aber dann sagt er ebenfalls:

Weiberregiment
Nimmt selten gut End,

oder noch viel klarer: „Wo die Frau im Haus regiert, ist der Teufel Hausknecht;“ was dann scharf genug als Gegensatz dem französischen „ce que femme veut, *Dieu* le veut“ gegenüber tritt. — Die Weisheit auf der Straße charakterisirt das Verhältniß zwischen Mann und Weib in Deutschland durch das Wahrwort: „Das Weib fragt, der Mann sagt;“ nur werden die Weiber in Deutschland oft genug die Fragen so zu stellen wissen, daß die Antwort nicht zweifelhaft sein kann, und so am Ende auch zum Ziele und zum Regimente kommen.

Hiernach scheint also die deutsche Frau weniger geeignet zu sein, als die französische, activ in die öffentlichen Angelegenheiten des Staats einzugreifen.

„Frauen haben lange Kleider und kurzen Muth,“ und sind somit auf das Haus angewiesen. Und hier sind dann die deutschen Weiber wieder nicht, wie die Französinnen, die Lenkerinnen des Geschäfts, Herrin und Meister im Comptoir und in der Boutike, sondern schlichte Hausfrauen. Ja! der Mann in Deutschland würde sich für entwürdigt halten, wenn er der Frau, wie in Frankreich, das Comptoir, die Lenkung der Geschäfte überlassen müßte, wenn er ihr sein Hab und Gut, die Blüthe seines Handels, mit einem Worte, seinen Wohlstand, dessen Begründung und Aufrechthaltung verdankte; denn „nährt das Weib den Mann, so muß er ihr Spielmann sein.“ Und wirklich gibt es derartige Spielleute, wie unmusikalisch sonst auch die Franzosen sind, in Frankreich genug, und viel mehr als in Deutschland; und das kommt daher, daß der Franzose in seiner Frau Alles, nur beinahe nie die Hausfrau sieht. Ich habe unter den französischen Sprüchwörtern nur einzelne gefunden, die mehr oder weniger darauf hindeuten, daß der Franzose auch bei seiner Frau an das Hauswesen, an die Wirthschaft denkt. Er sagt zum Beispiel:

Fille fenestrière et frustillière
Rarement bonne menagère.

Dies Sprüchwort ist abermals, wie schon die Sprache und die Schreibart zeigt, sehr alt, und was sehr schlimm, es ist nicht mit der Zeit fortgeschritten, hat sich nicht in die neue Mode der Orthographie geschickt. Ob es deßwegen in die Rumpelkammer gehört, oder mit dem neumodischen Rococo wieder an's Tageslicht kommen wird, ist die Frage. — Noch ein anderes französisches Sprüchwort deutet ebenfalls auf das von den Frauen versehene Hauswesen hin, indem es sagt: „Femme qui moult se mire, peut file." Aber leider scheint auch dies Sprüchwort nach Styl und Schreibart aus der Zeit zu sein, „où la reine Berthe filait." Und das ist schon eine gute Weile her.

Das deutsche Sprüchwort aber entwickelt in dieser Beziehung einen Reichthum, der grell gegen die Armuth des französischen hervortritt und zu beweisen scheint, daß eben das Hauswesen das eigentliche Element des deutschen Weibes ist. Vorerst sagt das Gesetz der Weisheit auf der Straße: „Hausfrau darf nicht sein eine Ausfrau", und weist so der Schaffnerin ihren Kreis an; dann aber ist: „Eine fleißige Hausfrau die beste Sparbüchse", und weiter heißt es: „Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt." Das Sprüchwort geht hier bisweilen in's Einzelne ein und der schlichte Handwerker sagt: „Der Hausfrau Augen kochen wohl." Der Wirth aber setzt hinzu: „Wo die Frau wirthschaftet, da wächst der Speck am Balken", und der Bauer weiß endlich: „Wo die Frauen gut gehen und die Kühe gut stehen, kann der Mensch reich werden." Das klingt nun freilich Alles sehr prosaisch; aber es ist eine eigene Sache um die Poesie der Weiber, der Frauen und Mütter. Man ist nicht alle Morgen und alle Abende aufgelegt, einen Roman zu spielen; der Cothurn ist ein gar unbequemer Schuh, und es braucht nicht gerade zu frieren und sehr glatt zu sein, um mit ihm ganz bequem Arm und Bein, oder gar den Hals zu brechen. — Bei Lichte besehen aber klingt die Sache am Ende auch prosaischer, als sie ist, und sie hat, wo's nöthig und möglich, auch ihre schöne, erhabene, poetische Seite. Das Sprüchwort selbst deutet diese an, indem es sagt: „Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh."

Die historischen Gemälde sind sehr schön als Paradestücke, mögen in Staatsgebäuden, Kron- und Deputirtensälen an ihrem Flecke sein;

aber in meinem Familienzimmer, in meiner Schlafstube würde ich ein Genrebildchen vorziehen; und das Schönste, das ich mir denken könnte, würde dann eine Mutter sein, die in stiller Ruhe und Ergebenheit, blaß ob der durchwachten Nächte, Thränen in dem müden, aber mildlächelnden Auge, an dem Bette ihres kranken Kindes säße, jeden Athemzug beobachtend, um in ihm eine neue Hoffnung, neuen Trost zu erhaschen, die dem ersten Blicke des erwachenden Kindes entgegenharrte, um in demselben den schönen Lohn ihrer Liebe, ihrer Aufopferung zu finden. Und für alle Jungfrauen von Orleans, für alle Charlotten Cordays der Welt würde ich ein solches Bildchen nicht hingeben. Das Sprüchwort sagt endlich noch: „Hausehre liegt am Weibe, nicht am Manne," und deutet hiermit abermals eine poetische Seite der deutschen Hausfrau an. Ehrfurchtgebietend durch die schönen Pflichten, die sie übernommen und gerne erfüllt, wird sie in ihrer prosaischen Beschäftigung zur Ehre des Hauses, dessen Abglanz auf den Mann selbst übergeht, fordert sie Achtung und Huldigung, die ihr Niemand versagen wird; denn Ehre, dem Ehre gebührt, und sie gebührt Wenigen mit mehr Recht, als der braven, tüchtigen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. — Der Gegensatz zwischen den französischen und den deutschen Frauen tritt also scharf genug hervor. Hier eine Hausfrau, dort eine Heldin; und je nachdem Jemand der Einen oder der Andern bedarf, suche er sie dies- oder jenseits der Vogesen.

Die Franzosen aber scheinen am allerwenigsten mit der Ansicht über die Mannbarkeit, den Heldencharakter ihrer Frauen einverstanden zu sein. Sie sind im Allgemeinen sehr galant, das verhindert sie aber nicht zu sagen: „l'ombre d'un homme vaut cent femmes." Die Deutschen, die viel weniger galant sind und deren Frauen viel weniger Thatkraft als die französischen besitzen, haben kein ähnliches Sprüchwort. Die Franzosen sagen dann noch: „Les effets sont les mâles, les paroles les femelles," und das ließe sich schon eher hören, obgleich es auch in Frankreich nicht immer, ja nur selten, wahr ist. Wenn die Deutschen auch kein ähnliches Sprüchwort haben, so scheinen sie deßwegen das Plaudern nicht weniger für weiblich, für eine angeborene Eigenschaft der Frauen zu halten, denn es heißt: „Bei Weibern ist des Schwazzens hohe Schule," und: „Weiber verschweigen nur — was sie nicht wissen." Es ist böse, daß das Sprüchwort hier so klar ist, denn das

allein ist es, was mich verhindert, die deutschen Frauen gegen diese Anklage in Schutz zu nehmen.

Wie stolz aber auch die Franzosen als Männer auf die Weiber herabzusehen belieben, so geben sie doch zu, daß s'il n'y avait pas de femmes, les hommes seraient des ours mal léchés." — Und damit ist der Deutsche in seiner Art total einverstanden, denn

„Der beste Umgang, der da mag seyn,
Ist ein Weib, gut, rein und fein."

Das aber genügt nicht, und so sagt er ebenfalls: „Ein frommes Weib ist des Lebens Heil," und setzt den bösen Nachsatz hinzu: „Man findet's aber selten feil." — Und nicht nur ein ungeleckter Bär bleibt der Mann in Deutschland ohne die Frau, sondern selbst mit den Frauen bleibt er ein Narr, wenn er sie nicht liebt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Ich denke, daß sonach der ungalante Deutsche dem galanten Franzosen gegenüber bei den Frauen nicht im Nachtheile erscheinen wird.

In Bezug auf die Mädchen, auf die Art, wie man's mit ihnen zu halten hat, wie sie behandelt werden sollen, tritt abermals die beiderseitige Art der Deutschen und Franzosen ziemlich klar hervor. Es ist bekannt, daß in keinem Lande der Welt die Töchter des Hauses so strenge bewacht werden, als in Frankreich. Die Mutter verliert sie nicht einen Augenblick aus den Augen, sie hütet sie auf Schritt und Tritt, sie hält jede Gefahr von ihnen ferne, und thut Alles, um sie rein und untadelhaft in die Hand ihres zukünftigen Gatten zu überliefern. Die Ursache ist klar und liegt offen in dem Sprüchworte: „L'homme est le feu, la femme est l'étoupe, et le Diable le vent, qui souffle." — Wo die Sachen so stehen, da ist die Vorsicht wahrlich nicht zu verachten, und deßwegen heißt es denn:

„Fille ne doit èstre trop vue,
Non plus que robe trop vestue."

Vielleicht hätte der Gesetzgeber auf der Straße hier etwas allgemeiner sein dürfen, da das Sprüchwort, nach dem der Mann das Feuer und die Frau das Werg sind, ebenfalls allgemein ist, und nicht nur von den Mädchen, sondern von den Weibern ohne Ausnahme handelt. Und ich schreibe es diesem Umstande zu, daß in Frankreich die

Mädchen, sobald sie als Frauen dem Gesetze entwachsen sind, Ersatz suchen für die früheren Fesseln und meist auch gar schön zu finden wissen.

Die Deutschen sind weniger streng gegen die Mädchen. Die Sache ist ganz einfach und kommt daher, daß vielleicht die Männer weniger Feuer als die Franzosen, dagegen aber auch die deutschen Frauenherzen in Bezug auf die Liebe von anderm Stoffe als von Werg sind. Die Gefahr des Brandes ist nicht so groß, denn:

Wen ein Mädchen lachet an,
Den will sie drum nicht alsbald han.

Dagegen weiß das deutsche Sprüchwort eben so gut, daß es mit den Mädchen seine Gefahr hat, daß „Weiberaugen Feuerspiegel," und deßwegen sagt es warnend:

Ein Mädchen bekommt so leicht ein Leck,
Wie ein weißes Kleid einen Fleck.

Der beste Tugendschutz ist die Arbeit, und darin sind die beiden Völker einverstanden: „Fille oisive à mal pensive," sagt der Franzose, und der Deutsche, ihn noch überbietend, antwortet: „Ein Mädchen darf nicht so lange müssig gehen, als eine Taube ein Korn aufnimmt." Endlich sind ebenfalls beide Völker darin einverstanden, daß

fille qui prend, se vend,
fille qui donne, s'abandonne,

auf deutsch:

Eine Magd, die gibt, beut aus ihre Ehr',
Eine Magd, die nimmt, verkauft ihre Ehr';

oder auch:

Eine Magd, die will in Ehren leben,
Die soll nicht nehmen und nicht geben.

Die Franzosen haben endlich noch ein gräßliches Sprüchwort gegen die Weiber: „aux bordeaux les belles filles," das die Frivolität der Nation schlagend bezeichnet. Und allerdings ist der Leichtsinn nicht bloß bei den Männern in Frankreich zu Haus, die Frauen haben ebenfalls ihren guten Theil davon abbekommen. Aber der Leichtsinn der Frauen in Frankreich muß wie der der Männer mit einem andern Maßstabe als in Deutschland gemessen werden, und er hat wenigstens seine sehr bedeutenden circonstances atténuantes im allgemeinen Charakter der Franzosen und Französinnen. Die Sünde ist in Frankreich oft sehr schön, in Deutsch-

land fast ohne Ausnahme häßlich und abstoßend. Die leichten Frauen in Frankreich sind dies oft mit einer Natürlichkeit, mit einer Grazie, die selbst den strengsten Sittenrichter halbwegs zu entwaffnen im Stande ist. Die deutschen Weiber aber sind zu dieser Rolle nicht geschaffen, und wo sie dieselbe übernehmen, sind sie meist die erbärmlichsten Stümperinnen, die uns in ihrer plumpen Nacktheit eher Ekel als Reiz einzuflößen im Stande sind. Wie gesagt, ihre Rolle ist eine andere, und es ist schlimm, wenn sie aus derselben heraus fallen. Schuster bleib bei deinem Leisten!

Wir können die Rechnung schließen. — Die Jungfrau von Orleans, Charlotte Corday, George Sand von der einen Seite als Typen der höchstgestellten Weiber in Frankreich, Velleda, Thusnelda, die Weiber von Weinsberg von der andern in Deutschland; dort die Herrschaft der Frauen in den Salons, im Comptoir, in der Boutike, — hier die Hausfrau; dort oft reizende Sünderinnen, hier abstoßend, sobald sie den Weg Rechtens verlassen. Das ist der Unterschied, der beiderseitige Charakter. Wie die Männer, so haben auch die Frauen in Frankreich ein viel adeligeres Wesen als die Frauen in Deutschland. Sie herrschen, und ihr Urtheil ist ein Gottesurtheil, das Haus ist ihnen zu enge, die Kinderstube, die Küche zu klein, sie fangen Feuer wie das Werg und hauen mitunter ein wenig über die Schnur, wie's so hochgebornen Edelfrauen und Edelfräulein, Hof- und Ehrendamen gebührt. Die deutsche Frau ist plebejischer Art, viel strenger gehalten, viel weniger verlangend, sich im Hause zu Hause fühlend, Hof und Herd verstehend, eine schlichte Hausfrau, tüchtige Gattin und Mutter. — Das ist der Unterschied. Ihr habt die Wahl!

VI. Liebe.

„Das Herz lügt nicht!" — Das ist es. Nur schade, daß nicht alle Welt das Herz auf der Zunge hat, oder daß Viele gar die Zunge, wie der Weise in Frankreich, in's Herz verschließen. Wer nur in's Herz sehen könnte! Aber da fehlt es. Mit den Völkern im Allgemeinen ist's schon leichter als mit den Menschen; das Sprüchwort ist hier der Schlüssel, und wenn ein deutsches Wahrwort sagt: „Das Herz ist reich oder arm, nicht die Kiste," so schließt uns eben dieser Schlüssel die Herz- und Schatzkammer beider Völker auf und zeigt uns, welches reicher, welches ärmer ist.

Die Liebe ist der schönste Edelstein des Herzens, das reichste Kleinod des Schatzes. Beide Völker berühren sich hier oft in ihren Sprüchwörtern; und wenigstens so lange, als von jener tändelnden Liebe, die kommt und geht und mit dem Heiligen zu spielen scheint, so wie von ihren nächsten Folgen die Rede ist, reicht das deutsche Sprüchwort dem französischen die Hand.

Vorerst sagt der Franzose: „L'amour fait passer le temps, le temps fait passer l'amour." Das muß nun wohl mitunter in Deutschland auch der Fall sein, oder besser, dieser Zeitvertreib der Liebe und diese von der Zeit vertriebene Liebelei heißt auch in dem deutschen Sprüchworte mitunter Liebe, wie etwa:

Frauenlieb ist fahrende Hab',
Heute Lieb, Morgen schab' ab.

Und ich glaube gar, daß die Frauen oft genug das Recht haben mögen, das Sprüchwort umzukehren und auf die Männer anzuwenden. Die Männer maßen sich überall ein Privilegium der Gesetzgebung an, und die Frauen müssen oft darunter leiden. Wenn ich eine Frau wäre, ich würde zur Revolutions- und Emanzipationspartei gehören; aber wahrlich nicht um des Code Napoléon oder Codex Friderici, nicht um des Civil- oder Strafgesetzbuches, sondern einzig und allein um des Gesetzbuches der Weisheit auf der Straße willen. Dort handelt es sich um einen lumpigen Mord und Todtschlag, oder gar um Mein und Dein, Alles kaum des Redens werth, hier aber um die Ehre des Geschlechtes, und sich da hintangesetzt zu sehen, ist auch zu arg.

Doch zurück zur Liebe. Vor Allem also ist die Liebe in Frankreich ein passe-le-temps, ein Zeitvertreib, und daher ist es denn natürlich: loin des yeux, loin du coeur. — Damit ist nun Deutschland ebenfalls halbwegs einverstanden: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" Beide Völker und beider Sprüchwörter sagen ferner zugleich: „Amour aveugle raison," zu deutsch: „Die Liebe ist blind." Und das wird schon ernster. Lustiger aber ist, wenn beide die Liebe zum Tanzmeister machen, und zwar die französische gar zu einem sehr geschickten, kunstfertigen, dem's nicht Jeder gleichzuthun im Stande ist, denn „Amour apprend aux ânes à danser."

Und es ist bekannt, daß die Esel schwerer tanzen lernen, als selbst der schwerfälligste Bär. Die deutsche Liebe scheint aber eine weniger kunstfertige Tanzmeisterin zu sein, denn das Sprüchwort weiß nichts von den tan-

zenden Eseln, sondern begnügt sich mit einem einfachen „Liebe lehrt tanzen."

Noch in einem andern Sprüchworte treffen beide Völker zusammen. Der Franzose sagt:

Amours qui commencent par anneaux,
Finissent par couteaux,

was der Deutsche mit: „Zähe Liebe, lange Feindschaft" übersetzt. — Endlich haben beide Völker noch ein Sprüchwort, in dem sie abermals ungefähr denselben Gedanken aussprechen, und zwar: „le honteux n'eut jamais belle amie!" auf deutsch: „Blödes Herz buhlt keine schöne Frau."

Aber wie übereinstimmend auch diese beiden Sprüchwörter sind, so deuten sie doch einen Unterschied, verschiedenes Wesen bei beiden Völkern an. Bei dem Franzosen gehört zur bonne aventure eine Dosis Unverschämtheit, und das ist oft genug Alles, wodurch der Sieger seine Gegnerin, wenn er sie in eine Stellung bringt, wo sie mit Anstand nicht mehr zurück kann, zwingt, „de rendre les armes." Auch in Deutschland gehört unstreitig zu derartigem Siege Keckheit; aber das Sprüchwort fand doch für nöthig, das Herz mit in's Spiel zu bringen; die Unverschämtheit scheint demselben nicht auszureichen. Jedenfalls aber wird der Deutsche seltner sich in diesem Kampfe bewähren; er sucht ihn wenigstens nicht so oft, denn es steht geschrieben: „Buhler geben schlechte Krieger." Und das ist sicher wahr in Deutschland.

Der Charakter des Deutschen ist zu ernst zu diesem Kampfe, er sucht anderswo den Zweck seines Lebens und Streitens. Die ewige Tändelei der spielenden Liebschaften sagt ihm nicht zu, und wer sich in Deutschland diesem spielenden Kampfe lange ergeben kann, beweist schon dadurch, daß er nicht zum Kern der deutschen Männer gehört. Aber nur in Folge des Ernstes des deutschen Charakters ist das Sprüchwort wahr; dagegen in Frankreich wäre es eine Lüge. Ja, im Gegentheil ist dieser kleine Krieg in Frankreich eher eine Vorschule des großen, und wer hier in dem erstern weiß de faire les armes, dem kann man schon deßwegen halbwegs zutrauen, daß er auch anderswo seine Feinde zwingen werde, de rendre les armes. Denn wer zu dem Einen nicht gleich gut wie zu dem Andern taugt, ist kein ganzer Franzose.

Die Redensart: rendre les armes, bei den Frauen, die endlich die

letzte Bitte ihres Geliebten erhören, ist wieder, mir scheint es, bezeichnend und bekundet einen Charakterzug der französischen Weiber. Man muß sie zwingen, die Waffen zu strecken, sie besiegen; die deutschen Frauen — ergeben sich. Die französische Frau, was man auch von ihrem heißen Blute sagen mag, ist in Bezug auf die Liebe oft und meist so kalt, wie der Nordpol. Deßwegen ist sie im Stande, sich bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen. Die Liebe ist bei ihr meist nur ein Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes, der außer derselben liegt; Stolz, Eitelkeit, die kälteste egoistische Berechnung sind nicht selten die einzigen Triebfedern, die das Herz in Bewegung setzen, und daher denn die Möglichkeit, sich so lange zu wehren, bis diese Nebenzwecke erreicht sind. Der Kopf ist bei ihnen oft genug allein im Spiele, das Herz bleibt kalt. Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß die französischen Frauen nie mit dem Gefühle, sondern nur mit dem Witze kokettiren, nicht ihrem Herzen, sondern ihrem Kopfe Luft machen. Koketterie ist aber das kalte Spiegelbild der Liebe, und so tritt uns dies Bild in Frankreich, mit den Schmetterlingen des französischen Esprit umgeben, entgegen.

Die deutsche Frau ist in der Liebe viel weniger wehrhaft, als die französische. Die Waffen strecken ist wenigstens in Deutschland keine allgemeine Redensart in dem angedeuteten Sinne; denn wie gesagt, die deutsche Frau ergibt sich dem Geliebten, sobald sie einmal liebt und lieben kann und darf. Das Herz ist hier mit im Spiele, der Kopf ist Nebensache. Wenn ein deutscher Mann eine deutsche Jungfrau nur berührt, so fährt sie schon zitternd zusammen, denn sie fühlt ihm gegenüber ihre Waffenlosigkeit. Und so ist denn auch das Spiegelbild der Liebe, jener blasse Schatten Koketterie ein anderer als in Frankreich: anstatt mit dem Witze spielt in Deutschland die Kokette mit Gefühl und Gemüth. Sie ist deßwegen nicht besser, sondern schlechter, denn sie spielt mit Höherem, Heiligerem. Doch ist der Unterschied nicht weniger wahr und bezeichnend, und wer Deutschland und Frankreich kennt, hat gewiß tausend- und abertausendmal Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten.

Die angeführten sind ungefähr alle Sprüchwörter, welche die Weisheit auf der Straße in Frankreich in dem Kapitel der Liebe aufzuweisen hat. Der Kreis der Erfahrungen, der Spruchwahrheiten ist so ziemlich geschlossen mit diesen luftigen, spielenden Schmetterlingen, mit jenem Zeitvertreibe, jener Blindheit der Liebe, ihrer Tanzmeisterkunst. Aber mir

will es dünken, als ob noch viel fehlte, als ob wir nur in der Vorhalle angekommen wären, als ob wir erst in das Heiligthum selbst eintreten müßten, vor dem wir bis jetzt tändelnd gestanden.

— — Und wahrlich, dem ist also. Ich kenne einen Spruch, der uns Einlaß verschaffen wird.

„Das Herz lügt nicht!"

Da öffnet sich das gewaltige Thor. Aber noch ist der Weg versperrt, und der Wächter mit flammendem Schwerte fragt, wer wir sind? Hier die Parole: „Das Herz ist reich oder arm — nicht die Kiste."

Tretet ein! — — —

Da wallten wunderbare Orgeltöne aus den tiefen Hallen des sich vor uns öffnenden gothischen Doms hervor, und aus dem Chore drangen Frauenstimmen wie Harfenklänge uns entgegen:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

Und in tausendfachem Echo klang es wieder:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

Und ich sank auf's Knie und betete mit:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

— — Dann wurde Alles stille. Nur wie ein leiser Seufzer hauchte es durch die Hallen, und der Seufzer wurde bald zum Worte, und das Wort zum Liede, und abermals sangen Mädchenstimmen in die wallenden Orgeltöne hinein:

„Was liebt, das betrübt,
Was herzt, das schmerzt."

Und andere seufzten singend ihnen Antwort gebend:

„Liebe ist des Leides Anfang."
„Keine Liebe ohne Leid."

Und im Chore stimmten Alle ein:

„Wer mir Liebe erzeugt, der bereitet mir Sorge."

— — Von Neuem schwieg die Orgel, tiefe Grabesstille, Himmelsruhe herrschte in dem heiligen Dome, und mich ergriff ein wunderbares Wehen, die Brust wurde zu enge, das Herz hob sie hochauf, das Leid der Liebe, die Wohllust des Schmerzes, die Wonne der Wehmuth drohten sie zu sprengen. Da rauschte es wie Taubenfittige über uns, und aus der Höhe drangen Engelstimmen herab, in die sich der Orgel schauervolle Töne mischten, als sie milde sangen:

„Liebes geht über Schönes!“
„Liebe empfindet keine Arbeit!“
„Liebe ist der größte Reichthum.“
„Liebe überwindet Alles.“

Und wieder schwiegen die wunderbaren Töne, und wieder herrschte jene fromme Stille, bis von Neuem die Orgel anhub, und darin eine Mannesstimme, nicht sang, nicht sprach, aber bis in die tiefsten Tiefen des Herzens drang:

„Liebe erwirbt Liebe.“
„Liebe wird um Liebe erkauft.“
„Liebe kommt der Bitte zuvor!“
„Der Liebe Wunden kann nur heilen, der sie schlug.“

Und ob ich auch den Sänger, der so milde sprach, so gottergeben sang, weder hörte noch sah, weil seine Lehre, ohne des Körpers zu bedürfen, vom Geiste zum Geiste drang, so sagte mir doch mein Inneres, daß es dieselbe Stimme, die einst auf dem Berge gepredigt, und die Welt durch Liebe wiedergeboren habe. Ich fühlte die Wunden meines Herzens, die die Liebe geschlagen, von Neuem bluten, aber sie hatten keine Schmerzen mehr, denn ich wußte, daß die Liebe sie heilen, daß die Liebe der *Bitte zuvorkommen* werde. — Wie lange diese Stimme in den Hallen wiederklang, sie verklang zu schnelle. —

Endlich aber trat wieder tiefe Stille ein. Ein neuer Seufzer schwebte durch die Kirche, und aus den Vorhallen klang es wie sanftes Wehklagen, und unter Thränen sangen dort in Demuth reuige Sünder:

„Liebe und Gesang
Kennt keinen Zwang!“

Und eine Stimme von Oben antwortete:

„Liebe ist der beste Wächter.“

Aber jene seufzten nur tiefer, sangen nur wehmuthvoller:

„Liebe und Noth
Kennt kein Geboth.“

Und dieselbe Stimme von Oben antwortete wieder:

„Liebesstück
Ist kein Diebesstück.“

Und die Orgeltöne schwellten von Neuem die Brust, der Dom hallte wieder von dem tausendstimmigen Chor aller Anwesenden:

„Wo dein Herz, da dein Gott.“

VII. Ehe und Familienleben.

Manger, boire et coucher ensemble,
C'est mariage, ce me semble.

— Ce me semble! Das ist noch sehr gnädig; denn es liegt darin eigentlich noch ein kleiner Zweifel, noch eine Art Gewissensskrupel, ob nicht dennoch die Ehe etwas mehr heißen wolle. Aber die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts sind in der Mehrzahl über diesen Zweifel hinaus, und so nennen sie frischweg ihre Maitresse ma femme. Das ist die Regel; daß es auch Ausnahmen gibt, sogar viele, ist nicht zweifelhaft. Aber selbst in der wirklichen Ehe sieht die Masse der Franzosen gewiß mehr das faktische Verhältniß, denn die Erfüllung eines höhern Lebenszweckes, eine geheiligte Verbindung zur Veredlung des Menschen, zur Aussöhnung der Thiernatur, die da essen, trinken und schlafen will, mit der höhern Geistesnatur des Menschen, die ihren Zweck über die materiellen Bedürfnisse des Lebens hinaussteckt.

Das deutsche Sprüchwort dagegen betrachtet von vorne herein die Ehe als etwas Höheres, als etwas über die physische Natur Hinausliegendes, und sagt: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen," und so sind

Mann und Weib
Nur Ein Leib,

und nicht nur um Tisch und Bett handelt es sich bei der deutschen Weisheit auf der Straße, sondern

Wenn Eheleute haben Einen Sinn,
So tragen sie alles Unglück hin.

Leid und Freud, Glück und Unglück, Fluch und Segen gemeinschaftlich tragend, sich auf einander stützend, die Kraft des Mannes in der Milde des Weibes ihre Versöhnung, die Schwäche der Frau in der Ausdauer des Mannes ihre Vervollkommnung findend, werden Beide erst zu einem schönen Ganzen, und trotzen so gemeinschaftlich, sich wechselseitig ersetzend, allen Stürmen des Lebens.

Die große Mehrzahl der französischen Sprüchwörter über die Ehe sind von demselben Geiste beseelt, der das obige geschaffen hat. Daß eine solche Ehe, bei der nur die thierische Natur des Menschen in's Spiel kommt, den Betheiligten nicht gerade zum Rosengarten werden kann,

versteht sich von selbst, und das gestehen denn die Franzosen unverholen ein, denn: l'homme a deux bons jours, quand il prend sa femme, et quand il l'enterre. — Das deutsche Sprüchwort hat etwas Aehnliches; es sagt mitunter: „Es ist besser Weiber begraben, als zur Kirche führen." Dann heißt es noch: „Wem zu wohl ist, der nehme ein Weib," oder gar in Westphalen:

Nimmst du en Wyf,
So kriegst du den Düvel up'n Lyf.

Das ist nun beinahe eben so strenge und boshaft, wie das französische Sprüchwort. Aber ich habe die Hagestolzen im Verdacht, daß sie dies Sprüchwort ausgeheckt haben, wofür denn die Weisheit auf der Straße, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und strenges Recht zu üben, den alten Jungfern erlaubte, ihren jüngern Schwestern zuzurufen:

Nimmst du einen Mann,
Um dein Glück ist's gethan.

So haben sich denn beide Geschlechter in Deutschland nichts vorzuwerfen, da sie mit gleichem Maße gemessen werden. In Frankreich aber sind Mann und Frau nicht gleich vor dem Gesetze des Sprüchwortes, was auch die Charte von 1830 dagegen einzuwenden haben mag. Und das ist's, was man mit Recht eine Ungerechtigkeit nennen kann. Doch ist das immer noch nicht der schlimmste Vorwurf. Es kommt noch toller, wenn wir erst hören, wie der Franzose sagt: Qui perd sa femme et quinze sous, la plus grande perte c'est l'argent. — Es sieht böse aus um die französische Galanterie, um die ritterliche Verehrung der Frauen, wenn sie erst zu Eheweibern geworden sind und dem Gemahl gegenüber stehen. Der Deutsche ist gerechter; auch er weiß, daß der Verlust der Frau mitunter ein Glück sein kann, und sagt: „Wer sich von einem bösen Weibe scheidet, macht eine gute Tagereise;" aber er erlaubt doch wenigstens einen strengen Unterschied zwischen den guten und bösen Frauen, während der Franzose sie alle nach einem Maßstabe mißt und gute oder böse über Bord wirft, keine mehr als fünfzehn Sous werth hält. — Selbst die Liebe ist nicht im Stande, sein gräßliches Urtheil zu mäßigen, denn auch hier heißt es:

Qui se marie par amours,
Une bonne nuit, deux mauvais jours.

So scheint also Hopfen und Malz verloren und keine Hoffnung und

Rettung zu sein. Doch nein! Ein Stern leuchtet noch den französischen Eheleuten, Eine Möglichkeit, oder besser zwei bleiben übrig, die zu einem glücklichen Ehestande führen können. „Pour faire bon menage, il faut que l'homme soit sourd et la femme aveugle.“ Da haben wir die Bescherung, den schönen Trost, die glückliche letzte Hoffnung.

Ich begreife nicht recht, warum gerade der Mann taub und die Frau blind sein muß, warum nicht umgekehrt auch der Mann blind und die Frau taub sein könnte. Wie ich auch über die Ursache nachdenken mag, so finde ich sie nicht; und somit wird denn wahrscheinlich Eines so gut als das Andere helfen, wodurch sich die Möglichkeit der glücklichen Ehen in Frankreich verdoppelt und um die Zahl der blinden Männer und tauben Frauen vermehrt. Vielleicht gibt es noch andere Möglichkeiten; Eine deutet das Sprüchwort noch an, doch von dieser Ausnahme weiter unten. Hier vorerst noch die deutschen Gegenfüßler der obigen französischen Sprüchwörter.

Wenn die Liebe selbst in Frankreich nicht vor dem Wehe des Ehestandes retten kann, so scheint sie in Deutschland sogar nothwendig zu sein. Wenigstens heißt es hier:

Gezwungene Ehe
Bringt Herzenswehe,

was denn doch wenigstens für die freiwilligen, die aus Liebe geschlossenen Ehen einige Hoffnung läßt, da eben nur die gezwungenen als ein Unglück erscheinen. Doch mag auch dieser Schluß mitunter etwas gewagt sein, denn am Ende heißt es auch:

Selten wohl und allweg wehe
Ist täglich Brod wohl in der Ehe.

Ja „Ehestand — Wehestand“ reimt sich auch in Deutschland und bedeutet ungefähr eben so viel wie das Wort: le joug du mariage, das Joch der Ehe. Aber wie schlimm auch diese Sprüchwörter sind, auf wie viele böse Erfahrungen sie auch hindeuten, so scheinen sie doch immer das Vertrauen der Deutschen nicht gänzlich zerstört zu haben, ja eigentlich nur Ausnahmen zu behandeln. Denn andere Sprüchwörter außer dem angeführten: „die Ehen werden im Himmel geschlossen,“ sprechen sich zu klar aus und sind zu unbedingte Vertheidiger des oft verläumdeten Ehe- und Wehestandes, als daß es mit diesem Wehe so ernst gemeint sein kann.

Vorerst heißt es hier zwar noch: „Wer heirathet, thut wohl, wer

ledig bleibt, thut besser." Er thut also doch wenigstens wohl. Und ich weiß nicht, mir scheint es, als ob hier ein französisches allgemeines Sprüchwort: „le mieux est l'ennemi du bien" am rechten Orte wäre; denn die Weisheit auf der Straße sagt ganz positiv: „Ledig sein macht sündlich," und Sünde ist am Ende doch schlimmer als ein wenig Wehe und Unglück. Aber das deutsche Sprüchwort ist noch klarer, wenn es sagt:

Mann ohne Weib,
Haupt ohne Leib;
Weib ohne Mann,
Leib ohne Haupt daran;

und so bliebe es denn doch, trotz allen Hagestolzen und alten Jungfern, wahr, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Wie es übrigens in den Ehen in Frankreich zugehen mag, wird schon aus den angeführten Sprüchwörtern klar, und deßwegen mag die Weisheit auf der Straße es für überflüssig gehalten haben, sich darüber klarer auszusprechen; wenigstens kenne ich keinen französischen Spruch, der sich insbesondere auf das eheliche Verhältniß anwenden ließe. Vielleicht ist jenes allgemeine Sprüchwort: „cache ta vie," von dem früher schon die Rede war, mit an dieser Discretion schuld. So viel ist aber gewiß, daß sich in sehr vielen französischen Ehen bald ein Verhältniß entwickelt, welches auf einer Art von stillschweigendem Vertrage beruht, nach dem der Mann die Frau, und die Frau den Mann den eigenen Weg gehen läßt und beide sich so wenig als möglich um einander kümmern. Das sind dann im Durchschnitte noch ganz glückliche Ehen. Das Sprüchwort sagt zwar:

Bon homme est bien le mary
Qui souffre à femme favory;

aber ich müßte mich sehr irren, wenn die Neutralität nicht oft genug selbst bis zu diesem Punkte ginge. — Dieser gegenseitige, stillschweigende Neutralitätsvertrag, zu dem in Frankreich in der höhern Gesellschaft fast alle Ehen, und selbst im Mittelstande und im Volke, wenn nicht die Mehrzahl, doch ein bedeutender Theil der Ehen führen, ist gewiß in Deutschland eine nicht oft vorkommende Ausnahme. Daher rührt es denn auch, daß in Deutschland im Ganzen Ehezwiste mehr an der Tagesordnung sind als in Frankreich. Man würde solche hier wenigstens in der höhern Gesellschaft als ein wahres Vergehen gegen den guten Ton,

als einen ganz unerklärlichen Verstoß gegen das Neutralitätsprinzip ansehen und sich über die Eheleute, die sich noch zanken können, als über ein ganz wunderbar sentimentales Pärchen lustig machen. In Deutschland sind, wie gesagt, die Ehezwiste noch häufiger, „die Liebe will geneckt sein,“ und so sind diese Zwiste selbst ein Beweis eines innigern Verhältnisses, einer näheren Berührung, einer wechselseitigen Beachtung, wie ihre Seltenheit in Frankreich gerade der schlagendste Beweis der vollkommensten Gleichgültigkeit ist. Ich habe nur ein paarmal in Frankreich in höhern Ständen Ehen gefunden, in denen Hauszwiste möglich waren und vorkamen, und ich fühlte mich ganz heimisch in dem Kreise dieser keifenden Paare, denn ich wußte, daß auch bei ihnen, wie in Deutschland, es ein Wahrwort bleiben werde:

Hauszank
Dauert nicht lang,

oder auch

Hauszank und Hauseid
Machen nicht groß Leid;

und so freute ich mich zum Voraus bei jedem schmollenden Worte der zukünftigen Aussöhnung, sah den Regenbogen des Friedens in der Thräne, die in dem Auge der Frau perlte, den Sonnenschein der Versöhnung, der durch den strengen Blick des Mannes wie hinter einer Wolke durchleuchtete.

Freilich mögen diese Hauszwiste in Deutschland mitunter weiter gehen, als es sich eigentlich mit Ehre und Anstand verträgt. Ich entsinne mich dagegen kaum je seit zehn Jahren, die ich in Frankreich lebe, gesehen zu haben, daß ein Mann seine Frau geschlagen. Uebrigens wäre die Sache auch kaum thunlich; denn wie wir die französischen Frauen kennen, sind sie ganz geeignet, ihren Herrn im Zügel zu halten, ja selbst ihm im Falle der Noth die Spitze zu bieten. Genug, es kommt höchst selten vor, daß in Frankreich ein Mann seine Frau thätlich mißhandelt, und wenn es einmal vorkommt, ist es gewiß nur in der allertiefsten Klasse des Volks. In Deutschland muß dies weniger selten sein. Ich entsinne mich noch, wie wild ich auffuhr, als ich als neunzehnjähriger Jüngling zum ersten Male die Nibelungen las und an die Stelle kam, wo die schöne, vielgeliebte Grimhilde ganz gemüthlich erzählt, wie sie der tapfere Degen Siegfried erbärmlich d u r c h g e b l ä u t, als sie sein Geheimniß der Brun-

hilde verrathen. Ich bildete mir ein, gerade deßwegen habe ihn die Rache des Himmels in die Hände des grimmen Hagen gegeben. Doch wie dem auch sei, so beweist schon diese trostlose Geschichte, wie alt das Sprüchwort sein mag: „Weiber führen das Schwert im Mund, darum muß man auf die Scheide schlagen." — Aber wie alt es auch ist, so ist es doch eine Schmach, und wäre es auch durch einen Helden wie Siegfried geadelt. Das aber sieht das deutsche Sprüchwort eben so gut ein, denn es sagt:

Wer schlägt sein Weib,
Trifft seinen eignen Leib.

Oder auch: „Am Weibe schlägt der Mann seine Schande."
— — Nachdem wir so gesehen, wie beide Völker die Ehe betrachten, können wir sie auf's Freien ausschicken. Hier scheint es nun beinahe, als ob es dem Franzosen so ernst um die Sache sei als dem Deutschen; die Bescherung kommt hinten nach. Es wäre bös, wenn er schon als Bräutigam, auf Freiersfüßen, die Ehe aus demselben Gesichtspunkte betrachtete, wie es der Fall nach dem Honigmonat ist. Doch sehen wir, wie er sich in seiner Stellung als Freier benimmt. Hier heißt es denn vorerst:

Fille honeste est moriginée
Est assez riche et bien dotée.

Es ist dies abermals eines von den altfränkischen Sprüchwörtern, die nicht mit der Mode fortgeschritten sind, die nach der Rumpelkammer riechen. Wenigstens zweifle ich, ob heute selbst noch ein Schmied- oder Schreinerssohn in Frankreich mit der Ehrbarkeit und Sittlichkeit als Aussteuer vorlieb nehmen wird. Die höhern Klassen haben für die Aussteuer einen andern Maßstab, der sich auf so oder so viel tausend Franken Renten reduzirt; der Rest findet sich. Ein zweites Sprüchwort ist ebenfalls eine Art Antiquität geworden und heißt:

Ne t'y fourre pas chaudement,
Ou tu auras un coup d'estrille;
Mais pour procéder sagement,
De bonne mère prends la fille.

Das ist Alles sehr schön, aber auch diese Waare hat keinen sonderlichen Cours mehr in Frankreich.

In Deutschland heißt es vor Allem:

Des Menschen Freien
Sein Verderben oder Gedeihen.

Die Sache ist sehr ernst; das Lebensglück, die Zukunft hängt davon ab. Dann steht geschrieben: „Heirathen ist leicht, haushalten schwer,“ und darin liegt der Unterschied. Es ist nicht bloß auf miteinander essen, trinken und schlafen abgesehen, sondern auf eine förmliche Haushaltung, auf ein bleibendes Gemeinwesen. Deßwegen aber heißt es: aufgeschaut!

Freien ist wie Pferdekauf,
Freier thu' die Augen auf!

oder auch: „Willst du eine Frau nehmen, zieh mehr die Augen als die Ohren zu Rath.“ — Das Sprüchwort lehrt endlich noch:

Heirathen mit Eile
Bereut man mit Weile.

Der deutsche Bauer aber ist noch klarer und sagt prosaisch praktisch: „Es freit sich am besten, wenn der Kessel über'm Herde hängt.“ Wie gesagt, das ist sehr prosaisch, und daher mag es denn auch kommen, daß die Flitterwochen in Frankreich zu Honigmonaten (lune de miel) werden, daß der Himmel hier etwas länger voll Geigen hängt, um dann zu jenem Neutralitätsvertrage überzugehen, von dem oben die Rede war. Der Honigmonat dauert etwas länger als die Flitterwoche, und das ist der Ersatz für eine Ehe, die meist gar nicht das Ansehen hat, als ob der Himmel im Entferntesten bei ihrem Abschlusse mit im Spiele gewesen wäre.

Nach den Flitterwochen und dem Honigmonat beginnt aber das Ehe-, das Familienleben. Schon nach den französischen Sprüchwörtern über die Ehe könnte man schließen, daß es in der Regel ein eigentliches Familienleben in Frankreich gar nicht gibt; und dem ist wirklich fast so. Natürlich ist hier zunächst nur von den höhern Ständen die Rede. Sieht man ab von der ärmern Arbeiterklasse und vom Landmann, so gibt es kaum, selbst materiell genommen, noch ein Familienleben in Frankreich. In den bei weitem meisten Fällen suchen die Eltern so viel als möglich die Last der Kindererziehung von sich abzuschieben. Der Säugling, kaum geboren, wird, ehe er seine Mutter kennt, aus dem Elternhause verbannt und einer Amme übergeben, die ihn so lange nährt und erzieht, bis eine Bonne, eine Kindsmagd zu seiner Aufsicht

genügt. Aus der Hand dieser kommt das Kind in die eines Hauslehrers oder einer Gouvernante, wenn die Eltern reich genug sind, solche zu halten; im entgegengesetzten Falle wandert es zum zweiten Male aus, um in eine Pension verbannt zu werden. Der Knabe wächst in derselben zum jungen Mann (jeune homme, Jünglinge gibt es in Frankreich nicht) heran, und verläßt sie, um zur Universität oder zur Vorbereitung auf einen andern Beruf überzugehen. Das Mädchen wird, die Pension verlassend, in die Gesellschaft eingeführt, um hier sobald als möglich einen Mann zu finden, und zum dritten und letzten Male das väterliche Haus zu verlassen. Das Sprüchwort, ernst, strenge, gerecht, wie immer, charakterisirt dieses Unwesen mit Einem Worte, indem es sagt:

Il n'y a plus d'enfans!

Und das ist so ziemlich der einzige, sich auf Familienleben beziehende Spruch, den ich kenne. Er ist die totale Negation der Familie, und man muß die unbestechbare Logik der Weisheit auf der Straße bewundern, wenn sie mit diesem einen Sprüchwort Alles gesagt zu haben glaubt, was möglicherweise über französisches Familienwesen gesagt werden kann.

Die deutsche Sprache ist in Bezug auf Familienleben an Sprüchwörtern wieder so reich wie möglich, und schon hiedurch zeigt sich der schroffe Gegensatz, der in dieser Beziehung zwischen Frankreich und Deutschland stattfindet. Vorerst antwortet der Deutsche jenem trostlosen Ausrufe des Franzosen: **Il n'y a plus d'enfans!** durch sein: „Viel Kinder sind des Hauses Segen," oder: „Viel Kinder, viel Vaterunser, viel Vaterunser, viel Segen;" worin zugleich die religiöse Richtung des deutschen Familienlebens angedeutet ist.

Doch um mit dem Anfange anzufangen, so heißt es in dieser Beziehung zuerst: „Daheim, — Geheim." In diesen zwei Worten liegt so viel deutsches Wesen, daß sie mit Einem Schlage uns das Innere des deutschen Hauses öffnen. Wir haben schon früher gesehen, daß der Franzose der Gesellschaft, dem Salon, der Tribüne, der Deutsche dagegen dem engern Kreise der Familie angehört. Jenes „daheim, geheim" ist der Stempel, durch den diese Ureigenschaft besiegelt wird. Ja, geheim, innig wohl und glücklich fühlt sich der Deutsche nur zu Hause, nur daheim, und deßhalb heißt es auch:

Ost, Süd und Westen,
Daheim ist's am besten.

Man hat diese Eigenschaft oft bespöttelt; sie gehört mit zum Philisterwesen des Deutschen, so lange die Recht haben, die sich in neuerer Zeit oft das Recht anmaßten, über so Manches den Stab zu brechen. Wenn jener Hausfriede den Deutschen fesselte, wenn er ihn verhinderte, den Wanderstab zu ergreifen und in die Fremde zu ziehen, so möchten sie Recht haben; aber die Wanderlust der Deutschen ist bekannt. Das Sprüchwort bekundet die Liebe zum väterlichen Herde, das treue Andenken an alles Schöne und Heilige im Leben, an den ersten Freund, die erste Geliebte, an Mutter, Vater, Schwester, Bruder. Auch die Liebe ist Philisterthum für den, dem jenes „daheim, geheim" nur die philisterhafte Saite im Menschenherzen anschlägt. Wer aber bei der Liebe, in dem Frieden des Hauses nicht vergißt, daß es ein Höheres, einen Gott, eine Gerechtigkeit, ein Vaterland gibt, die selbst das Opfer jenes „daheim, geheim" verlangen können, darf getrost den schönen Spruch in seinem Herzen tragen, ohne den Vorwurf der Philisterhaftigkeit zu befürchten, und nur wer das Höhere nicht kennt, hat auch für das Geringere keinen Maßstab. Wenn die Deutschen heute oft mehr als nöthig Philister sind, oder zu sein scheinen, so liegt die Ursache anderswo, als in jenem „daheim, geheim!" Es ist das die Folge eines tausendjährigen, durch geschichtliche Verwickelungen begründeten Widerspruchs im germanischen Wesen zwischen deutschen Sitten und Gebräuchen und römischen und russischen Institutionen, wodurch eben Sitten und Gebräuche in den engen Kreis des Hauses eingezwängt wurden und sich im größern und äußern Leben nicht geltend machen konnten.

Wer in dem „daheim, geheim" den Schlüssel zum deutschen Familienleben gefunden hat, wird auch bald sehen, daß die Liebe, Elternliebe, Kindesliebe die Hausgötter sind, die das schöne Band inniger Anhänglichkeit um den Kreis der Hausgenossen schlingen. Die Mutter steht hier oben an; ihr Herz ist ein ewig flammender Opferherd, auf dem das Feuer der Liebe nie erlischt, denn:

Muttertreu
Wird täglich neu.

Sie sorgt und schafft, und nichts ist ihr zu gering, nichts ist ihr zu groß, das sie nicht vollbrächte, wenn es sich darum handelt, ihrem Kinde einen Dienst zu leisten.

Staats-Bibliothek Bamberg

Und ist eine Mutter noch so arm,
So gibt sie ihrem Kinde warm.

Ja: „Wenn's Kind zahnt, soll die Mutter den Unterrock verkaufen, um ihm Wein zu geben." Das ist zu einem positiven Gesetze geworden, und die Mütter selbst waren die Gesetzgeberinnen.

Die Liebe der Mutter zum Kinde thut aber noch andere, mittelbare Wunder. Sie wird zu einem neuen Bande zwischen Mann und Weib, und auch dafür ist ein freilich etwas derbes, aber gerade deßwegen um so tiefer wurzelndes Sprüchwort ein klarer Beweis, wenn der schlichte Arbeiter den Erfahrungssatz ausspricht: „Kleinkinder-Sch.... ist der beste Kitt für Weibertreue." Ein einziges Wort aber bezeichnet den tiefen Abscheu, die innige Verachtung des Deutschen gegen eine Mutter, die nicht Mutterliebe im Herzen trüge: diese nennt er eine Rabenmutter. — Die Mutter ist die hohe Priesterin des ewig reinen, jungfräulichen Feuers, das auf dem Opferherde der deutschen Familie glüht, und ihr Beruf ist ein ewiges Opfer, und dabei das reinste Blut ihres Herzens unaufhörlich die Gabe, die sie der Liebe bringt. Mit dem ersten Lallen des Kindes fließt dasselbe in Strömen und stockt erst, wenn sie den letzten Seufzer ausgehaucht hat.

Aber nicht nur dem Kind, dem eigenen Fleisch und Blut, ist die Mutter in Liebe und Aufopferung zugethan. Wir haben an einer andern Stelle gesehen, daß die deutschen Frauen eben ihrem ganzen Wesen nach zu Hausfrauen geschaffen sind, und hier fanden wir denn auch das schöne Sprüchwort: „Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken Leid," indem die Hausmutter überhaupt zur Krankenwärterin wird, sorgend und pflegend, ihre Ruhe opfernd. Ueberall geschäftig, überall liebend, überall sich hingebend, ist die Mutter der schönste Ausspruch der höchsten Liebe, ein Bild, das in einer Mutter Gottes sein Ideale finden könnte.

Der Mann, der Vater, tritt uns ernster im deutschen Sprüchworte, im deutschen Familienleben entgegen. Er ist der Schaffner, der Ernährer, und sorgt für das Ganze. Vorerst aber heißt es hier:

Mann, nimm deine Hau,
Ernähr deine Frau.

So soll es sein. Aber nicht nur die Frau, sondern auch die Kinder nährt er, und zwar heißt es: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, groß

Kinder, große Sorgen." — Ein ferneres Sprüchwort sagt: „Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, als zehn Kinder einen Vater;" und dieser Spruch hat einen bösen Klang, und um so böser, je wahrer er sein mag Die Schuld liegt indessen sicher mehr in der Natur der Verhältnisse, als im Mangel an Liebe, mitunter freilich auch hieran. In der Regel aber bildet sich um den erwachsenen Sohn bald eine neue Familie, neue Verhältnisse, die ihn auf die Zukunft anweisen und seinen Blick von der Vergangenheit ablenken. Dies ist überhaupt das Gesetz der Fortpflanzung, der irdischen Verewigung des Menschen, daß die Zukunft ihn die Vergangenheit vergessen läßt, daß der Vater sich in seinen Söhnen, in seinen Enkeln wiedergeboren sieht, und deßwegen eher für diese schafft und sorgt, als für seinen Vater. Die neue Familie des Sohnes tritt nur zu oft in ein fremdes Verhältniß zu der der Eltern, wie dies schon aus den Sprüchwörtern: „Sohnes Weib haßt Mannes Mutter," oder westphälisch: „Det Mannes Mooder, der Frauen Düvel" hervorgeht.

Diese beiden Sprüchwörter deuten noch auf eine andere Eigenthümlichkeit deutschen Wesens, und besonders deutschen Familienlebens hin. Wir haben früher gesehen, daß der Deutsche eine abgeschlossenere Individualität besitzt als der Franzose. Diese trägt er in die Familie mit über. „Eigener Herd ist Goldes werth," ist das Sprüchwort, das vor Allem diese Familienindividualität bezeichnet. Und in Folge dieser Eigenschaft sagt die Weisheit auf der Straße:

Wär' auch ein Haus so breit wie der Rhein,
Gehören doch nur Ein Herr und Eine Frau hinein;

oder noch schlagender: „Halbes Haus, halbe Hölle."

Wenn dieses Sprüchwort in Frankreich wie in Deutschland ein Wahrwort wäre, so wäre ganz Frankreich, wenn auch keine ganze Hölle, doch ein ganzes Fegefeuer von einem Ende bis zum andern. Denn hier gibt es selbst in den Provinzialstädten nur höchst ausnahmsweise eine Familie, die allein ein ganzes Haus bewohnt. In Paris wohnen oft zehn und zwanzig in einem und demselben Hause, und nur die Extreme, die sich hier, wie überall berühren, der Schuhflicker, der écrivain publique in ihrer hölzernen Barake an den Ecken der Straßen, und die Grafen, Herzoge und reichen Bankiers können sich hier rühmen, ein ganzes Haus zu bewohnen.

In Deutschland ist, selbst in den Landstädten, die Mehrzahl der Häu-

ser so gebaut, daß sie meist nur für eine Familie ausreichen. Man braucht nur die Häuser anzusehen, die todten Steine zu fragen, die Masse von Kaminen auf den Dächern der französischen Häuser zu zählen, die auf eben so viele Herde, Küchen und Familien hindeuten, um auf eine Urverschiedenheit beider Völker zu stoßen. In Frankreich das Verschwinden der Individualität sowohl des einzelnen Menschen als der Familie, und deßwegen die Möglichkeit eines raschern Anschließens, eines schnellern gemeinschaftlichen Handelns; in Deutschland das Hervortreten größerer persönlicher und Familienindividualität, und deßwegen eine strengere Abgeschlossenheit, die dem gemeinschaftlichen Handeln im Wege steht.

„Und somit ist die Familie, wie sie in Deutschland besteht, ein öffentliches Unglück," höre ich mir einwerfen. Ja, wenn sie nur diese Eine Folge hätte! Aber sie hat deren noch unendlich viele, und um dieser willen ist sie nothwendig und ein Glück. Die größere Individualität, das strengere, innigere, abgeschlossenere Familienleben gehören zur Natur des Deutschen und stellen ihn als Individuum höher als die meisten andern Völker. Wenn aber diese kräftiger ausgesprochene Individualität im öffentlichen Leben oft der Vereinigung, dem gemeinsamen Handeln entgegenwirkt, so suche man sie eben im öffentlichen Leben zu bekämpfen, so schaffe man Institutionen, die zum gemeinschaftlichen Handeln geeignet machen, erdenke ein öffentliches Erziehungssystem neben der Privaterziehung in der Familie, eine Bürgererziehung neben der Kindererziehung; gebe dem Volk als Volk Gefühle, Ideen, Grundsätze, für die es sich zu begeistern im Stande ist, denen jeder Einzelne als Individuum folgen kann, ohne zur Maschine werden zu müssen. Man gewinne die Ueberzeugung jedes Mannes, und dann werden eben die Männer von geschlossener, kräftiger, selbstständiger Individualität mehr werth sein als solche, die sich leichter schaarten, leichter zu einem gemeinschaftlichen Handeln gebracht wurden, weil es eben leichter ist, die Unselbstständigkeit zu lenken, als die Selbstständigkeit zu überzeugen, weil sich Holz leichter biegt als Eisen.

Ohne Familie keine Erziehung, und deßwegen ist die Familie nothwendig. Erziehung ist, wie ich schon anderswo angedeutet, die Entwicklung des Gefühls, der Liebe, des Pflichtgedankens, der Moral, und diese können eben nur durch Liebe erzeugt werden; die Lehre allein vermag dies nun und nimmermehr, und wo nur diese die eigent-

liche Erziehung übernehmen sollte und je übernommen hat, schuf sie stets ein Bastardsystem, das alle Liebe, alles Pflichtgefühl, alle Moral in egoistischen Sophismen ertränkte.

Wir haben gesehen: „il n'y a plus d'enfans" in Frankreich. Aber man könnnte eben so gut sagen: il n'y a plus ni de pères ni de mères, il n'y a plus de familles. Und deßwegen ist es denn ebenfalls eine unumstößliche Wahrheit, daß es in Frankreich keine eigentliche Erziehung mehr gibt, was man auch für den Unterricht gethan hat und noch alle Tage thun mag. Ob Ursache oder Folge, einerlei; genug, es ist ebenso wahr, daß in Frankreich nur der Geist eine höhere Entwicklung erhält, während Gemüth und Gefühl ein ödes Kieselfeld sind, das keine Frucht mehr trägt. Und wie nur Gefühl und Gemüth, nur Liebe zum Pflichtgedanken, zur Moral führen, so ist in Frankreich der Pflichtgedanke wie das Gefühl und Gemüth in der Regel nur noch, gleich dem gefrorenen lebendigen Athem, der an der eisigen Fensterscheibe erstarrt, in leblosen, crystallisirten Phrasen, in der sich selbst täuschenden Dichtung oder in bewußter Heuchelei vorhanden.

Das Sprüchwort ist hier abermals ein Beweis für die Wahrheit des Satzes: ohne Familie keine Erziehung. Denn wir finden in Frankreich, où il n'y a plus d'enfans, nur ein einziges Sprüchwort, das sich auf die Erziehung bezöge. Es heißt: „Qui bien aime, bien châtie." Das wissen die Franzosen so gut wie die Deutschen, aber ich zweifle, daß sie oft das Sprüchlein anzuwenden Gelegenheit haben. Die Amme, die Bonne, die Gouvernante, der Hauslehrer werden milde genug gegen die Kinder sein, denn wo soll die Liebe, die strenge Zucht bei ihnen herkommen?

In Deutschland heißt es vorerst im Allgemeinen:

Gute Zucht,
Gute Frucht.

oder auch:

Wie die Zucht,
So die Frucht.

Und das deutsche Sprüchwort setzt noch hinzu: „Zucht ist das beste Heirathsgut." Liebe und Strenge, Milde und Ernst, je nachdem das Eine oder das Andere nothwendig, sind die Mittel der Erziehung. „Die beste Zucht sind gute Worte und harte Strafen." — Und um

den guten Worten bessern Eingang zu verschaffen, lehrt das Sprüchwort: „Gehorsam macht fromm.“ Wo das aber nicht ausreicht, da droht es mit Unglück, Noth und Elend und sagt: „Wer den Eltern nicht folgen will, muß dem Kalbfell folgen.“ — Dieses Sprüchwort gehört noch der alten guten Zeit an, wo man sich einen Schulmeister nicht anders denn wie einen Korporal mit dem Haselstock als Zepter denken konnte. Doch kommt darauf nichts an. Das Sprüchwort bewährt dadurch nur, wie ernst es ihm um die Sache ist, und so sagt es denn weiter ohne Umstände: „Schläge machen weise,“ oder: „Je lieber Kind, je schärfere Ruthe.“ Ob gerade die Ruthe und Schläge die beste Art des Ernstes und der Strenge sind, bleibe dahingestellt. Genug, das Sprüchwort will eine tüchtige Erziehung, ohne Mitleid, wenn's eben Noth thut, Mitleidlosigkeit zu zeigen; denn „barmherzige Mütter ziehen lausige Kinder.“ — Aufsicht aber ist noch mehr werth als Milde oder Strenge, denn „wenn's der Vater sieht, thut's der Sohn nicht;“ wodurch überhaupt die deutsche Erziehung etwas von dem Feuerbach'schen Abschreckungsgeschmack verliert, den sie sonst in dem „Schläge machen weise“ ein wenig zu vorherrschend haben möchte. Die Folgen einer solchen Aufsicht und mildstrengen Erziehung sind gute Sitten. „Wo Furcht, da Scham,“ und „Scham hindert Schande.“ Wo aber „keine Scham ist, ist auch keine Tugend,“ oder: „Wo keine Scham, ist auch keine Ehre.“ Und in demselben Geiste heißt es ferner: „Tugend macht edel, aber Adel gibt keine Tugend,“ und diese steht höher als Reichthum und Ehren, denn „Tugend bedarf des Glückes nicht;“ ja „Tugend wächst im Unglück,“ und „verdunkelte Tugend leuchtet heller.“ Endlich sagt das Sprüchwort zum Schluß noch:

Alles vergeht,
Tugend besteht.

Die Franzosen erkennen den Werth der Sitte und Tugend so gut wie die Deutschen an. Sie wissen: „Les moeurs sont un collier de perles; ôtez le noeud, tout défile.“ Es ist dies gewiß eines der schönsten Sprüchwörter, die es gibt. Der Franzose sagt ferner: „Bonne renommée vaut mieux, que ceinture dorée.“ Aber es ist ein weiter Weg von der Theorie zur Praxis, und nicht alle sind Christen, die nicht anstehen, die Gebote der Pflicht und der Liebe anzuerkennen. Sitten, Moral, Pflichtgefühl, Tugend können nur Folge der Entwicklung des Gefühls

im Allgemeinen sein; das Gefühl kann nur durch Liebe geweckt, nur durch eine liebevolle Erziehung in das Herz des Kindes gelegt werden; eine solche Erziehung aber ist nur in der Familie möglich, und unmöglich da, **où il n'y a plus d'enfans.**

VIII. Freundschaft.

Geist und Körper, Himmel und Erde, Poesie und Prosa, das ist der leidige Dualismus der Welt. Es ist gräßlich, überall zu sehen, wie der Ochs den Pegasus in seinem Fluge hemmt, oder auch, wie der Pegasus den Ochsen in seinem gesetzten, ruhigen Gange stört, ihn rechts und links hinstößt, daß er stolpert und gar nicht weiß, wie ihm geschieht. — Und doch ist dieser Gegensatz zwischen Geist und Körper, zwischen Poesie und Prosa, diese sich überall vergegenwärtigende Doppelnatur, nothwendig, und der liebe Herrgott wußte ganz gut, warum er sie in dasselbe Joch spannte. Poesie ohne Prosa, Geist ohne Körper ist Wahnsinn, ein Gespenst; Prosa ohne Poesie, Körper ohne Geist ist eine faulende Leiche. Wenn sich diese Doppelnatur in einem einzelnen Menschen, oder in einem Volke zur Einheit auflösen könnte, so würde dies zu einem dieser beiden Extreme, zum Wahnsinn oder zum Tode, zur geistigen oder zur materiellen Vernichtung führen. — Wenn aber beide auch noch so fest in dasselbe Joch gespannt sind, Eines nicht ohne das Andere bestehen kann, so ist dennoch ihr beiderseitiges Leben ein ewiger Kampf, und der Sieg des Einen oder des Andern bedingt das Wesen jedes einzelnen Menschen, jedes Volkes. Die Deutschen sind Spiritualisten, die Franzosen Materialisten, was man meist so nennt; denn wie gesagt, der reine Spiritualismus findet nur im Narrenhause, der reine Materialismus nur im Sarge seine Vertreter.

In allen ächt volksthümlichen Eigenschaften bekundet sich dieser Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen, und überall zeigt sich hier die vorherrschende geistige Richtung, während dort die materielle Seite des menschlichen Dualismus die Zügel führt. Und es ist das nicht erst seit heute und gestern der Fall. Die Encyclopädisten, Voltairisten, denen man gerne diese Richtung der Franzosen zuschreibt, waren nur Folgen, nicht aber Ursache jener Richtung, die tiefer liegt, als in der Laune,

dem Witz und Talente von einem halben Dutzend Menschen, die in den Urgesetzen und Sitten der Celten, in dem Pfropfreise des Römerthums, das auf den Baum des Celtenthums gepflanzt wurde, so tief wurzelte, daß schon die erste Blüthe die Frucht verkünden mußte; wie denn nicht weniger die ersten Knospen germanischer Sitte schon bei den halbwilden riesigen Barbaren des Nordens die spiritualistische Richtung andeuteten.

Die bereits angeführten Sprüchwörter über die Liebe, die Ehe, die Familie haben diesen Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen klar genug gezeigt: die Idee beherrscht hier die Thatsache, die Thatsache dort die Idee. In der Freundschaft besteht nun dasselbe Verhältniß, derselbe Gegensatz.

Dem Deutschen mit poetischem Herzen ist die Freundschaft etwas Höheres als ein materielles Bedürfniß, dem Franzosen selten mehr; wenigstens berechtigen die Sprüchwörter beider Völker vollkommen zu diesem Schlusse. Wie es in Deutschland heißt: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen," so sagt man hier ebenfalls: „Freundes Stimme ist Gottes Stimme," wodurch der Freundschaft gleichsam ihre höhere Weihe ertheilt wird. „Gleichgesinnt macht gute Freunde," zeigt die Quelle der Freundschaft, und so wie gleiche Gesinnung, gleiche Ansichten, Grundsätze und Gewohnheiten das Bündniß schließen, so ist dann auch „ein Freund des andern Spiegel." In diesen Sprüchwörtern bekundet sich das geistige Element der Freundschaft klar genug; ein anderes zeigt den Ernst an, mit dem der Deutsche bei der Wahl seines Freundes zu Werke geht: „Um den Freund zu erkennen, muß man erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben;" und darum heißt es denn auch: „Neuer Freund, neuer Wein;" er braust, betäubt, und das ist Alles. Im Gegensatze heißt es ferner: „Alter Freunde, alten Weines und alter Schwerter soll man sich trösten."

Gleichheit der Gesinnung, langjährige Prüfung und Ausdauer sind also die ersten Erfordernisse, die unerläßlichen Bedingungen einer Freundschaft, in der die Stimme des Freundes zur Stimme Gottes werden soll. Aber es gehört noch ein Weiteres dazu, um ihr diese hohe, geistige Stellung zu sichern, denn „verkehrte Freundschaft ist Feindschaft;" und dadurch deutet das Sprüchwort hinlänglich an, daß die Gleichheit der Gesinnung eben auf dem Moralprinzipe, auf höherem Recht- und Pflichtgefühl beruhen muß, wenn nicht eine Freundschaft, die sich auf entgegen-

gesetzte Prinzipe, auf eine Gleichheit der Gesinnung im Schlechten, auf ein Bündniß des Unrechts oder gar des Verbrechens stützt, für beide Freunde die Folgen der Feindschaft haben, das Unglück und den Untergang Beider nach sich ziehen soll.

Sucht man hiernach die Basis, die Urelemente der Freundschaft im französischen Sprüchworte, so stößt man gleich auf den angedeuteten Gegensatz. Der praktische, etwas materielle Franzose geht von einer ganz andern Grundansicht aus, als der viel unpraktischere, spirituelle Deutsche. Die Ursache der Freundschaft ist ihm eine gute, untadelhafte Rechnung zwischen beiden Freunden: „Les bons comptes font les bons amis," und diese Freundschaft, die auf dem Interesse beruht, will natürlich auf dieselbe Weise, wie sie entstanden ist, auch unterhalten sein, und deßwegen heißt es: „Les petits cadeaux entretiennent l'amitié." Die Weisheit auf der Straße kennt in Deutschland keinen einzigen Spruch, der diesen beiden auch nur annähernd an die Seite gesetzt werden könnte. Nur als Ironie heißt es mitunter in Deutschland: „Siedet der Topf, so blühet die Freundschaft," wo aber wahrlich nicht von der Freundschaft die Rede ist, die aus gleicher Gesinnung und langer Prüfung hervorgeht.

Dieser Gegensatz läuft mehr oder weniger offenbar durch alle andern Sprüchwörter beider Völker durch. Der Franzose sagt:

Bien savoir fait amis,
Et vrai dire ennemis.

Das savoir faire der Franzosen schließt also die Freundschaftsbündnisse, und im Gegentheil, wer die Wahrheit sagt, kann sicher sein, nur auf Feinde zu stoßen. Hier, wie oben, ist es also das materielle Interesse, welches vereinigt, die Wahrheit, das geistige Interesse, welches trennt. Die deutschen Sprüchwörter, die dem obigen halbwegs korrespondiren, huldigen einem ganz andern Grundsatze. Hier heißt es vorerst: „Den Freund strafe heimlich, lobe ihn öffentlich." Also nicht bloß die Wahrheit darf der Deutsche seinem Freunde sagen, sondern er darf und soll ihn gar strafen, wo er Strafe verdient. Die Liebe aber, die Freundschaft verlangt von ihm das Opfer, daß er seinen Zorn zurückhalte, bis der Freund dem Freunde allein gegenübersteht. Und wahrlich, das Sprüchwort ist so schön, so tief gedacht, so mild menschlich und menschenfreundlich, daß kein Gesetz aller Weisen der Welt etwas Schöne-

res und Tieferes aufzuweisen hat. — Und in demselben Geiste setzt das Sprüchwort hinzu:

Freundes Gebrechen soll man kennen und tragen,
Nicht aber nennen und nagen.

Allein könnte dies Sprüchwort dem französischen: „et vrait dire fait ennemis“ nahe kommen; aber mit dem vorhergehenden zusammengestellt, zeigt sich der Unterschied: die Gebrechen öffentlich zu nennen und zu rügen, verbietet die Straßenwahrheit; kennen und tragen soll man sie und dann heimlich den Freund dafür strafen. Bei solcher Freundschaft ist es natürlich, daß „guter Freunde Schelten und Versöhnen sich von selbst findet.“

Ganz in demselben Geiste fährt das französische Sprüchwort fort und sagt: „La *complaisance* fait connaître l'amitié; la *franchise* engendre la haine.“ Der Gegensatz tritt hier noch klarer hervor, und die deutschen Sprüchwörter, die hieher passen, sind die direkten Antipoden des französischen. Es heißt vor Allem: „Freundes Unrecht gestatten, ist selbst Unrecht thun,“ und deßwegen ist denn in Deutschland auch, wie wir bereits gesehen, „verkehrte Freundschaft Feindschaft;“ denn sie gestattet Freundes Unrecht und thut selbst Unrecht, indem sie nicht wagt, den Freund zurückzuhalten, indem sie die complaisance der franchise vorzieht. Ja, das deutsche Sprüchwort warnt vor dieser ewig lächelnden Freundschaft, die den Ernst des offenen Tadels nicht kennt, denn: „Es ist nicht jeder dein Freund, der dich anlacht,“ oder noch klarer:

Lach mich an, gib mich hin,
Ist des falschen Freundes Sinn.

In Folge der ursprünglichen Auffassung der Freundschaft bei beiden Völkern sagt der Franzose: „Ami au prêter, ennemi au rendre,“ eine Erfahrung, die der Deutsche ebenfalls mitunter gemacht haben muß, denn auch bei ihm heißt es: „Was du dem Freunde leihst, das mahnt der Feind.“ Der Deutsche bestätigt die bewährte Erfahrung durch eine klarere Klugheitsregel, welche heißt:

Bei jedem Freunde halte still,
Der dich nur, nicht das Deine will;

setzt aber noch hinzu: „Was der Freund bekommt, ist unverloren,“ um so der Erfahrungswahrheit und der Klugheitsregel den höhern Grundsatz der aufopfernden Freundschaft an die Seite zu stellen, auf daß der Freund

den Freund um der Klugheit willen nicht im Stiche lasse, aus Furcht, den Freund, dem er geliehen, als Feind mahnen zu müssen.

Trotz jenes „ami au prêter, ennemi au rendre“ fühlt doch der Franzose, so gut wie der Deutsche, daß die eigentlichen Probirsteine der Freundschaft Aufopferung und Hingebung sind, und sagt deßwegen: „au besoin on connaît l'ami,“ was der Deutsche wörtlich übersetzt: „Den Freund erkennt man in der Noth.“ Die Freunde in der Noth aber sind selten:

Freunde in der Noth
Gehen zehn auf ein Loth,
Und so sie sollen behülflich sein,
Gehen zehn auf ein Quintlein.

Da sollte es nun freilich schwer werden, ein Schock voll in der ganzen Welt zu finden. Die wahren Freunde mögen allerdings überall selten genug sein; wo es aber solche gibt, da bleibt auch das deutsche Sprüchwort: „Glück macht Freunde, Unglück prüft sie,“ ein Wahrwort.

Daß die wahren Freunde selten genug sind, weiß abermals das Sprüchwort in Frankreich so gut als in Deutschland, und deßwegen sagt der Franzose geistreich: „cent amis c'est peu, un ami c'est beaucoup;“ während der Deutsche ihm schlichtweg antwortet:

Eines Freund,
Keines Feind.

Ein solcher Freund ist dann aber auch ein wahrer Schatz: „un bon ami vaut mieux que cent parents.“ Das deutsche Sprüchwort ist noch schlagender, hier ist der Freund nicht nur ein Schatz, sondern ein Bedürfniß, denn es heißt: „Freunde thun mehr Noth denn Feuer, Wasser und Brod,“ oder auch: „Freunde sind über Silber und Gold;“ endlich noch: „Ohne Bruder kann man leben, nicht ohne Freund,“ was beinahe überflüssig macht, noch hinzuzusetzen: „Ein Freund in der Noth ist besser als ein Bruder in der Ferne.“ Bezeichnend genug in einer andern Beziehung ist aber wieder der Zusatz: ein Bruder in der Ferne; denn der Schluß liegt nahe, daß ein Bruder in der Nähe am Ende in Deutschland eben so viel werth sein könnte, wie ein Freund in der Noth, wogegen der Franzose unbedingt einen wahren Freund hundert Verwandten vorzieht. Wir haben anderswo gesehen, wie los

die Bande der Familie in Frankreich geschlungen sind, wie fest sie das deutsche Sprüchwort zusammenhält.

Zum Schlusse heißt es im französischen Sprüchworte noch: aujourd'hui ami, demain ennemi! Auf Deutsch würde sich das „heute Freund, morgen Feind" fast noch besser reimen als selbst im Französischen. Wenn man nun aber trotz des schönen, verführerischen Reims das Sprüchwort vergebens im Munde der Deutschen sucht, so ist dies ein um so schlagenderer Beweis, daß es ihrem Wesen zuwider war.

In diesem Sprüchworte bekundet sich nun auch wieder die größere Leidenschaftlichkeit des Franzosen; denn sie allein erklärt es, daß es ihm schwer wird, den, den er einst als seinen Freund betrachtet, später, wenn Verhältnisse und Ansichten sich geändert haben, mit Gleichgültigkeit zu behandeln. Und diese Leidenschaftlichkeit führt auch mitunter in Frankreich zu Freundschaften, die der Glut der begeistertsten Liebe nichts nachgeben mögen. Aber gerade bei solchen Freundschaften ist dann vielleicht das Sprüchwort: aujourd'hui ami, demain ennemi, wahrer als bei irgend einer andern, als insbesondere bei der ruhigern, ernstern, ausdauerndern, und selbst nachdem sie sich überlebt, nur nach und nach erkaltenden, selten ganz erlöschenden Freundschaft zweier Deutschen.

Die Franzosen sind die nächsten Erben, die erstgebornen Söhne der Civilisation des Alterthums, und in ihrem ganzen Wesen spukt der Geist, der einst Griechenland und Rom beherrschte. Ihre Sprüche, die sich auf die Freundschaft beziehen, fließen aus derselben Quelle, aus der vor Jahrtausenden schon ein Sokrates schöpfte, wenn er sagte: „Ein treuer Freund ist das beste Besitzthum," und die sich noch klarer in ihrem innersten Wesen zeigte, wenn er hinzusetzte: „Wenn man einen guten Freund allen andern Gütern vergleicht, scheint jener nicht den Vorzug zu verdienen? Ein Hengst, eine Stute, sind sie eben so nützlich? Gibt es einen so anhänglichen, ergebenen Sklaven, als einen Freund? Ihr pflanzt und pflegt die Bäume um der Früchte willen: ihr vernachlässigt mit der strafbarsten Unachtsamkeit den fruchtbarsten Fruchtgarten, den der Freundschaft." In einer Unterhaltung mit Antisthenes sagt dieser: „Ich habe Freunde, die mir zwei Minen werth sind, andere kaum eine halbe, und wieder andere, die mir für mein ganzes Vermögen nicht zu theuer erscheinen würden." Und Sokrates setzt hinzu: „Da dem so ist, so würde Jeder wohl thun, zu

untersuchen, wie viel er in den Augen seiner Freunde werth sein könne, und dahin zu arbeiten, daß er hoch genug im Preise steige, um nicht vernachlässigt zu werden." — Das sind die Großahnen des freilich etwas verkümmerten Enkels, der in Frankreich heißt: „Les *bons comptes* font les *bons amis.*"

Die Deutschen erhielten von dem Erbe Roms und des Alterthums, als nachgeborne Söhne, nur eine Art Legat der fahrenden Habe in ihren Gesetzen, und waren in ihren Sitten auf sich selbst und auf die neu erworbenen Güter der neuern Zeit, auf germanische Gebräuche und christliche Grundsätze angewiesen. Und in diesem Geiste des germanischen Gebrauches, des christlichen Grundsatzes, der Pflicht und der Liebe, heißt es bei ihnen ohne egoistische Nebenabsicht: „Gleichgesinnt macht gute Freunde," — „verkehrte Freundschaft," — die, die nur auf bons comptes fußt, möchte oft genug mit unter diese Klasse gehören — „ist Feindschaft;" — „den Freund lobe öffentlich, strafe ihn heimlich;" und so wurde „die Stimme des Freundes zur Stimme Gottes."

IX. Egoismus. Genuß.

„*Charité bien ordonnée commence par soi-même*" heißt auf Deutsch: „Jeder ist sich selbst der Nächste." Die Deutschen und die Franzosen sind hierüber einverstanden, der Grundsatz ist bei Beiden anerkannt, der Ausgangspunkt derselbe. Sehen wir, ob er Beide auch zu demselben Ziele, zu denselben Folgerungen führt.

Eine Zeit lang halten Franzosen und Deutsche auch hier Schritt, um sich dann aber wieder zu trennen, der Eine rechts, der Andere links sich ein eigenes Ziel zu stecken und ihm nachzustreben. — Vorerst sagt der Franzose keck und schlagend: „*aide toi, le ciel t'aidera!*" Der Deutsche weiß ungefähr eben so gut wie sein Nachbar, daß „zu Gottes Hülfe Arbeit gehört;" nur hat er nicht dieselbe Keckheit, nicht jenes früher angeführte vouloir est pouvoir, und wie sehr er daher auch die Nothwendigkeit einsieht, selbst rüstig und thätig zu sein, sich selbst zu helfen, so glaubt er deßwegen nicht gerade, daß ihm um seiner Selbsthülfe willen auch der Himmel nothwendig seinen Beistand leihen müsse. Seine Sprüchwörter in dieser Beziehung sind bescheidener, und

er begnügt sich vorerst mit einem: „Selbst gethan ist bald gethan,“ oder: „Selberthun, selberhaben,“ und endlich: „Selbst thut's ganz, heißen halb, bitten gar nicht,“ woraus denn freilich auch der Schluß fließt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ nur glaubt der Deutsche hinzusetzen zu müssen:

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

Und somit ist ohne diesen Segen selbst das Sprüchwort: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott,“ unfruchtbar. Der Franzose kennt diesen Zweifel nicht.

Die Sparsamkeit ist die Tochter derselben Mutter, die den Egoismus zeugt, und beide haben in dem Sprüchworte: „Jeder ist sich selbst der Nächste,“ ihre Urquelle. Franzosen und Deutsche halten dieselbe für eine Tugend; jene sagen: „Ce qu'on prodigue, on l'ôte à son héritier, ce qu'on épargne sordidement, on se l'ôte à soi-même;“ und der Deutsche ist damit im Allgemeinen einverstanden, denn:

Wer nicht spart zur rechten Zeit,
Darbt zur Unzeit;

und deßwegen „spare in der Zeit, so hast du in der Noth.“ Ja der Deutsche geht noch einen Schritt weiter und sagt: „Sparen ist auch verdienen.“

Von hier an beginnt der Weg beider Völker, wenigstens in ihren Sprüchwörtern, sich zu trennen. Wenn wir bis jetzt aus dem Spruche: „Charité bien ordonnée commence par soi-même“ nur sinnige Klugheitsregeln fließen sahen, so sind die folgenden Sprüche des Franzosen eine Anerkennung des krassesten, herzlosesten Egoismus. Verzeihlich kann man es noch immerhin finden, wenn es heißt: „Chacun prêche pour son saint.“ Schon schlimmer ist es, wenn man weiter sagt: „Les absens ont tort,“ oder gar: „Les os sont pour les absens.“ In seiner ganzen Nacktheit aber zeigt sich der Egoismus in dem Sprüchwort: „Le mal d'autrui n'est que songe,“ das endlich logisch zu dem furchtbarsten aller Schlüsse führt, der da heißt: „*après moi le déluge.*“

Nichts in den deutschen Sprüchwörtern rührt an diesen gräßlichen Gedanken: après moi le déluge. Das Ziel, das sich das deutsche Sprüchwort steckt, nachdem es den Weg, den es Anfangs mit dem französi-

schen zusammenwanderte, verlassen, ist ein ganz anderes, und heißt vor Allem: „Leben und leben lassen.“ Und so erklärt es sich von selbst, daß die Meilensteine, auf denen wir gelesen, „daß die Abwesenden Unrecht haben,“ „daß für sie die Knochen sind,“ „daß das Unglück Anderer nur ein Traum,“ ebensowenig an dem Wege stehen, den die deutsche Weisheit auf der Straße eingeschlagen hat.

Es sei ferne von mir, behaupten zu wollen, daß für alle Franzosen der Spruch: après moi le déluge, der Schlußstein ihrer Lebensweisheit sei. Ich habe deren Viele gekannt, die sich ein anderes Ziel steckten. Die französische Ritterlichkeit, die sich selten verleugnet, und fast nie im ersten Augenblicke, — und die deßwegen ein leibgewordener Mephistopheles mit dem Satze: Méfiez vous du premier mouvement! bekämpfen zu müssen glaubte, — ist im Stande, alle Franzosen ohne Ausnahme zu den edelsten Aufwallungen der höchsten Aufopferung zu veranlassen. Aber das verhindert nicht, daß sich dennoch in jenem après moi le déluge ein wesentlicher Punkt des Volkscharakters offenbart. Wir haben seine Spuren in den Sprüchwörtern über die Liebe, die Familie, die Ehe, die Freundschaft gefunden. Sie sind überall unverkennbar. Das alte, äußerlich glänzende Heidenthum, Roms und Griechenlands Gespenst spukt noch immer im französischen Wesen mehr als irgend Jemand glaubt. Der Egoismus, die Genußreligion steckt noch immer in Fleisch und Blut des bevorzugten Sohnes der römischen Civilisation. Die Ritterlichkeit der Franzosen ist die Zugabe der neuern Civilisation, die Tochter des Christenthums, und diese allein ist es, die jenem après moi le déluge etwas das Gleichgewicht hält und es vielleicht dereinst total besiegen wird. Denn auch Frankreich beginnt es zu fühlen, daß es bis jetzt nur für das Recht, den Egoismus gekämpft hat, und daß es stets Einer Kaste half, die andere zu besiegen, um dann der neuen, wie früher der alten das Recht zu geben, im Jubel auszurufen: après moi le déluge! Es fühlt, daß nur die Pflicht, die Aufopferung das Ziel sein kann, und daß nur mit ihr der alte Dämon, das grausige Gespenst Roms, das mit jenem egoistischen Spruche die Welt besiegte, durch ein Werk der Buße, der Pflicht, durch ein Opfer zur Ruhe kommen wird. Und der edelste aller Franzosen, ein Lamennais, wurde zum Prediger dieses Plichtgedankens und warf seinen Liebesfunken in Millionen Herzen. Die Zeit wird ihn zur Flamme

werden lassen, sie wird versöhnen, was die Vergangenheit verschuldet hat, und vergessen, daß es einst ein Sprüchwort gab, wie jenes oft angeführte und seinen Doppelgänger: le mal d'autrui n'est que songe!

Wie im Alterthum der Egoismus in der Genußreligion sein Dogma fand, und Eines das Andere zeugte, so gehen Egoismus und Genußsucht noch heute Hand in Hand. Jenes après moi le déluge ist der Vater eines andern Worts, das eine Art Stufenleiter des Alters aufstellt:

à vingt ans on *devore le plaisir*,
à trente ans on le *goûte*,
à quarante ans on le *ménage*,
à cinquante ans on le *cherche*,
à soixante ans on le *regrette*.

So zieht sich das Plaisir, dieser feine, raffinirte Genuß, für den die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet, wie ein ununterbrochener Faden durch das Leben durch, und nur die Art, wie man dasselbe genießt, wechselt. Das Plaisir ist der Lebenstyrann, dem alle Welt als Knecht dient, sobald er einmal den Sklaven mit dem zwanzigsten Jahre, wie der Werboffizier sein ihm anheimgefallenes Opfer, mit einem Rausch, in dem er das Plaisir verschlang, in das Buch seiner Knechte eingeschrieben hat. Es verschlingend, genießend, mäßigend, suchend, betrauernd, huldigt er seinem Gesetze, betet er die Kette an, mit der es ihn an seinen Siegeswagen fesselt.

Das Plaisir in Frankreich ist übrigens in seiner Art mäßiger als der Genuß in Deutschland. *Peu et bon*, sagt der Franzose. Was aber die Qualität anbelangt, so ist der Franzose raffinirter; er weiß den Kitzel zu vermehren, zu erhöhen, und dann erst sucht er ihn zu befriedigen. Wo der Deutsche im Genusse zu weit geht, wo er die natürliche Grenze überschreitet, bleibt er nichts destoweniger auf dem Wege der Natur; der Franzose sucht sich für sein Plaisir eine neue Bahn, und geräth dann, wo er die natürlichen Grenzen überschreitet, oft auf den Weg der Unnatur.

Der Gegensatz zeigt sich nirgends klarer als in der Art, wie beide Völker sich dem ursprünglichsten aller Genüsse, dem des Tanzes, überlassen; und ein deutscher Walzer und eine französische Contredance erlauben einen tiefern Blick in das Wesen beider Völker, als alles Andere, was man sonst meist zu Hülfe ruft, um sich die Art und Weise

derselben zu erklären. Der Walzer ist eine geregelte Bewegung, welche durch ihre immerwährende Wiederholung eine solche Einfachheit annimmt, daß sie am Ende sich von einem raschern geordneten Gehen oder Laufen nur durch's Drehen unterscheidet. Die Contredance dagegen besteht aus einer Menge combinirter Figuren, die förmlich ein Studium erfordern, um des Vergnügens dabei theilhaftig zu werden. Beim Walzer sucht sich der Deutsche seine Tänzerin, begnügt sich mit der Einen, die er gewählt, schmiegt sich an sie an, hält, hebt und trägt sie durch die wirbelnden Wendungen des Tanzes durch, und bleibt ihr, Auge in Auge, Brust an Brust, getreu, bis der letzte Ton der Musik das Band, das sie geschlungen, wieder löst. Die Contredance beginnt gleich mit einem Gruße, womit Tänzer und Tänzerinnen sich mit Grazie an ihre sämmtlichen Nachbarn wenden, indem sie sich vor ihnen verbeugen; und jede Figur ist eine kleine, unschuldige Untreue, die der Tänzer an seiner Tänzerin, und zur Vergeltung diese an jenem begeht, um sich dann im nächsten Augenblick wieder wechselseitig zu nähern und zu versöhnen. Kein Paar gehört sich recht an, es ist eine Conventionsehe, die sie geschlossen, wobei Beide gleich fest und gleich frei auf ihren eigenen Füßen stehen.

Noch in einer andern Beziehung sind diese Nationaltänze so charakteristisch als möglich. Der Walzer isolirt, individualisirt jedes Paar, die Contredance schließt sie sämmtlich an einander an, und so werden beide Tänze zum Bilde der ureigenthümlichen Verschiedenheit der Deutschen und der Franzosen, nach welcher jene eine fester ausgesprochene Individualität besitzen, sich selbst und der Familie angehören, und diese, weniger enge abgeschlossene Individualitäten, die Gesellschaft suchen und nur in ihr sich wohl fühlen.

Wo aber der Genuß des Tanzes in beiden Ländern zum Uebergenusse führt, da zeigt sich dann vollends recht das Wesen beider Völker. Der Deutsche, auf dem Wege der Natur bleibend, tobt und rast im wilden, immer wilder werdenden Sturme der Tanzwuth vorwärts, bis er ermattet und athemlos zusammenbricht; der Franzose verfeinert den Uebergenuß und kommt so zu jenen Tänzen der schnödesten Unverschämtheit, der offenbaren Enthüllung der zartesten Geheimnisse der Natur und der Liebe, zu jenen Tänzen, die in der neuesten Zeit vor den Barrièren von Paris das Bürgerrecht erlangt haben, und früher nur in den tolerirten Häusern der Lust erlaubt waren.

Diese Gegensätze, die in französischem und deutschem Wesen liegen, finden wir nun auch in den Sprüchwörtern wieder. Der Franzose sagt: „Gourmandise a tué plus de gens qu'épée en guerre tranchante." — Von dieser Gourmandise, dieser Feinschmeckerei weiß das deutsche Sprüchwort, das eine ähnliche Erfahrung für Deutschland bekundet, nichts, denn hier heißt es:

Von der Trunkenheit sind mehr verdorben,
Als jemals durch das Schwert gestorben;

oder auch einfach: „Im Becher sind mehr ersoffen als im Meer." Dort ist es also der feine, raffinirte Genuß, von dem die Gefahr kommt, hier das Zuviel, dort die Qualität, hier die Quantität. Daher denn auch das Sprüchwort: „Superflu, chose si nécessaire," das der Deutsche so wenig versteht, daß er im Gegentheil sagt: „Ueberfluß bringt Ueberdruß," weil er eben nicht an die verfeinerte, gesuchte Anwendung des Ueberflüssigen, wodurch es zum Nothwendigen werden kann, denkt, sondern nur an die Fülle, an die Menge, die Masse, die ihm dann beinahe eher als ein Unglück denn als ein Glück erscheint.

Wie in dem Uebergenusse, so ist auch im natürlichen Genusse der Franzose in Bezug auf die Quantität mäßiger als der Deutsche. Der Franzose sagt: „nature se content de peu," und der Deutsche ist hiemit einverstanden: „Natur begehrt wenig, Wahn viel." Aber in der Anwendung dieses Spruches sind beide Völker nicht ebenso einverstanden; denn in Frankreich heißt es: „*Il faut lier* le sac *avant* qu'il soit plein," wogegen der Deutsche sagt: „Wenn der Sack voll ist, bindet man ihn zu." Er weiß zwar: „es wird mancher Sack zugebunden, ehe er voll ist," aber wie das vorhergehende Sprüchwort zeigt, ist dies eine Ausnahme, und wo es geschieht, ist die liebe Noth dran Schuld. Ein anderes Sprüchwort könnte zwar das Gegentheil glauben machen, denn es sagt: „Stricke den Sack zu, wenn er auch nicht voll ist." Aber es ist kaum zweifelhaft, daß dies nur eine ganz einfache Vorsichtsmaßregel ist, um zu verhindern, daß Etwas aus dem halbvollen Sacke, den man zuzustricken vergäße, herausfalle.

Es ist dem Deutschen nicht so sehr um die Sauce als um den Braten zu thun; in Frankreich ist die Sauce Hauptsache, in Deutschland dagegen handelt es sich um einen derben Bissen und einen tüchtigen Schluck Wein. „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen," und es ist

das so ernst gemeint, daß der Deutsche ruhig sagt: „gegessen muß sein, und wenn jeder Baum ein Galgen wäre,“ und hinzusetzt: „wie Einer ißt, so arbeitet er.“ Er kann gar fromm bei diesem prosaischen Gedanken werden, ein Kreuz schlagen und beten:

Trink und iß,
Gott nie vergiß!

und er vergißt den lieben Herrgott so wenig, daß es beinahe so aussieht, als ob er nur ihm zu Lieb ein wenig tränke, wie das Sprüchwort: „Trink Wein, bescheert dir Gott Wein,“ glauben machen könnte.

Der Franzose kann von weniger leben als der Deutsche. Er sagt:

Si tu te trouves sans chapon,
Soi content de pain et d'oignon.

Und wirklich kann er sich dabei sehr wohl fühlen, im Falle der Noth ganz zufrieden sein; dem Deutschen würde dies viel schwerer fallen. Er sagt zwar mitunter: „Trocken Brod mit Freuden ist besser denn Gebratenes mit Kummer;“ aber es kommt mir so vor, als ob der unendlichen Mehrzahl der Deutschen das trockene Brod mit Freuden als ein gar wunderbares Gespann erscheinen würde, das doch nicht so recht zusammenpaßte. „Schwarzbrod und Freiheit“ ließe sich schon eher hören, denn den Spartanern sollen ihre Brodsuppen ganz gut geschmeckt haben; aber trotz den Spartanern wäre es doch nimmer möglich, daß Weißbrod und Freiheit sich nicht weniger gut zusammenschickten. Es käme nur auf einen Versuch an.

Wie der Franzose sich mit Wenigerem begnügen kann, so scheint er seinem Sprüchworte nach diese Eigenschaft mitunter selbst ungezwungen in Anwendung zu bringen, denn: „épargner la bouche vaut rente au pré.“ Auch der Deutsche weiß es: „Eier in der Pfanne geben Kuchen, keine Küchen,“ und deßwegen sagt er mitunter: „Entbehre und genieße.“ Und trotz der nordischen Natur, der stärkern, zehrenden Luft, trotz dem: „gegessen muß sein, und wäre jeder Baum ein Galgen,“ ist es nicht zweifelhaft, daß es kaum ein Volk in der Welt gibt, das, wo es gilt, so entbehren kann wie das deutsche, das Jahrzehende lang arbeitet und sich Alles versagt, um am Ende zu Etwas zu kommen. Je größer das Bedürfniß ist, um so ehrenvoller ist der Sieg über dasselbe, und der deutsche Bauer, der eben ein Deutscher ist und wie ein Franzose entbehren kann, steht um so höher, je weniger er von der Natur zu dieser

Rolle geschaffen wurde. Dies verhindert aber nicht, daß ihm das ewige Fasten ein unbequemer Gast ist, wie sehr ihn auch die liebe Noth lehrte, sich an ihn zu gewöhnen, und trotz des Spruches: „Entbehre und genieße," bleibt es somit dennoch wahr, wenn geschrieben steht: „Eine polnische Brücke, ein böhmischer Mönch, eine schwäbische Nonne, welsche Andacht, der Deutschen Fasten gelten eine Bohne."

X. Geld. Reichthum. Armuth. Geiz.

Die deutsche Geschichte hat keine schönere Epoche, als die des Kampfes der Germanen gegen die Weltherrschaft Roms. Das Recht, die Freiheit, das Wohl der Menschheit standen auf der Seite der Barbaren, die Kraft, die Kunst, die Wissenschaft der ganzen civilisirten Welt kämpften für Rom. Und die nackten Barbaren besiegten die stolzen Besieger aller Völker, die kecken Eroberer aller Länder. Die Annalen der Geschichte haben kein größeres, kein schöneres, kein beruhigenderes Schauspiel aufzuweisen, als diesen Kampf, als diesen Sieg des Rechts über die Macht, der Freiheit über die Sklaverei, der Menschheit über den Tyrannen der Welt; und je unbedeutender die Stämme der Barbaren Rom gegenüber erscheinen, je hoffnungsloser der Kampf in seinem Beginn ist, desto befriedigender, desto erhebender ist sein Ausgang.

Je größer aber diese Epoche ist, je reiner das gegen Rom kämpfende Germanien uns erscheint, desto tiefer verletzt es, wenn wir bald in den Heeren des Feindes der Menschheit, des Tyrannen der Welt, Schaaren von Germanen begegnen, die ein anderes Ziel als das der Freiheitskämpfer haben, die um schnöden Sold dienen, und auf deren Fahnen geschrieben steht: „Baar Geld ist die Losung!"

Es ist das ein Rostflecken an der Ehre Deutschlands, um so schmachvoller, als er auch in der neuesten Zeit, anstatt ausgewetzt zu werden, sich stets erneuerte. Das Wort Landsknecht wurde im Mittelalter in Frankreich einheimisch, weil fast nur Deutsche sich zu Landsknechten, zu Söldnern hergaben, und noch bis heute gibt es einen deutschen Stamm, die Schweizer, die, wie einst die germanischen Söldner Roms, die Scalinger Konstantinopels, die Lands-

knechte des Mittelalters, ehrlos genug sind, um der Menschheit gegenüber nicht zu erröthen, wenn sie ihr Blut verkaufend ausrufen: „Baar Geld ist die Losung."

Die germanische Tapferkeit, die deutsche Treue, die Armuth nachhelfend, sind Ursachen dieser Erscheinung. Aber wenn jene beiden Ursachen ein Stolz Deutschlands sind, so ist doch die Richtung, die ein Theil der Deutschen diesen Tugenden gab, nicht weniger eine unauslöschliche Schmach des deutschen Volkes, die Buße verlangt, wie nie eine zweite Sünde wider den heiligen Geist der Menschheit und der Ehre. — Der Savoyarde als Eckensteher in Paris, der Irländer als Packträger in England und Amerika, ja selbst der italienische Bandit sind Ehrenmänner gegen den feilen Söldling, der um des Geldes willen Leib und Leben verkauft, der, so oft er dafür bezahlt wird, der schlechtesten Sache seine Treue und seine Tapferkeit leiht, der mit einem Worte zum Blutlakaien aller Tyrannei der Welt sich hergibt, wenn sein Dienst und sein Blut mit baar Geld eingelöst worden sind. Und beinahe nur die Germanen haben solche Blutlakaien geliefert. Deutschland hat dadurch der Welt gegenüber eine schwer zu lösende, schwer lastende Schuld übernommen, eine Nationalschuld, die mit Blut in das große Buch der Geschichte eingetragen ist; denn wo es einen Tyrannen, wo es ein Unrecht zu vertheidigen gab, da konnte man beinahe sicher sein, auf jene Schaaren zu stoßen, die unter dem Kriegsgeschrei: „Baar Geld! baar Geld!" ihr Leben für dieselben einsetzten.

Die Geldsucht ist eine Erbsünde der Germanen. Das Sprüchwort bekundet, daß sie noch heute auf den Deutschen lastet. Jenes: „baar Geld ist die Losung!" eröffnet den Reigen, ist das Fahnenzeichen einer ganzen Schaar von Sprüchwörtern, die, wie dieses, den goldenen, gemünzten Götzen anbeten. „Was thut der Deutsche nicht für's Geld?" ist ein deutsches Sprüchwort, und wenn die bittersten Feinde deutscher Ehre sich alle Mühe gäben, so würden sie schwerlich etwas tiefer Verletzendes erfinden. Der Deutsche scheint sich vor dem Götzen in den Staub zu werfen, denn „Geld regiert die Welt;" er beugt sich vor ihm, denn:

Geld ist der Adel,
Geld ist ohne Tadel,

und lästert den wahren Gott, indem er ausruft: „Hätte ich dein

Geld und du meine Tugend!" Sein Götze ist allgerecht, denn „Geld kann nicht Unrecht thun." Wer in seinem Namen kommt, ist wohl aufgenommen, denn:

Hast du Geld, so setz dich nieder,
Hast du kein's, so pack dich wieder.

Der Götzendiener fragt: „erst wie viel Geld, darnach wie fromm?" denn: „Geld ist der Mann, der's kann." Und so richtet und schlichtet sich denn endlich selbst die Ewigkeit nach dem Gesetze des Götzen, denn „Geld schließt auch die Hölle auf."

Ein Paar Verhaltungsregeln des täglichen Lebens sind noch schnöder. „Am Gelde riecht man's nicht, womit's verdient worden ist;" dies entschuldigt oft genug die Schande und den Betrug, wenn sie nur den gewünschten Erfolg haben. Ferner heißt es: „Man muß das Geld von den Leuten nehmen, von den Bäumen kann man's nicht schütteln;" wodurch man ebenfalls den täglichen Betrug des Krämers und des Kaufmanns unter den Schutz eines Gesetzes der Weisheit auf der Straße gesetzt zu haben glauben mag. „Geld schließt die Hölle auf!" das ist es! — und den Himmel zu!

Je weher es dem Herzen eines Deutschen thun muß, sein Volk an solchem Krebsschaden leiden zu sehen, desto mehr ist es seine Pflicht, den Finger in die Wunde zu legen, sie zu enthüllen, und vor aller Welt Augen zu zeigen, daß sie allem Hohen, allem Schönen Untergang, daß sie die edelsten Eigenschaften, die schönsten Charakterzüge eines großen Volkes zu zernichten droht. Ich möchte zum Propheten und Bußprediger werden, um jenen blinden Götzendienern die Augen zu öffnen, um die Schacherer mit Geißelhieben aus dem Tempel deutscher Ehre auszutreiben. — Ich weiß es, viele von diesen grellen, der Geldsucht huldigenden Sprüchwörtern sind nicht so ernst gemeint, und noch öfter vom Volk nicht so wörtlich genommen. Jenes: „Hätte ich dein Geld, und du meine Tugend," ist oft eine ironische Antwort, die ein armer Teufel einem reichen Egoisten bietet, der den Armen mit einer Tugendphrase abzuspeisen sucht. Jenes: „Erst wie viel Geld, und dann wie fromm," ist häufiger ein Tadel als eine Lebensregel, jenes: „Geld schließt auch die Hölle auf," öfter ein Verdammungsurtheil als eine Anerkennung der Macht des Geldes; endlich selbst jenes: „Baar Geld ist die Losung," öfter ein den Söldling brandmarkender Hohn als ein Grundsatz. — Aber

das verhindert dennoch nicht, daß noch in dem letzten Kriege, in dem die unendliche Mehrzahl der Deutschen blutenden Herzens die Leiden eines unglücklichen Volkes beweinte, die Führer der über dieses Volk herfallenden Heere fast ohne Ausnahme Deutsche waren, die in ihrem Herzen und auf ihren Fahnen den Wahlspruch trugen: „Baar Geld ist die Losung." — Blutlakeien! —

Der Deutsche ist arbeitsam und sparsam. Er wird nicht müde, sein ganzes Leben lang rüstig zu schaffen, den kleinen Gewinn bei Seite zu legen, um am Ende seines Lebens einen Ruhetag zu haben, seinen Kindern eine Zukunft zu sichern. Jede Tugend hat ihre Grenzen, und diese überschritten, wird sie zum Laster. Die Sparsamkeit führt zur Geldsucht, und so wäre denn das Laster selbst gewissermaßen ein Beweis für das Bestehen der Tugend. Aber gerade weil das Laster dieselbe Wurzel wie die Tugend hat, thut es Noth, die Grenze scharf zu scheiden, das Laster offen hinzustellen, auf daß man den Unterschied nicht verkenne, auf daß man nicht bis zu dem Punkte gelange, wo das Geld die Hölle auf- und den Himmel zuschließt.

Das deutsche Sprüchwort, das uns erlaubt hat, den Finger in die eiternde Wunde zu legen, das uns gezeigt hat, wie die Tugend zum Laster werden kann, stellt sich wieder an die Grenze, um Wache zu halten, daß sie nicht überschritten werde. Und so heißt es in diesem Sinne nicht: „Geld regiert die Welt," sondern: „Das Geld gehört der Welt!" Es liegen in diesem einzigen Sprüchworte der Wahrheiten viele. „Der Welt gehört das Geld," und wie viel auch der Reiche, der Geizige aufzuspeichern im Stande ist, er wird es der Welt lassen müssen. „Der Welt gehört das Geld," und deßwegen sollen die, die der Welt Heil und Angelegenheiten zu begründen und zu ordnen berufen sind, sorgen, daß es zum Wohle der Welt, zum Segen Aller Früchte trage. Und so setzt die Straßenweisheit ferner jenem: „Geld ist der Mann, der's kann," ein: „Man muß dem Gelde gebieten, nicht gehorchen," entgegen, oder sagt auch:

Wo Geld und Gut,
Da ist kein Muth.

So beantwortet sie das Sprüchwort: „Geld ist ohne Tadel," mit einem: „Geld bringt Gunst, aber nicht Kunst." So setzt sie zu jenem

Spruche: „Geld schließt auch die Hölle auf!“ ihn erklärend hinzu: „Was hilft das Geld in der Kiste, wenn der Teufel den Schlüssel dazu hat?“ und schließt dann den Kreis dieser versöhnenden, die Grenze zwischen Tugend und Laster bewahrenden Sprüchwörter mit einem:

Geld macht nicht reich,
Es sei denn reich
Das Herz zugleich.

Jeder Deutsche sollte diese Schutzsprüche mit Flammenschrift in sein Gedächtniß einschreiben, jeder deutsche Priester sie mit feurigen Buchstaben über den Hochaltar seiner Kirche setzen; denn in der Tugend der deutschen Sparsamkeit wächst das Haar des Teufels, an das dieser sich anklammert, um die Seele zu sich hinabzuziehen.

Der Franzose ist weniger sparsam als der Deutsche, und läuft schon deßwegen weniger Gefahr, diese Tugend bis zur Untugend zu übertreiben. Und so finden wir denn auch bei ihm weniger Sprüchwörter, die jene Richtung einer Ueberſparsamkeit, einer Geldsucht bezeichnen. Er sagt in dieser Beziehung einfach: „*Argent fait perdre et pendre gens.*“ Der Deutsche hat ein ähnliches Sprüchwort: „Geld hat Manchen an den Galgen gebracht;“ aber schon an und für sich ist dieser Spruch weniger allgemein, und überdies im Widerspruche mit jenem bereits angeführten: „Geld kann nicht Unrecht thun,“ dem der Deutsche noch hinzufügt: „Geld wird nicht gehangen.“ Ich will damit nicht sagen, daß das Geld in Frankreich nicht eben so gut wie in Deutschland die Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit abzustumpfen im Stande ist. Ja in neuester Zeit ist vielleicht die Herrschaft des Geldes nirgends so groß und legitim wie in Frankreich. Aber der Unterschied ist, daß sie in Deutschland mehr in den Sitten, in Frankreich mehr nur in den Gesetzen und Institutionen liegt, daß sie hier eine vorübergehende Erscheinung, dort eine angeborene Untugend zu sein scheint.

Im Allgemeinen erkennen übrigens die Franzosen ebenfalls die Macht des Geldes an. „Quant argent marche, tout va bien,“ heißt ungefähr eben so viel als: „Geld regiert die Welt“ — „Geld behält das Feld“ — und es ist dies auch in Frankreich wahr. Nicht aber aus übertriebener Sparsamkeit, aus Erwerblust, sondern um

des Genusses willen hat das Geld diese Macht in Frankreich. Die Quelle seiner Herrschaft ist hier eine andere als in Deutschland, und das ist dann halbwegs ein Trost. — Der Franzose fährt fort und sagt: „*Qui a de l'argent a des pirouettes*," was auf deutsch ungefähr heißen würde:

Trachte nach Geld,
So hast du die Welt.

Aber mehr noch als Pirouetten hat der, der Geld in Frankreich hat, denn:

Qui a assez d'argens,
A assez de parens.

So weit geht der Deutsche nun nicht; er bleibt an der geheiligten Grenze der Familie stehen, und sagt nur: „Viel Geld, viele Freunde." Er weiß, daß eine Mutter, ein Bruder, eine Schwester nicht für Geld feil sind. Ja selbst das: „Viel Geld, viele Freunde" scheint wenigstens nicht die Freundschaft von dem Gelde abhängig zu machen, dieses über jene zu stellen; denn der Westphale, und mit ihm wohl die Mehrzahl der Deutschen, sagt: „Sonder Geld is better, denn sonder Fründe."

Zum Schlusse, um die Bedeutung des Geldes zu charakterisiren, sagt der Franzose noch:

Serais tu aussi sage que St. Paul,
Si tu n'as rien, tu serais un fol.

Und abermals glaube ich kaum, daß der Deutsche, trotz seiner Achtung vor dem Geldgötzen, so weit gehen würde, sich sogar am heiligen Paulus zu versündigen. Er bleibt bei dem Spruche: „Geld schließt auch die Hölle auf," stehen, und wagt es nicht, mit dieser besudelten Fahne bis zu den Heiligen im Himmel vorzudringen. — Wenn der Deutsche sagt: „Man muß dem Gelde gebieten, nicht dienen," so heißt es auch in Frankreich: „*L'argent est un bon serviteur, un mauvais maître.*" Sicher aber weiß der Franzose leichter als der Deutsche ohne Geld fertig zu werden, und hierin mag denn mit eine Ursache liegen, daß er dasselbe im Ganzen weniger achtet. Die deutsche Ehrlichkeit, der deutsche Fleiß sind gar gute Reisegefährten, wenn sie zusammen reisen können. Wo aber der Fleiß keinen Platz findet, wo er nothgezwungen feiern und zurückbleiben muß, da kommt die derbe

Ehrlichkeit arg in's Gedränge. Der Franzose weiß sich zu helfen, denn er sagt: „*Qui n'a point argent en bourse, aie au moins miel en bouche.*“ Und das ist es abermals. Der honigsüße Mund paßt zu der derben, plebejischen Ehrlichkeit wie die Hobelbank, der Schmiedehammer oder der Dreschflegel in das Schild eines Fürsten und Prinzen.

Der charakteristische Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen tritt noch in ein Paar andern Sprüchen so scharf als möglich hervor. Der Franzose sagt:

Provision
Profusion!

der Deutsche aber entgegnet:

Vorrath
Nimmer schad't,

und setzt, wie bereits angeführt, hinzu: „Sorge in der Zeit, so hast du in der Noth.“

Ich denke, hierin liegt der Schlüssel zu den gegenseitigen Eigenheiten der Deutschen und Franzosen in Bezug auf Gelderwerb. Der Vorrath erscheint dem Franzosen als ein wahrer Ueberfluß, als eine Verschwendung; er verhindert ihn, dem heutigen Tage allein und ganz zu leben, er zwingt ihn, schon heute für morgen zu sorgen, und das ist von seinem Standpunkte aus ein wahrer Hochverrath am heutigen Tage. Die Genußreligion des Alterthums spukt auch hier wieder im Wesen des Franzosen. — Der Deutsche im Gegentheil lebt heute schon für morgen, sorgt und schafft, und fühlt sich unglücklich, wenn er nicht mit seinen Sorgen und seinen Arbeiten den morgigen Tag gesichert sieht, wie den heutigen, und so hält er den Vorrath für eine Art Nothdurft, und sich selbst schon heute unglücklich, wenn ihm die Noth erst in der nächsten Zukunft droht. Daher denn beim Franzosen eine viel weniger scharf ausgesprochene Erwerblust als beim Deutschen; daher beim Deutschen der leichtere Ueberschritt aus der Tugend der Sparsamkeit in das Laster der Geldsucht.

Wie oft man aber auch der Ueberschätzung des Geldes und ihren Folgen in der Geschichte und in den Sprüchwörtern Deutschlands begegnet, so sind letztere dennoch so streng als möglich, wenn es sich vom eigentlichen Reichthum handelt, woraus abermals hervorgeht, daß

die Ueberschätzung des Geldes nicht eine Folge des Geizes, der inwendigen Liebe zum Mammon, sonder die Tochter der ächtdeutschen Sparsamkeit und Vorsorge ist. In seinem Erwerbtriebe ist es dem Deutschen um die Nothdurft, nicht um Schätze zu thun. Er kann sich als Söldner seine Dienste bezahlen lassen, eine eroberte Stadt plündern, ein erobertes Land als solches behandeln und ihm das Nothwendige zum Unterhalte abzwingen; aber die Geschichte hat fast kein Beispiel aufzuweisen, daß deutsche Heere, ein deutscher Eroberer systematisch die Aussaugung eines Landes betrieben hätten. Selbst die Barbaren, mit Ausnahme der Normannen, die als Seeräuber auf Beute auszogen, achteten mehr oder weniger das Eigenthum der eroberten Völker und nahmen nur so viel, als zu ihrer Festsetzung und Erhaltung im Lande nothwendig war. Eine gewisse innere, angeborene Gerechtigkeitsliebe überlebte bei den Eroberern Roms selbst die Demoralisation, die stets die Folge von Krieg und Eroberung ist. Sicher aber hat Deutschland keinen einzigen Feldherrn aufzuweisen, der am Tage nach einer Schlacht daran gedacht hätte, die Wände seiner Schlösser mit den Kunstschätzen des eroberten Volkes zu schmücken, und sich in Ermanglung der Schlösser auch für diese die Kaufsumme von den Besiegten zu erpressen.

Die Nothdurft, die Vorsorge, die Sparsamkeit sind die Quelle der Ueberschätzung des Geldes in Deutschland. Das Sprüchwort bestätigt diese Ansicht. Es sagt vor Allem: „Reich genug, wer sich genügen läßt.“ Und im selben Geiste fährt es fort:

> Reichthum sei wie des Bäckers Schurz,
> Nicht zu lang und nicht zu kurz.

Aber der Deutsche begnügt sich nicht nur selbst mit Wenigem, sondern hat überhaupt eine sehr schlechte Meinung von dem Reichen und dem Reichthume. „Wer reich werden will, muß seine Seele eine Zeit lang hinter die Kiste werfen.“ Und nach dem Sprüchworte zu urtheilen, muß es schwer halten, daß Einer, der, um reich zu werden, so seine Seele hinter die Kiste geworfen, sie je wieder hinter derselben hervor bekommt, denn: „Reichthum stiftet Thorheit“ und: „je reicher, desto karger.“ Thorheit und Geiz sind eben keine Tugenden, die eine verpfändete Seele wieder einzulösen im

Stande wären. Aber der Reichthum hat nach dem Sprüchwort noch ganz andere Untugenden: er ist ein Feigling, denn: „Reichthum hat ein Hasenherz,“ und nur in Einem Falle beträgt er sich als Mann von Muth und Ehre:

> Reichthum hat nur Muth,
> Wenn man sein braucht wie hinterlegt Gut.

Ja, der Deutsche thut den Reichen gleichsam in den Bann: „Wer dem Reichen schenkt, der gibt dem Teufel zu lachen,“ und dann: „Was man dem Reichen gibt, stiehlt man dem Armen.“ Zum Schlusse heißt es noch:

> Reichthum vergeht,
> Tugend besteht.

Der Franzose ist arm an Sprüchwörtern über den Reichthum. Ich kenne nur Eines, das aber auch wieder im vollkommensten Kontrast mit der deutschen Weisheit steht. Der Franzose sagt:

> Richesse
> Donne hardiesse,

im Gegensatze zu jenem: „Reichthum hat ein Hasenherz.“ Und auch dieser Widerspruch erklärt sich natürlich und von selbst. Der Deutsche sucht den Reichthum aus Vorsicht, er speichert auf, indem er sagt: „Sorge in der Zeit, so hast du in der Noth;“ er mehrt sein Erbe durch Arbeit und Sparsamkeit, und kommt so nur langsam zum Reichthum. Wer aber auf diese Art zu Gütern und Reichthum gekommen ist, wird sicher zusammenfahren, so oft dieselben auf irgend eine Weise bedroht sind. Der Franzose, der da sagt: „Provision, profusion,“ handelt anders. Vermöge seiner kecken Natur tritt er auch in seinen Geschäften keck auf, und unter hundert Franzosen, die zum Reichthum gelangt sind, gibt es sicher nicht viele, die denselben durch Arbeit und Sparsamkeit, den Thaler zum Thaler fügend, gewonnen haben. Die Spekulation ist es hier, die zu Gütern und Reichthum führt, die Spekulation selbst aber ist ein Wagestück, und wer an dergleichen in seinen Geschäften gewöhnt ist, wird auch im täglichen Leben mehr oder weniger mit derselben Keckheit auftreten. Das ruhige Fortarbeiten, die Sparsamkeit sind keine französischen Nationaleigenschaften, und so gehört schon an und für sich etwas Anderes dazu, um als Franzose reich zu werden, d. h. mehr Verstand, mehr

Muth, mehr Spekulationsgeist und Keckheit als in Deutschland, wo „das Handwerk einen goldenen Boden hat.“ Es erklärt sich dann von selbst, daß der Franzose, der schon, um reich zu werden, aller dieser Eigenschaften bedurfte, sie reich in der Regel nicht weniger besitzt, und daher der Spruch: „Richesse donne hardiesse,“ der vielleicht logischer heißen sollte: „pas de richesse sans hardiesse.“ — Beide Völker charakterisiren sich eben so schlagend in ihren Sprüchwörtern über die Armuth. Der Franzose hat hier eigentlich nur ein einziges Wort, das nur durch ein Paar Zusätze, ohne die es kaum je auftritt, sich zu vervielfältigen sucht. Das Sprüchwort heißt: „*pauvreté n'est pas vice.*“ Das anzuerkennen ist aller Ehren werth, aber leider sind jene unzertrennlichen Zusätze der Art, daß sie den christlichen milden Gedanken auf der Stelle zerstören; man sagt entweder: pauvreté n'est pas vice, *mais c'est une espèce de ladrerie, chacun la fuit*,“ oder gar kurzweg: pauvreté n'est pas vice, *c'est bien pire.*“

Auch der Deutsche hat dasselbe Sprüchwort: „Armuth ist keine Sünde.“ Doch sind die Zusätze ganz anderer Art als in Frankreich, denn der Deutsche sagt nur: „Armuth ist keine Schande, aber ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht.“ Das ist eine Erfahrung, die zu nahe liegt, um sie von der Hand zu weisen. Aber er ist weit davon entfernt, deßwegen zu sagen, daß die Armuth mehr als eine Sünde sei. Im Gegentheil heißt es im Sprüchwort: „Was die Armuth schwer macht, macht auch den Reichthum schwer,“ denn:

Gut Gewissen
Ein sanftes Kissen,

oder:

Gutes Gewissen und armer Herd
Ist Gott und aller Ehren werth;

oder noch klarer: „Gut Gewissen ist täglich Wohlleben.“ Das deutsche Bewußtsein schrickt vor der Armuth nicht zurück, ja es scheint beinahe, als ob der Deutsche sich in ihr recht wohl fühlen könnte, denn: „Armuth ist ein fröhlich Ding,“ und:

Fröhliche Armuth
Ist Reichthum ohn' Gut.

Er geht noch weiter und sagt: „Armuth ist eine Kunst, wer's kann;" und um die Kunst zu erklären, heißt es: „Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel bedarf." Und solche freudige Armuth schätzt der Deutsche hoch genug und sagt von ihr: „Armuth ist der sechste Sinn," und als solcher „lehrt Armuth Künste."

Der Deutsche weiß es und sagt es, daß der Reiche ohne den Aermern nichts ist, daß er seiner auf Schritt und Tritt bedarf, denn: „Armuth ist des Reichthums Hand und Fuß." Ueberall stützt sich der Reiche auf ihn:

Die Armen helfen die Füchse fangen,
Die Reichen in ihrem Pelze prangen.

Dies ist nur eine Parabel, die nach allen Richtungen hin ihre Anwendung findet und ein Wahrwort bleibt. Deßhalb aber, ihr Reichen, achtet den Armen; denn:

Wer die Armuth nicht ehrt,
Ist der Armuth nicht werth.

Und es sollte den Reichen schlimm genug gehen, wenn einst die Armen sie ihrer unwürdig erklärten!

Die Armuth in Deutschland kann sogar als solche zu Glanz und Ehre kommen, denn:

Rein und ganz
Ist des Armen Glanz,

und: „Besser arm in Ehren, als reich in Schanden." Und es scheint sogar leichter arm als reich in Ehren zu sein, denn:

Armuth ist frum,
Reichthum dumm und krumm.

Endlich lehrt das deutsche Sprüchwort noch Mildthätigkeit dem Armen gegenüber. „Wer Armen leihet, dem zahlet Gott die Zinsen." Wer ihnen aber nicht nur leihet, sondern gar schenkt, steht noch höher, denn: „Wer Armen gibt, leiht dem Herrn!" Und auf daß diese Wahrheit dem Begüterten stets gegenwärtig bleibe, hat die Weisheit auf der Straße eine Art Tischgebet, das da heißt:

Trink und iß,
Der Armen nie vergiß.

Wer ihrer aber vergessen, wer sich gegen die Armuth vergehen könnte, dem ruft die Weisheit zu:

Arm oder reich,
Der Tod macht Alle gleich.

Gerade in den Sprüchwörtern über die Armuth liegt auch die Bestätigung dessen, was oben über die Ueberschätzung des Geldes und ihre Ursache, über den Gesichtspunkt, aus dem der Deutsche den Reichthum betrachtet, gesagt worden ist. „Armuth ist der sechste Sinn," und meist nur, wer diesen sechsten Sinn hat, bringt es in Deutschland zu Etwas, denn er ist es, „der die Künste lehrt." Und so werden denn Fleiß und Sparsamkeit zu Vater und Mutter des Reichthums; das angeführte Sprüchwort: „Armuth ist des Reichthums Hand und Fuß," ist auch in diesem Sinne in Deutschland ein Wahrwort. Die fröhliche Armuth aber, das Bewußtsein, daß nicht der arm, der wenig hat, sondern der, der viel bedarf, die Ehre und Achtung, die sich die Armuth selbst zu ertrotzen weiß, erklären es von selbst, wenn der Deutsche vor dem Reichthum weniger inwendigen Respekt hat, wenn er in ihm weniger sein Lebensziel sieht, als die Geldsprüchwörter und der Blutlakaiendienst auf den ersten Anblick glauben machen könnten. Jenes ist die Regel, dieses ist die Ausnahme.

Noch klarer wird dies Alles durch die Sprüchwörter über den Geiz. Wie hoch auch der Respekt des Deutschen vor dem Geld, so sagt er doch: „Geiz ist die Wurzel alles Uebels," woraus denn folgt, daß „Geizhalses Gut des Teufels Opferherd;" dies führt endlich zu dem Schlusse: „Der Geizige trägt seine Seele feil." Und dieses Urtheil wird schon auf dieser Welt vollstreckt, denn trotz des Geldes, trotz der Güter, bleibt es ein Wahrwort: „Geiz ist die größte Armuth," und deßwegen heißt es weiter: „Der Milde gibt sich reich, der Geizhals nimmt sich arm," und so ist „Geiz seine eigene Stiefmutter" und „wächst mit dem Gelde," denn „der Geizige ist allweg arm," und:

Je mehr der Geizige hat,
Je weniger wird er satt.

Er ist ärmer als der ärmste Bettler, denn „dem Armen geht viel ab, dem Geizigen Alles.“

Der Franzose ist mit dieser Charakteristik des Geizes einverstanden. Auch er weiß: „l’avarice n’a rien, quand elle a tout,“ oder: „l’avarice a toujours trop et jamais assez,“ „l’avarice n’a point ce qu’elle a,“ und endlich: „l’avarice abonde de ce qu’il lui faut.“ — Aber jene strengen deutschen Sprüchwörter, jenes ernste Urtheil findet man in Frankreich nicht. Ich will damit nicht sagen, daß die Franzosen es nicht willig unterschreiben würden; aber daß die Deutschen es aufgestellt und ausgesprochen, ist wenigstens ein Beweis mehr, daß sie der Sparsamkeit, die sie oft zur Ueberschätzung des Geldes führen konnte, die gehörige Grenze anweisen.

Doch was hilft das Alles? der blutige Rostflecken an der Ehre Deutschlands steht dennoch unverwischt da. Er ist um so schmählicher, je unverholener ihn das Volksbewußtsein in seinen Sprüchwörtern selbst als eine Schmach bezeichnet. Vergeßt es nie: Deutschland hat eine Schuld abzutragen, die, wie gesagt, mit Blut in das Buch der Geschichte eingeschrieben ist, und wer Deutschlands Ehre im Herzen trägt, unterlasse nie, an diese Schuld zu mahnen, so oft es Noth thut.

XI. Ehrlichkeit. Rechtsgefühl.

Die Eigenschaften eines Volkes bilden unter sich eine ununterbrochene Kette, und wer den ersten Ring gefunden hat, kann diese Kette bis zum letzten verfolgen. Die Weisheit, die den Mund ins Herz verschließt, schweigt und zweifelt, die sich auf diese Weise von der Welt absperrt, die ohne die Liebe, die Mittheilung, die Aufopferung zum Grundgesetze ihres Seins zu machen, der Menschheit gegenüber eine beinahe feindliche, wenigstens neutrale Stellung einnimmt, führt natürlich zum Egoismus, dessen Lebensregel dann dahin geht, da Gutes zu thun, wo das gute Werk zum Samen einer reichen Erndte für den werden kann, der ihn ausgestreut, und da Böses zu vermeiden, wo dessen Folgen schwer auf den, der es gethan, zurückfallen würden.

So kamen wir in den Sprüchwörtern der Franzosen nach und nach von einem Ringe zum andern bis zu dem Satze: „*après moi le*

déluge," und der praktischen Anwendung desselben „*le mal d'autrui n'est que song.*" In Bezug auf innere Ehrlichkeit und Rechtsgefühl führte dann diese Grundbasis weiter zu dem Satze: „*les absens ont tort,*" der ebenfalls bereits angeführt worden ist.

Diese Idee: „*les absens ont tort*" zieht sich mehr oder weniger klar ausgesprochen durch die Mehrzahl der französischen Sprüchwörter, die auf Rechtsgefühl Bezug haben, durch, und so heißt es: „*les battus payent l'amande,*" was so natürlich als Etwas, da: „*la raison du plus fort,* (*est*) *toujours la meilleure.*" Wo dieses Recht des Stärkern sich zeigt, heißt das Urtheil der Franzosen: „*c'est le pôt de fer contre le pôt de terre,*" und um diese Wahrheiten der Weisheit auf der Straße zu vervollständigen und zu erklären, setzt dann das Sprüchwort noch hinzu: „*Tout se fait dans ce monde par compère et commère,*" woraus eigentlich erst hervorgeht, was man unter der raison du plus fort zu verstehen habe, und zwar: die raison desjenigen, der durch seine Verbindungen, durch seine hochgestellten Verwandten, compères et commères im Stande ist, das Recht über's Knie zu brechen.

Man würde Unrecht haben, deßwegen den Franzosen das innere Rechtsgefühl abzusprechen. Alle diese Sprüchwörter sind keine Verhaltungsregeln, sondern nur Erfahrungssätze. Und wenn auch nicht zu bezweifeln, daß sie sich oft genug bewährt haben müssen, ehe sie zu Sprüchwörtern erhoben wurden, daß sie sich oft genug bewährten seit sie zu Sprüchwörtern geworden sind, daß sie endlich eine unangreifbare innere Wahrheit haben; so folgt daraus noch immer nicht, daß dem Franzosen nicht ein lebendiges inneres Rechtsgefühl inwohne, daß er diese Sprüchwörter selbst nicht meist eher als einen scharfen Tadel, denn als eine Anerkennung der Gerechtigkeit des Unrechts betrachte.

Ein anderes Sprüchwort deutet dieses innere Rechtsgefühl wenigstens an, wenn es in demselben heißt: „*Le troisième héritier ne jouit pas des biens mal acquis.*" Es steht dies strenge, gerechte, an ein höheres Urtheil als das, in dem der Starke stets Recht hat, glaubende Sprüchwort mit den frühern im Widerspruche, und dieser Widerspruch geht durch das Wesen der Franzosen durch. Die Alten berichten von den Galliern, daß die einfache Erzählung von der Tyrannei eines Gewaltigen, von der Unterdrückung eines Volkes, ihnen oft genügt habe, um sie zu veranlassen, sich zu waffnen, zu schaaren und gegen den Tyrannen

auszuziehen; daß sie mit einem Worte von fremdem Unglück und Unterdrükkung wie von eignem Unrechte ergriffen wurden. Und dieser Charakterzug der Gallier zieht sich durch die Geschichte der Franzosen, wenigstens von Zeit zu Zeit auftauchend, durch. Die Kreuzzüge, und selbst die Kriege der Republik hatten für viele derjenigen, die an denselben Theil nahmen, gewiß diesen edeln Standpunkt, wenn auch wieder viele andere in ihnen nur eine Befriedigung ihres Egoismus sehen und suchen mochten. Im Privatleben zeigt sich dann oft genug, ja meist, der Franzose von demselben Geiste beseelt, wie jene Gallier, von denen die Geschichte erzählt. Es genügt in Frankreich meist, verfolgt zu sein, um Schutz zu finden, und ist der Verfolger gar der Staat, die Gewalt, so kann nicht nur der politische Verbrecher, sondern selbst der Mörder der Sympathie der Massen ziemlich sicher sein.

Diese Großmuth, die im Urwesen der Franzosen liegt, ist es, die Talleyrand so bezeichnend le premier mouvement nennt, und vor dem er Jeden warnen zu müssen glaubt. Le second mouvement, das oft genug das erste kaum aufkommen läßt, ist der Egoismus. Jenes lebt in der Ureigenthümlichkeit des Volkes, dieses ist das Resultat seiner auf Genuß und Eigensucht gegründeten, von Rom ererbten Civilisation. Und dieser Gegensatz tritt dann abermals im täglichen Leben, wie in der Geschichte klar in dem Wesen des gemeinen Volkes dem der höhern Gesellschaft gegenüber hervor. In den Kreuzzügen wollte das Volk nur das Grab Christi befreien, dort beten und weinen, wo er geblutet und gestorben. Die Fürsten aber verfolgten vom ersten Augenblicke an ein anderes Interesse, und kaum hatten sie den Boden Asiens betreten, als sie kein höheres Streben mehr kannten, als jeder Einzelne sich so rasch als möglich ein neues Reich zu erobern und zu sichern. Unter der Republik und in ihren Kriegen zeigte sich dasselbe Verhältniß, derselbe Gegensatz zwischen dem gemeinen Volke und den höhern Ständen. Die Freiwilligen strömten in Massen zu den Fahnen, um eine hohe Idee der Freiheit und des Volkswohls zu verewigen, während die Bourgeoisie, die damals die höchste Stufe der französischen Civilisation nach und nach erreicht hatte, ruhig in Paris Gesetze erließ, durch welche sie das Volk von den Wohlthaten, die sie für sich selbst in Anspruch nahm, ausschloß. Der gemeine Mann opferte sein Blut und Leben für das Vaterland und die Emanzipation der Völker, die höhere Bourgeoisie benutzte die Ereig=

nisse, um sich in das Erbe des Adels, in die Beute der besiegten Völker zu theilen. Im Juli noch einmal derselbe Gegensatz. Das Volk kämpfte und siegte, und die höhere Bourgeoisie erndete allein, wo der gemeine Mann gesäet hatte. Wer endlich die französischen Blätter liest, wird kaum Eines aus der Hand legen, ohne in demselben auf einen edeln Zug der Großmuth und der Aufopferung zu stoßen. Aber unter hundert solcher Züge ist es stets nur ein einziger, der auf Rechnung eines Mitgliedes der höhern Gesellschaft kommt, während alle andern von Männern im grauen Wamms oder leinenen Kittel vollbracht wurden.

Die französische Civilisation ist eine Civilisation des Egoismus, eine Tochter Roms und des Alterthums, die ganz gut gelernt hat, qu'il faut se méfier du premier mouvement, ja die dies erste Gefühl beinahe in der Brust derjenigen, die sie hegen und pflegen, zu ersticken wußte. Nur, wo sie nicht hinreicht, in der Dachstube und in der Hütte, lebt dies erste Gefühl, dieses premier mouvement, noch in seiner ganzen Kraft, und weiß sich vor dem second mouvement zu schützen. — Ich habe nicht nöthig hinzuzusetzen, daß es auch hier, wie in Allem, was im Laufe dieser Schilderungen gesagt ist, Ausnahmen, selbst viele gibt, daß dieselben sowohl in den höhern als in den niedern Sphären vorkommen. Wo dies aber in der höhern Gesellschaft der Fall ist, da entdecken wir dann leicht in den Vertretern dieser Ausnahmen von der Regel entweder eine andere Civilisationsbasis als die Roms, als die des Genusses und der Selbstsucht, oder auch eine unverkennbare, klar ausgesprochene, wenn auch vielleicht nicht eben so klar bewußte Hinneigung zu den tiefern, uncivilisirten Klassen der Gesellschaft. Chateaubriand, Lamartine und Lamenais gehören zu den erstern. Und alle drei, wie verschieden auch ihr politischer Standpunkt, als Legitimist, Anhänger des constitutionellen Julithrones, oder Republikaner sein mag, fußen auf einem Grundsatze des Christenthums, machen eine Lehre der Liebe und des Opfers zur Basis der Civilisation, wodurch sich dann der Widerspruch, in dem sie gegen die Civilisation Frankreichs treten, natürlich genug erklärt, und oft so schroff als möglich an den Tag gibt. Der edelste Vertreter jener andern Klasse der höhern Gesellschaft, die ahnet und fühlt, daß nur im gemeinen Volke noch Tugend und Edelmuth zu finden sind, ist der Sänger Beranger. Seine Poesie ist im Wesen ein Ausfluß der französisch-römischen Civilisation, Genuß ist

ihre Seele. Aber er war zu edeln Blutes, zu sehr der Sohn eines Mannes des Volkes, um den Genuß auf Kosten Anderer zu suchen. Er wollte doppelt geben, wo er einfach nahm. Und deßwegen sah er um sich, und suchte Menschen, die dachten wie er, und fand sie nur da, wo die Civilisation nicht ihr Unkraut gesäet und gereift hatte. Die Grisette wurde seine Geliebte, der Arbeiter sein Freund, der gemeine Soldat der Held seiner Lieder. Man bot ihm Gold, Würden und Orden, und er lächelte freundlich, als er sie ausschlug, wohl wissend, daß sie ihn eher entedeln als adeln würden. Freiwillig arm, amtlos, ordenlos wird ihm jenseits der erste Grenadier von Frankreich, Latour d'Auvergne, der selbst auf den Kaiser mit Stolz herabsehen durfte, und ihm da, wo das Herz gewogen wird, voranschreitet, die Hand reichen, und ihn an das Bruderherz drücken.

Das sind die Ausnahmen. Bei diesen haben die Abwesenden nicht stets Unrecht, bei ihnen zahlt nicht der, der geschlagen worden, die Strafe, denn es gibt für sie ein höheres Recht als die *raison du plus fort*. Aber sie sind Ausnahmen, für die Regel behält das Sprüchwort sein Recht, und bleibt das Gesetz der Weisheit auf der Straße. —

Die Deutschen kennen das Sprüchwort: Die Abwesenden haben Unrecht, nicht, und ebensowenig das: Die Geschlagenen zahlen die Strafe. Das will nun ebenfalls nicht gerade sagen, daß dieselben nicht oft genug auch in Deutschland ihre Anwendung finden, sondern nur, daß dies eher Ausnahmen sein werden, weil sonst die Weisheit auf der Straße der Regel wohl ihr Recht durch ein Sprüchwort hätte widerfahren lassen. Dagegen weiß denn das deutsche Sprüchwort ebenso gut wie das französische: „Gunst geht vor Recht," und setzt hinzu: „Das Recht hat eine wächserne Nase," womit freilich eher das Gesetz als das Recht gemeint sein mag. Auch die raison du plus fort kennt die Weisheit auf der Straße, denn: „Wenn Gewalt kommt, ist das Recht todt" oder auch:

„Gewalt, Geld und Gunst,
Schwächen Ehre, Recht und Kunst."

Der Unterschied besteht nur darin, daß das deutsche Sprüchwort sich wohl hütet, hinzuzusetzen: la raison du plus fort est *toujours la*

meilleure. Im Gegentheile sagt das eben angeführte Sprüchwort schon, daß die Gewalt das Recht schwäche, und somit zum Unrecht mache. Und daher heißt es denn weiter: „Was mit Gewalt erhalten wird, hat keine Währe", dauert nicht und ist gesetzlich nicht geschützt, denn:

„Gewalt und Lügen
Nicht lange trügen;"

oder auch:

„Große Gewalt
Wird selten alt."

Das französische Sprüchwort sieht die Gewalt für die höchste Entscheidung an. Das Factum ist für den Franzosen das Endresultat. Der Deutsche sieht in der Gewalt nur einen vorübergehenden Zustand, der sein Recht nicht zu zerstören im Stande ist. Das Recht ist für den praktischen Franzosen die Thatsache selbst, für den spiritualistischen Deutschen dagegen die Idee, die über der Thatsache steht, und wie sie vor ihr bestand, auch nach ihr fortbestehen wird. Daher die schönen Sprüchwörter: „Lieber Gewalt, denn Unrecht," noch klarer: „Lieber Unrecht leiden, denn Unrecht thun," was zu dem edlen Spruche: „Besser Nichts, denn Unrecht Etwas," führt. Daß dem Deutschen das Recht über der Gewalt, die Idee über der Thatsache steht, wird noch klarer, wenn endlich die Weisheit auf der Straße sagt: „Tausend Jahre Unrecht, war nicht eine Stunde Recht;" oder auch: „Was einmal Unrecht gewesen, bleibt Unrecht in aller Frist." Und daher heißt es denn auch: „Es ist besser der Gewalt mit dem Rechte widerstehen, als mit dem Eisen."

Oft genug mag der Deutsche in diesem christlichen Gedanken: „Besser Nichts, als mit Gewalt Etwas," oder: „Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun," zu weit gehen, und, — wie die ersten Christen nothgezwungen, — den Grundsatz der Pflicht nur von der passiven Seite auffassen. Es gibt aber ein Mittelding zwischen Unrecht thun und Unrecht leiden, und das heißt: „Thue Recht und scheue Niemand." Selbst nicht die Gewalt! Denn: „Wer zur Gewalt schweigt, verliert sein Recht," und: „Wer altes Unrecht duldet, ladet neues in's Haus." Und das gelte für Alle und für Jeden, für

Groß und Klein, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, wenn er nicht will, daß ihm dereinst die Weisheit auf der Straße in der Stunde der Vergeltung zuruft: „Wer das Recht nicht will leiden, darf über Unrecht nicht klagen.“ Das Recht besteht nur, wenn es für Alle gleich ist, denn selbst: „Zu viel Recht ist Unrecht,“ und wer da glaubt, daß er mehr Recht als ein Anderer haben könne, auch dem wird dereinst die Weisheit auf der Straße antworten: „Was dem Einen recht, ist dem Andern billig.“ — Ja sie wird vielleicht noch strenger sein, wenigstens berechtigt sie das Gesetzbuch der Sprüchwörter dazu, denn hier heißt es: „Wer Recht fordert, muß auch Recht pflegen,“ und somit, wer kein Recht pflegt, wer zu viel Recht und somit Unrecht hat, ist unbefugt, Recht zu fordern.

Es ist das ein strenges Urtheil, aber es ist gerecht, und macht dem Volke Ehre, das es seiner Weisheit auf der Straße in den Mund legt. Es ist der Ausfluß eines tiefen, unwandelbaren Rechtsgefühls, das die Idee des Rechts, trotz aller geheiligten Thatsachen des Unrechts, aufrecht hält. Deutschland hat kein edleres Kleinod an seiner Krone aufzuweisen, und es wird die Zeit kommen, wo es in seinem ganzen Glanze strahlen wird. —

— — Wir haben gesehen, wie das Rechtsgefühl des Franzosen sich dagegen sträubt, einem dritten Erben den Genuß unrechtmäßig erworbenen Gutes zu lassen. Die Weisheit auf der Straße übersetzt diesen Spruch in Deutschland wörtlich: „Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben.“ Aber sie umgibt dann diese Erfahrung mit einer Menge anderer Lehren und Sprüche, die dem Rechtsgefühle der Deutschen eine höhere Energie zu geben scheinen. Vorerst heißt es hier einfach: „Unrecht Gut gedeiht nicht,“ aber es ist ist nicht nur uufruchtbar, sondern auch: „Unrecht Gut reichet nicht;“ ja es verarmt den, der sich dadurch zu bereichern sucht, denn:

„Wer eilt nach fremdem Gut,
Auf den wartet Armuth.“

Und das ist natürlich genug, wenn die Weisheit auf der Straße in ihrer Kraftsprache hinzusetzt: „Ein ungerechter Heller frißt einen Thaler.“

„Ehrlich währt am längsten!“ Das ist der Schlußstein die-

ser Kernsprüche, der zur Geldgrube für Millionen ehrlicher deutscher Arbeiter wurde. „Ehrlich währt am längsten.“

Dieser alte, deutsche Ehrlich, der schon lange währt, und dem die Weisheit verspricht, daß er am längsten währen wird, ist eine gute, treue Haut und hat ein rein Gewissen. Er nimmt es nicht sehr genau, wenn er auch einmal betrogen werden sollte. Ja er sagt sogar:

„Denk nimmer dran,
Was Dir Unrechts gethan.“

Es gibt nur in der Lehre Christi Aehnliches, wie diesen Spruch des deutschen Ehrlich. Und in Folge dieses Spruches muß es bunt kommen, wenn er selbst von dem Unrecht, das man ihm zufügt, groß Aufhebens machen soll. Er sagt:

„Lieber klein Unrecht gelitten,
Als vor Gericht gestritten,“

denn: „Rechten ist Recht, aber unfreundlich.“

Treu ist der alte, deutsche Ehrlich, wie kein zweiter, und deswegen sagt er: „Untreu schlägt ihren eigenen Herrn,“ oder auch:

„Treu hat Brodt,
Untreu leidet Noth.“

Sein inneres Gefühl tritt aber noch offener hervor, wenn er endlich das Urtheil der Untreue, des Verrathes spricht, und von diesem sagt: „Den Verräther frißt kein Rabe.“

Das deutsche Rechtsgefühl kann sogar die Weisheit auf der Straße zu einem zu strengen, ungerechten Urtheile führen, wenn diese kurzweg sagt: „Ein Dieb nirgend besser als am Galgen,“ und wenn sie noch hinzusetzt: „Wer einmal stiehlt, bleibt immer ein Dieb.“ Und dies Urtheil wird nur um so strenger, um so ungerechter, als die Ehrlichkeit noch hinzusetzt:

„Wer beginnt mit Lügen
Endet mit Betrügen,“

oder noch schlimmer: „Wer lügt, der stiehlt, wer stiehlt, der lügt,“ und endlich: „Zeige mir einen Lügner, und ich zeige dir einen Dieb.“ Und somit müßte denn der Lügner zum Galgen

verdammt werden. So consequent ist nun aber doch, Gott sei Dank, die Weisheit auf der Straße nicht, sondern sie begnügt sich vorerst mit einem:

„Auf eine Lüge
Eine Fliege;"

unterläßt dann aber doch nicht, die letzte strenge Entwickelung anzudeuten, indem sie sagt: „Lüge ist die erste Staffel zum Galgen."

Der Franzose hat zwei Sprüchwörter, die ebenso für seine Wahrheitsliebe sprechen. Auch er sagt: „montre-moi un menteur, et je te montrerai un larron." Auch jenes:

„Auf eine Lüge
Eine Fliege,"

fanden wir im französischen Sprüchworte angedeutet, wenn es hier heißt: „un *démenti* vaut un soufflet;" nur ist diese Fliege nicht wie im deutschen Sprüchworte, einzig und allein um der Lüge willen da, sondern um eines Dementis, eines in Zweifel-Ziehens der Wahrheit dessen willen hier, was Jemand sagt, und das ändert die Sache hinlänglich.

Der Franzose haßt die Lüge, wie der Deutsche, aber ich zweifle, ob die natürliche angeborne Offenheit an diesem Hasse in einem Lande wie im andern gleichmäßig Ursache ist. Die Weisheit, die die Zunge in's Herz verschließt, hat es zu verantworten, wenn ich diesen Zweifel ausspreche, und wenn ich glaube, daß das Volk, das „das Herz auf der Zunge trägt," und seine innersten Gefühle so wenig zu verstecken weiß, daß sein Sprüchwort sagt: „Wessen das Herz voll, davon läuft der Mund über," mehr Anspruch auf Offenheit machen kann, als jene schweigsame und zweifelnde Weisheit Frankreichs. Und grade deswegen ist denn auch jener Kernspruch:

„Ein Mann, ein Wort,
Ein Wort, ein Mann!"

unübersetzbar. —

Ueber aller Ehrlichkeit, über allem Rechtsgefühl liegt Etwas, das Gewissen heißt. Das deutsche Sprüchwort erkennt in ihm den höchsten Richterstuhl an, dessen Arm weiter reicht, als alle Macht der Welt. Es heißt hier: „Man entgeht wohl der Strafe, aber

nicht dem Gewissen;" denn: „Das Gewissen ist des Menschen Schuldbuch," und somit:

„Bös Gewissen ein böser Gast,
Weder Ruh noch Rast."

Und diese Sprüchwörter deuten die Quelle an, aus der der alte, biedere deutsche Ehrlich schöpfte, als er der Weisheit auf der Straße alle die schönen, erhebenden Lehren und Sprüche, denen wir auf dem Felde deutschen Rechtsgefühls begegneten, in den Mund legte. Sie sollten die Grundlage jedes oder besser Eines deutschen Gesetzbuches sein. Und da sie es nicht sind, da man an einer andern Quelle schöpfen zu müssen glaubte, kam man zu einem Gesetzbuche, von dem die Weisheit auf der Straße sagt:

„Je mehr Gesetz, je weniger Recht,
Je mehr Recht, je weniger Gesetz,"

oder auch kurzweg: „Wenig Gesetz, gutes Recht." Es liegt noch eine andere Wahrheit in diesem Spruche, aber diese würde nie zu einer ähnlichen Lehre der Weisheit auf der Straße geführt haben, wenn nicht das Gesetz Deutschlands oft genug eine andere Quelle hätte, als das tiefe, unwandelbare Rechtsgefühl des deutschen Volkes.

XII. Ehre. Rache.

„Ehre, dem Ehre gebührt!"

Es fragt sich nur, wem sie gebührt? Das französische Sprüchwort antwortet hier vorerst: „*à tout seigneur, tout honneur.*" So müßte man dann erst ein seigneur sein, um zur honneur zu gelangen. Vor Zeiten mag dies Sprüchwort in allem Ernste ein Wahrwort gewesen sein; aber die böse, böse Revolution hat auch hier den seigneurs einen argen Strich durch die ohne den Wirth aufgesetzte Rechnung gemacht, und so wird denn dies Sprüchlein gegenwärtig kaum noch anders denn als eine Ironie angewendet.

Wem gebührt denn aber die Ehre? Die französische Weisheit auf der Straße bleibt die Antwort schuldig, wenn man sie nicht etwa in den beiden Sprüchwörtern: „*l'habit fait l'homme*" oder: „*face d'homme fait vertu*," finden will. Ein drittes Sprüchwort aber scheint dieser

Ansicht zu widersprechen, wenn es in demselben heißt: „*l'habit ne fait pas le moine.*“ Dennoch aber hat jenes: „l'habit fait l'homme“ in Frankreich seine tiefe Wahrheit. Wer in Paris gelebt hat, weiß auch, daß die gewitzigten chevaliers d'industrie sich dort sagen: on gagne á Paris dix mille livres de rentes en portant des gants blancs. Der Franzose giebt viel auf das Aeußere. Ein guter Rock ist das erste Erforderniß zum Fortkommen, und die Pariser Schneider haben das Glück manches armen Teufels gegründet. Wer aber einen Begriff davon haben will, welche Bedeutung der Franzose auf das äußere Zeichen eines innern Werthes legt, der bedenke, wie Napoleon mit der Hoffnung auf ein Kreuzchen seine Soldaten in den sichern Tod schickte, wie Louis Philipp mit einem rothen Läppchen am Knopfloche Tausende von Gewissen kaufte.

Ich sage damit abermals nicht, daß es nicht viele Franzosen gebe, die nicht auf das äußere Zeichen, sondern auf den innern Werth sehen, die in dem Manne nur den Mann achten, die jenes Kreuz und jenes Läppchen für nichts mehr halten, als sie sind, eine privilegirte Windbeutelei. Aber das verhindert nicht, daß die Masse an diesen äußern Zeichen hängt, und daß die Sprüchwörter: „l'habit fait l'homme,“ und: „face d'homme fait vertu,“ die Regel bezeichnen.

Auch der Deutsche sagt: „Kleider machen Leute,“ dagegen kennt er das Sprüchwort, daß des Mannes Gesicht seine Tugend sei, nicht. Dann beschränkt er jenes: „Kleider machen Leute“ durch andere Sprüchwörter, die ihm die natürliche Gränze anweisen, indem es hier heißt:

„Das Kleid ziert den Mann,
Wer's hat, zieh' es an.“

Wer es aber nicht hat, wer dieser Zierde entbehrt, fällt deßwegen nicht ganz weg; denn:

„Rein und Ganz
Gibt dem schlechten Kleide Glanz,“

oder ein schon anderswo angeführtes:

„Rein und Ganz
Ist des Armen Glanz.“

Das Alles aber sagt uns noch nicht, wem denn die Ehre gebührt? Die Weisheit auf der Straße, die wir in Deutschland schon oft als Plebeje-

rin kennen gelernt haben, antwortet hier mit einem Spruche, den wir ebenfalls bereits auf unserm Wege fanden. Sie sagt:

„Arbeit ist der Ehre Mutter."

und setzt hinzu: „Schwiele an der Hand hat mehr Ehre, denn goldner Ring am Finger." Arbeit, Arbeit! das ist es. Arbeit ist das Ordensband, das Ehrenkreuz, der Stammbaum der deutschen Weisheit auf der Straße, denn sie weiß den Flitter von dem Golde, den Schein vom Wesen zu unterscheiden.

Doch reicht selbst Arbeit nicht aus, denn es steht geschrieben:

„Landessitte,
Landesehre!"

Und somit verlangt sie noch ein Weiteres. Die Quelle, die Mutter der Ehre ist die Arbeit; aber neben dieser Ahnenprobe muß sich der, der auf Ehre Anspruch machen will, auch durch seine Sitten, sein Thun und Lassen bewähren. Und wer vor dieser zweiten Probe nicht bestände, dem würde auch die erste nicht nutzen, und somit gehen sittenlos und ehrlos Hand in Hand.

Eine solche auf Arbeit, Fleiß und gute Sitten gegründete Ehre setzt die Weisheit auf der Straße mit Recht über Alles, und deswegen heißt es:

„Gut verloren, wenig verloren,
Muth verloren, viel verloren,
Ehre verloren, Alles verloren."

Gut und Muth, Reichthum und Kriegsruhm sind Nichts gegen jene Ehre der Arbeit und der Sitte. Die Weisheit auf der Straße geht aber noch weiter, und sagt gar: „Gottlos besser, denn ehrlos!" Und wer weiß, wie fest der Glaube des deutschen Volkes auf Gott steht, wie gläubig und fromm es auf diesen Gott baut, der fühlt auch, wie hoch es die Ehre stellt, wenn es den Unglauben der Ehrlosigkeit vorzieht. Aber es erklärt sich dies wieder von selbst, wenn man bedenkt, daß Arbeit und Sitte die Quellen der Ehre sind; daß der Deutsche die Arbeit dem Gebete gleichstellt: „Wer fleißig arbeitet, betet zweimal," und daß gute Sitten das lebendig gewordene Wort Gottes sind.

So gibt nur das Werk, die gute That Ehre, und wo jene fehlen, ist auch diese nicht vorhanden; denn: „Ehre ist der Tugend Schatten," und somit weicht das Schattenbild, wo das Urbild schwindet.

Für den aber, der nur dem Schatten nachrennt, ist das deutsche Sprüchwort dann natürlich strenge genug, und sagt vorerst einfach:

„Ehrsucht,
Ehrflucht."

Und wer dieser fliehenden Ehre in Ehrsucht nachrennt, der zeigt, wie wahr es ist, wenn die Weisheit auf der Straße fortfährt: „Ehre und Hoffart sind Zwillinge." Denn es ist hier nur von dem Schatten ohne Urbild, von der Ehre ohne Tugend die Rede. Und von dem, der diesen Schatten für die Hauptsache hält, sagt endlich das Sprüchwort weiter:

„Wächst die Ehre spannenlang,
Wächst die Thorheit ellenlang."

Nur ein Affe kann mit diesem Schatten spielen und ihn zu erhaschen streben, und deswegen heißt es schließlich etwas derb deutsch: „Je höher der Affe steigt, desto mehr zeigt er den Hintern." Nur immer höher, ihr Affen! so wird am Ende die ganze Welt sehen, wie's um Eure Ehre steht!!

Wo die Ehre der Tugend Schatten ist, ist es schwer, jene *selbst anzugreifen*, den Schatten dem Körper zu nehmen. Das mag denn die Ursache sein, warum der Deutsche das französische Sprüchwort: *„les injures s'écrivent sur l'acier, les bienfaits sur le sable"* nicht kennt, und im Gegentheile sagt: „Zur Rache eine Schnecke, zur Wohlthat ein Vogel." Ueberhaupt sind die Sprüchwörter deutscher Straßenweisheit ein Beweis, daß dem deutschen Volke die Rache zuwider, daß es dieselbe für überflüssig, unklug und unrecht hält. Und wie gesagt, wozu die Rache, wenn die Beleidigung den innern Werth nicht treffen kann, und man nur auf diesen innern Werth, nicht auf Scheinwesen, ein Gewicht legt? Daher denn die Sprüchwörter: „Rache ist neues Unrecht!" oder noch klarer: „Rache macht ein kleines Recht zum großen Unrecht." Natürlich ist es dann:

„Auf Rach'
Folgt Ach!"

und deswegen setzt die Weisheit des Volkes hinzu: „Verzeihen ist die beste Rache;" und schließt dieser so Thür und Thor. — Die Rache ist eine Tochter des Zornes, und wie der Deutsche die Tochter verbannt, so mag er auch mit dem Vater nichts gemein haben.

Er weiß: „Wer im Zorne handelt, geht im Sturme unter Segel.“ Einer solchen Schiffahrt aber droht mehr Unheil, als selbst des Feindes Macht uns bringen könnte, und daher heißt es: „Wer seinen Zorn bezwingt, hat einen Feind besiegt.“

Ja selbst im ersten Augenblicke weiß der Deutsche sich zu mäßigen, seinen Zorn zurückzuhalten. Wenigstens deutet das Sprüchwort dies an, und räth dazu, wenn es in ihm heißt: „Wer schimpft, hat verloren.“ Und hier stoßen wir denn wieder auf einen scharfen Gegensatz zwischen französischem und deutschem Wesen; denn das französische Sprüchwort sagt: „*la colère rend poëte*,“ und der beleidigte Franzose setzt drohend hinzu: „*je ferai une chanson*.“ Diese beiden Sprüchwörter sind freilich nicht so wörtlich zu nehmen, obgleich sie vor Zeiten auch wörtlich einen Sinn haben mochten, als das Volk dem Hofe und dem Adel gegenüber noch kein Mittel hatte, seinen Zorn anders geltend zu machen, als in Spottliedern, die eine Zeitlang die Stelle der Opposition und Presse vertraten. —

Heute aber haben das Sprüchwort: „la colère rend poëte“ und die Redensart: „je ferai une chanson“ nur noch eine sinnbildliche Bedeutung, die, daß der Franzose im Zorne vor Allem seiner Zunge freien Lauf läßt. Und dem ist wirklich also. Hundertmal für einmal habe ich diesem poetischen, im vollsten, übersprudelndsten Sprachflusse sich ergießenden Zorne in den Straßen von Paris mit zugesehen. Immer toller werdend, glaubte ich, so lange ich an derartige Scenen noch nicht gewöhnt war, daß mit jeder neuen Zornstrophe, mit jedem Absatze dieses zornigen Wettgesanges die Schlacht beginnen werde, und sah mich fast immer getäuscht. Ein Deutscher würde nicht zehn Secunden lang gegen diese treffenden, oft mit Witz, Laune und Ironie gewürzten Spitzreden und Schimpfworte Stich halten, sondern dem Zungenkampfe bald durch einen derben Faustschlag ein Ende machen, denn es heißt ja für ihn: „Wer schimpft, hat Unrecht.“ Fast nie aber kam es zu dieser Prosa, man blieb stets bei der Poesie; deswegen sagen denn auch die Franzosen: „les Allemands se battent et se disputent après, les Français se disputent et se battent après.“ Das Alles kommt von der Poesie. Es ist dem Deutschen überhaupt nicht gegeben, lange an sich zu halten, noch weniger seinen innersten Gefühlen gleich durch die Sprache Luft zu machen. Nicht nur die Liebe, sondern auch der

Zorn sind in der Regel stumm in Deutschland, und fast scheint es, als ob auch beide eben blind seien. Und daher schlägt denn der Deutsche drein, wie ein Taubstummer, oder wie ein blinder Hesse, sobald er sich nicht anders mehr Luft machen kann. Nur dauert der Zorn nicht lange, und sobald ein Paar derbe Faustschläge dem Herzen Erleichterung verschafft haben, verbraust er in einigen rasch verhallenden Schimpfworten, und Alles ist abgemacht; denn es fällt ihm nicht ein, diese Schimpfworte auf Erz einzugraben, ebensowenig als er die Wohlthaten in den Sand schreibt.

Wenn man aber so deutsches und französisches Wesen gegen einander stellt, wenn man sieht, wie der Deutsche keine Rache kennt, seinen Zorn bezwingt, oder in der untern Klasse ihm durch ein Paar Faustschläge Luft macht, so staunt man sicher auf den ersten Anblick bei dem Sprüchworte, das da heißt: „Auf eine Maulschelle einen Dolch[1]).“ Ein Dolch! — und ein Deutscher? Wahrlich das reimt sich schlecht. Man kann den Deutschen nicht vorwerfen, daß sie diese Waffe sonderlich liebten. Und doch ist dieses Sprüchwort ein Wahrwort, und hat eine tiefe, sogar eine schöne Bedeutung, wenigstens in der Ursache, die es hervorgerufen haben muß. Freilich möchte ich nicht behaupten, daß es grade von der Weisheit auf der Straße erfunden, daß es auf der Straße geboren worden sei. Es gehört unstreitig der höhern Gesellschaft der gebildeten Jugend an, und ist wohl nur hier ein Wahrwort.

Der Franzose und selbst der der höchsten, der gebildetsten Gesellschaft sagt, wie wir schon wissen, ohne anzustehen: „*Un démenti vaut un soufflet*,“ und so beginnen die meisten Ehrenstreite in Frankreich mit Maulschellen. Ich habe ein einzigesmal den Anfang einer derartigen Ehrensache in einem Theater von Paris mit angesehen, aber auch nie lebendiger, als hier, die Wahrheit des deutschen Spruches: „Auf eine Maulschelle einen Dolch“ gefühlt; denn obgleich ich den Beleidigten nicht kannte, drehte sich mir ob dieser schändlichen öffentlichen Entehrung das Herz im Leibe um, und als ich wieder ruhiger wurde, dankte ich dem Himmel, daß ich weit genug von den Handeln-

---

[1]) Ich gestehe, daß ich dies Sprüchwort nie in Deutschland gehört habe, sondern erst in Dr. W. Korte's Sprüchwörtern fand. Uebrigens ist es zu natürlich, als daß ich seine Existenz bezweifeln möchte.

den stand, um verhindert gewesen zu sein, thätigen Theil an dem Streite zu nehmen. Wahrlich eine solche Maulschelle könnte einen Ehrenmann nicht nur verrückt, sondern rasend machen, und dann wäre ein Dolchstoß natürlich und verzeihlich.

In Deutschland ist eine Ehrensache mit einer Maulschelle, anstatt mit ihr zu beginnen, selbst unter dem händelsüchtigsten Völkchen der Welt, unter den Studenten, abgemacht, und nicht wer sie erhält, sondern wer sie giebt, ist entehrt, und als solcher von aller Welt betrachtet und behandelt. Ein Fußtritt, die Hetzpeitsche zeigt ihm den Weg zur Thüre, wo er sich in die Gesellschaft von Ehrenmännern einzudringen wagt. Das ist Gerechtigkeit und sogar Edelmuth. Wenn eine Maulschelle eine Beleidigung sein könnte, so würde sie eine unauswischbare sein, die stets von Neuem die Wange glühend färben müßte, so oft der, der die Maulschelle erhalten, daran dächte, — die seine Rache in Flammen aufsprühen machen würde, so oft ihm der Beleidiger in den Weg träte. Todesrache wäre hier erklärlich, beinahe natürlich, und deswegen sagt das deutsche Sprüchwort: „Auf eine Maulschelle einen Dolch!" Und grade deswegen auch sagt der deutsche Ehrenmann: „Wer eine Maulschelle gegeben, und nicht wer sie erhalten, sei gebrandmarkt, beschimpft und geschändet sein Leben lang."

Dieses Ehrengesetz ist der Deutschen Ehre, des Schattens der Tugend würdig, und dürfte mehr als ein Ehrengesetz, ein Staatsgesetz sein, das Jeden, der sich zu dieser schmutzigen Beleidigung herabließe, seines Amtes, seiner Würden, seiner Bürgerrechte, des Eintritts in jede Gesellschaft verlustig erklärte. Eine Wunde, und kostete sie Arm und Bein oder selbst das Leben, verschmerzt sich, aber ein Schandflecken ist unauswischbar.

Dieses furchtbare Sprüchwort: „Auf eine Maulschelle einen Dolch," Folge eines unauslöschlich tiefen Gefühles der Schmach einer so schnöden Beleidigung, wie grell es auch auf den ersten Anblick klingen mag, schließt somit nicht weniger würdig den Kreis der schönen Sprüche, die die deutsche Ehre characterisiren. Rein und hoch erscheint diese Ehre im Sprüchworte. Der Deutsche selbst darf dies sagen, und sich darob freuen. Es ist das keine Prahlerei, denn wer die Ehre nur in Prahlerei suchte, der würde eben kein deutscher Ehrenmann sein, da die Ehre nur der Schatten der Tugend, und der Schatten ohne

Körper unmöglich ist. Arbeit, Sitte, Tugend — deutsche Ehre! — Ohne sie nur:

„Ehrsucht
Ehrflucht!“

XIII. Ruhm. Krieg.

La gloire ist das Zauberwort, mit dem Napoleon ganz Frankreich an seinen Siegeswagen fesselte, das ihm die Macht gab, zwanzig Jahre lang die Heere von ganz Europa vor sich herzutreiben. Diese Gloire ist ein Schwindel, der von Zeit zu Zeit Frankreich ergreift und es dann zu den höchsten Anstrengungen treibt. Es wäre schön, wenn immer der wahre Ruhm, die Ehre des Vaterlandes, die dieses Wort vertreten soll, zu jenen Anstrengungen Veranlassung gäbe, wenn Frankreich nicht neuerdings wieder durch Ludwig XIV. und noch mehr durch Napoleon daran gewöhnt worden wäre, keinen höhern Ruhm, keine strahlendere Glorie zu kennen, als jene, die auf blutigen Schlachtfeldern geerntet wird. Der Einfluß aber, den dieses Zauberwort auf die Franzosen ausübt, ist heute der Art, daß in ihm die höchste Gefahr für Frankreich liegt, daß jenes Wort es vielleicht einst zu verantworten haben wird, wenn Frankreich allen Völkern, deren Freund zu sein es durch seine Lage berufen, als ein Erbfeind der Ruhe und des Völkerwohls erscheinen sollte.

Dieser Schwindel, dieser Rausch der Gloire ist in Frankreich ein Erbe des Celtenthums. Das Blut der alten Gallier macht sich in demselben geltend. Die Schlacht um der Schlacht willen war ihr Wahlspruch; die Bluttaufe allein öffnete den gefallenen Helden den Nebelhimmel der celtischen Barden. Alle Gedichte Ossian's, des Vertreters celtischen Wesens, reihen sich um diesen Einen Gedanken der Gloire, und so lange kein Barde diesem Gedanken Worte gegeben, so lange sein Lied nicht am Grabe des gefallenen Helden dessen Thaten besungen hatte, lag derselbe in Banden gefesselt und der celtischen Seligkeit beraubt.

Bedenkt man den Einfluß, den dieses Wort von Uranfang an auf Frankreichs Geschick ausgeübt hat, so könnte es beinahe auffallend erscheinen, daß man dasselbe kaum je im Sprüchwort findet. Es erklärt sich dies übrigens leicht. Das Wort Gloire an und für sich übt seine

Zauberkraft auf den Franzosen aus; es ist die magische Formel, die Parole, das Allah seiner Schlachten. Und eine solche Parole ist stets ein abgerissenes Wort; es in Zusammenhang mit andern zu bringen, ihm so eine relative Bedeutung zu geben, wäre unnöthig, ja fast eine Entheiligung. — Das einzige mir bekannte französische Sprüchwort, das von der Gloire handelt, heißt: „*La gloire, qui dîne de l'orgueil, fait son souper de mépris.*“ Das deutsche Sprüchwort übersetzt dies mit: „Eigner Ruhm ist des Neides Sonne,“ oder noch klarer und allgemeiner: „Eigenlob stinkt.“

Der deutsche Ruhm ist etwas Anderes als die französische Gloire. Er ist friedlicherer, unkriegerischerer Natur, und kann im Falle der Noth selbst anderswo eingeerntet werden, als auf blutigen Schlachtfeldern. Wir wissen's bereits: „Arbeit ist des Ruhmes Mutter,“ und somit der Krieg, die Schlacht, Pulver und Blut kein unerläßliches Erforderniß des Ruhmes in Deutschland. Wie die Gloire selbst ein Rausch ist, so kämpft auch der Franzose wie im Rausche. Der Pulverdampf begeistert ihn, setzt ihn in einen Fieberzustand, der sich seiner auf eine Weise bemächtigt, daß er, ohne rechts noch links zu blicken, vorwärts strebt, bis der fieberhafte Rausch vorüber ist und dann Erschlaffung eintritt. Wo aber dieser Rausch dem Franzosen fehlt — was übrigens selten — ist er der schlechteste Soldat von der Welt, ein Soldat, von dem selbst das französische Sprüchwort sagt: „*Le soldat fait la soupe et la soupe fait le soldat.*“

Wie aber der Ruhm in Deutschland etwas Anderes ist, als die Gloire in Frankreich, so ist auch ihr Einfluß ein anderer. Die Germanen kämpften für ihre Freiheit, für Hof und Herd, Weib und Kind, oft, sehr oft auch um der Beute willen; der Kampf hatte für sie meist einen höhern Zweck, oder wenigstens einen greifbarern, als den der Gloire. Und deswegen fiel es ihnen nicht ein, ihre Barden mit sich herumzuführen, um jeden guten Hieb, den sie gethan, nach der Schlacht durch sie besingen zu lassen und so sich in der kaum errungenen Gloire zu sonnen. Sie hatten auch ihre Schlachtlieder, ihre Heldensagen, die der Ahnen Thaten aufbewahrten und auf den Enkel brachten, aber es findet sich in diesen Liedern und Sagen keine Spur davon, daß den gefallenen Tapfern Wallhalla unzugänglich gewesen wäre, so lange ihre Gloire nicht einen Lobsänger gefunden. Im Kampfe selbst mochten auch sie an den Ruhm den-

ken, doch war es nicht einzig um seinetwillen, daß sie sich schlugen. Oft kämpften sie, wie sie spielten, um des Kampfes, um des Spieles selbst willen; die Gefahr, der Zufall des Spieles reizte die Keckheit des Mannes, und er stürzte sich mit Wollust in den Kampf, um seine Manneskraft zu erproben. Ich weiß nicht, die Umrisse sind vielleicht weniger keck und großartig, als in der Heldenzeit des alten Germaniens, aber mir scheint es, als sei im Ganzen die Art der Deutschen noch heute die der Germanen der römischen Geschichtschreiber. Noch heute kämpft der Deutsche mit Lust und Liebe für Hof und Herd, für Weib und Kind, für Freiheit und — Beute; noch heute sind die Schweizer die tapfersten Söldlinge der Welt; noch heute schlägt sich der deutsche Bursche, wie er spielt, um des Schlagens, um des Spieles willen; die Gefahr, der Zufall sind noch heute sein höchster Genuß.

Aber wie gesagt, der deutsche Ruhm ist friedfertiger, als die französische Gloire, denn er bedarf eben nicht gerade des Sieges, der Eroberung, um sich geltend zu machen. Und diese Eigenthümlichkeit spiegelt sich im Sprüchwort, wenn es sagt: „Draußen Ruhm erlangen, bedarf des Schnaufens." Was aber noch mehr diesen Ruhm, den man draußen erlangen könnte, zurückdrängt, ist das Bewußtsein, daß Krieg, trotz Sieg und Ruhm, stets ein Volksunglück ist, denn:

Krieg verzehrt,
Was Friede bescheert.

Wie aber der Deutsche etwas Höheres als den Kriegsruhm kennt, so kennt er auch ein höheres Geschick, als das des Sieges, denn er sagt: „Aller Sieg kommt von Gott." Der Sieg ist ihm nicht Absicht, Ziel und Endzweck, sondern nur ein Mittel zur Erreichung eines höhern Zweckes, zur Erreichung des Friedens, und deßwegen sagt er: „Je heißer der Krieg, desto schneller der Friede." Nur um dieses Endzweckes willen kämpft er mit doppelter Anstrengung, und immer tapferer, immer toller, je länger der Krieg dauert; im Gegensatze zum Franzosen, der, zuerst unwiderstehlich, nach und nach immer weniger gefährlich erscheint. Aber das verhindert den Deutschen nicht, selbst nach der ruhmvollsten Schlacht zu sagen:

Der Sieg ist zu grob,
Der mit Blut liegt ob.

Den Sieg allein, die Gloire aber schätzt er so wenig um ihrer selbst willen, daß er von ihnen sagt: „Sieg liebt Sorg.“ Anstatt sich in demselben zu sonnen, macht er ihm Kummer, anstatt ihn jubelnd zu besingen, thut er am Tage nach der gewonnenen Schlacht Buße ob des vergossenen Blutes.

In demselben Geiste sagt das Sprüchwort: „Ein Schwert hält das andere in der Scheide.“ Kraft und Stärke flößen selbst dem Feinde Achtung ein; aber sie verdienen sie doppelt, wenn sie sich nur geltend machen, um den Frieden aufrecht zu halten, und nicht den Schwachen zu unterjochen. Und in diesem Sinne macht das deutsche Sprüchwort aus dem Schwerte eine Friedenspalme. — Ist aber der Deutsche gezwungen, das Schwert zu ziehen, so weiß er auch, daß „kecker Muth, der beste Harnisch“ ist, und geht dann mit einem: „Frisch angelaufen, ist halb gefochten;“ oder: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen,“ seinem Feinde redlich zu Leibe.

Noch sagt der Deutsche: „Besser fliehen, denn schändlich schlagen.“ Der Franzose, dem eben der Sieg allein das Ziel ist, der überhaupt beinahe überall das nächste Ziel für das letzte ansieht, würde einen solchen Spruch für Unsinn oder Feigheit halten. Der Deutsche aber, dem der Sieg nur ein Mittel ist, kann die Flucht für natürlich, für klug ansehen, wenn ihn die Verhältnisse zwingen wollen, sich da zu schlagen, wo ihm das Ziel, zu dem der Sieg als Mittel führen soll, als ein Unrecht oder eine Schmach erscheint. Dieser Gegensatz wird noch klarer im Worte:

Ein Krieger, der daniederliegt,
So wohl ein Krieger, als der da siegt.

So aber darf mit allem Fug und Recht ein Volk sprechen, das, oft besiegt, nie unterlag, das nach zehn, zwanzig verlornen Schlachten in der ein und zwanzigsten stärker, muthiger, selbstvertrauender erscheint, als in der ersten, das noch in der letzten Schlacht, die diesen Namen verdient, gestern besiegt, heute den Sieger vernichtete. So darf ein Volk von sich selbst sagen, welches das Gefühl in sich trägt: „Wer weicht, kann ein andermal schlagen,“ das sich am Tage der verlornen Schlacht ruhig gesteht: „Fallen ist keine Schande, aber liegen bleiben.“

Es liegt in allen diesen Sprüchen so viel Ernst, so viel Ruhe, so viel geräuschlose Kraft und prunkloses Selbstvertrauen, daß man als Deut-

scher keck der Zukunft entgegensehen kann, wie auch im Norden und im Süden Sturmwolken sich häufen mögen. Diese geräuschlose Kraft, dieses prunklose Selbstvertrauen erklärt es von selbst, wenn es im deutschen Sprüchworte heißt:

Wer droht,
Macht dich nicht todt.

Der Franzose hat ebensowenig Vertrauen auf diejenigen, die viel Lärm mit ihrer Tapferkeit machen, und sagt: „Le chien qui aboie ne mord pas.“ So unbedingt ist aber der Deutsche nicht, und wenn er auch nicht gerade befürchtet, daß der Drohende ihn beiße, so sagt er doch: „Wer droht, warnt,“ und auf die Gefahr gefaßt, rüstet er sich getrost, um ihr im Falle der Noth zu widerstehen.

Der Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen geht durch alle diese Sprüchwörter klar durch. Es bleibt noch Etwas übrig, das ihn noch schärfer hervorhebt. Die letzten zehn Jahre sahen in Frankreich kaum ein Ministerium an's Staatsruder kommen, das sich nicht alle mögliche Mühe gab, sich unter den Schutz eines glorreichen Schwertes, d'une épée glorieuse zu stellen. Wo der einer Regierung abging, glaubte man nicht sicher zu sein, als fehle dem Hause das schützende Dach. Das deutsche Sprüchwort aber sagt streng und einfach: „Junge Krieger, alte Kriecher.“ Die Weisheit auf der Straße in Deutschland muß ihre Gründe für dieses strenge Urtheil haben, und es erklärt sich schon halbwegs, wenn man bedenkt, daß der Deusche den Krieg für ein Mittel und nicht für den Zweck ansieht, daß also der, der sich zum Krieger, als solcher, nicht als Vertheidiger von Hof und Herd, von Weib und Kind, als Kämpfer für Freiheit und Recht hergibt, eben das Mittel über den Zweck stellt und somit dem dient, der den Zweck will, ihm dient, welches auch der Zweck sein mag. Und von solchen Heldenbarf dann das Sprüchwort wahrlich mit Recht sagen: „Junge Krieger, alte Kriecher,“ ohne zu befürchten, sehr oft ein ungerechtes Urtheil zu fällen.

Es ist nicht meine Sache, darnach zu sehen, in welchem Maaße sich dieses Urtheil in Deutschland bestätigt; aber Frankreichs Geschichte von 1813 an hat nicht von Jahr zu Jahr, sondern von Tag zu Tag Belege dafür aufzuweisen, daß jener Spruch in Frankreich ein Wahrwort ist Die Kriecherei der Generale des Kaiserthums vor ihrem Götzen Napoleon

ist bekannt genug, und ebenso bekannt, wie sie ihn verließen, als es mehr denn diese Kriecherei gebraucht hätte, um den Sturz ihres Idols zu verhindern. Kaum war Napoleon besiegt, als seine Helden eben so demüthig vor Ludwig XVIII. krochen. Das Julikönigthum aber habe ich stark im Verdacht, daß es gar wohl wußte, wie sehr die Zeit jene épées glorieuses nach und nach abgenutzt hat, und sie nur hervorsuchte, weil es ganz gut deutsch versteht, und so einmal irgendwo dem Sprüchlein: „Junge Krieger, alte Kriecher" begegnet sein und sich's gemerkt haben mogte. Jedenfalls aber beweist denn doch das Haschen nach jenen rostigen glorreichen Degen im Gegensatze zu dem angeführten deutschen Wahrworte den Widerspruch, der auch in dieser Beziehung in französischem und deutschem Wesen liegt, und der sich so ganz natürlich erklärt, wenn man bedenkt, daß der Franzose stets den nächsten Zweck zum augenblicklichen Endziele seines Strebens macht, während der Deutsche nie vergißt, daß über demselben hinaus noch ganz andere Ziele liegen, wenn man bedenkt, daß die französische Gloire ein Ziel, der deutsche Kriegsruhm ein Mittel sind.

Die Franzosen haben mit dem Zauberworte Gloire die schönsten Heldenthaten vollbracht, sie werden mit demselben noch manche blutige Schlacht gewinnen. Aber so lange die Gloire nicht ein Mittel wird zur Erreichung eines höhern Menschheitszweckes, so lange sie sich selbst Zweck und Endziel bleibt, werden alle diese Schlachten nur zu einer Campagne von Moskau, zu einem Abgrunde führen. Die Deutschen können ruhiger der Zukunft entgegensehen. Noch oft mögen sie geschlagen werden, da der Zustand des Landes vorerst kaum die erste Bedingung der äußern Kraft, Vereinigung aller innern Kräfte, hoffen läßt. Sie werden vielleicht noch oft sich sagen müssen: „Fallen ist keine Schande, wohl aber liegen bleiben." Aber wie oft dies auch geschehen mag, so wird es doch am Ende stets heißen, wie im Sprüchworte:

Wer im Krieg will Unglück han,
Fang es mit den Deutschen an.

XIV. Politik.

Die Politik eines Volkes ist durch seinen Privatcharacter bedingt, sie zeigt dasselbe am Werke zur Herstellung seiner äußern Volksthätigkeit, zur Sicherung seines innern Volkslebens. Die Tugenden und die Laster, die guten und die schlechten Eigenschaften sind gleich thätig bei der Constituirung des Nationallebens.

Frankreich steht in politischer Beziehung hoch über Deutschland, ja an der Spitze von ganz Europa. Man hat die untergeordnete Rolle, die Deutschland bis jetzt im Staatenleben der europäischen Völker spielte, oft durch seine innere Zersplitterung zu erklären geglaubt. Diese Zersplitterung ist unstreitig das größte politische und volksthümliche Unglück, und so lange dieselbe bestehen wird, wird Deutschland stets eine seiner unwürdige Rolle spielen, und sich von Völkern, denen es in jeder Beziehung nicht nur gewachsen, sondern weit überlegen ist, in's Schlepptau nehmen lassen müssen. Aber diese Zersplitterung ist selbst nur eine Folge deutschen Wesens, und somit nur eine indirecte Ursache des gegenwärtigen Zustandes. War doch Frankreich vor fünf-, sechshundert Jahren eben so zersplittert wie Deutschland, hat es doch mit diesem denselben Ausgangspunkt unter Carl dem Großen; — und dennoch kam jenes zur Einheit, und dann zu seiner gegenwärtigen politischen Stellung. Und mir scheint es, als ob grade eher die Tugenden, denn die Laster des deutschen Volkes, eher seine edelsten Eigenschaften, als seine Schwächen, die Ursache seiner politischen Zersplitterung seien; als ob im Gegentheile in Frankreich eher die Laster, denn die Tugenden, eher die weniger edeln, denn die edlern Eigenschaften es zu verantworten haben, wenn dasselbe rascher zu einer politischen Einheit gelangte.

Der Weg, den Frankreich ging, um zu dieser Einheit zu kommen, war der des Absolutismus. Es ist das der nächste, der grade Weg; ob er der beste, bezweifle ich trotz meiner Achtung vor dem Sprüchworte; denn dieser Weg führt nothwendig durch die Saatfelder der edelsten Eigenschaften eines Volkes, und wenn die Gewalt denselben einschlug, um am Ende mit dem Absolutismus zur Einheit zu gelangen, so mußte sie nothgezwungen die schöne Saat niedertreten und zernichten.

Ludwig XI. ist der eigentliche Begründer der Einheit Frankreichs, Richelieu baute aus, was jener angefangen, Ludwig XIV. konnte auf den Lorberen seiner Vorgänger ausruhen. Den ersten Stein zur Begründung der politischen Einheit legte also die blutigste Tyrannei, die die Geschichte Frankreichs aufzuweisen hat, von der die anderer Völker selten, die Deutschlands nie ein ähnliches Beispiel sahen. Nach ihr kam die kalte, berechnende, das Blut gleichfalls nicht scheuende, aber es Tropfen für Tropfen wiegende Tyrannei eines Richelieu, die dann zu jenem windigen Glanz und zu jener Perückenepoche Ludwig des XIV. führte. Ich glaube nicht, daß die edlern Eigenschaften des französischen Volkes weder in der einen noch in der andern dieser verschiedenen Epochen vorherrschend waren; ich glaube nicht, daß sie es sind, die vorzüglich einem Ludwig XI. und einem Richelieu halfen, jeden selbstständigen Mann zu zernichten, jeden freien Gedanken zum Tode zu verurtheilen. Am Ende schlug freilich diese Tyrannei in gewisser Beziehung zum Besten des Volkes aus, denn sie führte eben zur Einheit, und fällte überdies meist nur die hochstehenden Bäume, während sie das Knüttelholz ungeschoren ließ. Aber sicher sahen dies nur Wenige in dem Augenblicke ein, als Frankreich unter ihrer eisernen Ruthe schmachtete. Der geschichtliche Ruf eines Ludwig XI., den in neuester Zeit die Freunde der Einheit und die Feinde der Aristocratie zu retten gesucht haben, ist ein Beweis für diese Ansicht. Das Volk haßte diesen wunderlichen Volksfreund, der sich zum Henker aller Selbstständigkeit gemacht hatte, aber es wagte es nicht, seinen Haß geltend zu machen; es schauderte und schwieg. Unter Richelieu, der weniger Wunder und Zeichen an die Wege pflanzte, das heißt seltener einen Baum zum Galgen machte, wagte das Volk schon mehr, es murrte und drohte, sich zu empören. Der lahme Tyrann aber ließ sich in eine Sänfte heben, und ohne Wache durch die gedrängten Haufen des hungernden und empörten Volkes tragen. Da wagte es kein Mensch, ihn anzugreifen, ja seine stolzen Blicke auszuhalten, und mit Hohnlächeln kam er wieder in seinem Pallaste an, seiner Macht sicherer und selbstbewußter als je.

Der Schrecken war das Mittel, das die Tyrannei sicher stellte, Furcht und Angst die Stützen derselben, und Unselbstständigkeit, Knechtessinn ihre Leibgarde. Und wahrlich, das sind nicht grade die edlern Eigenschaften, die Tugenden eines Volkes.

Aber das war nicht das höchste Unglück. Wie gesagt, dieser grade, dieser kürzeste Weg zur Einheit, der Absolutismus, die Tyrannen, gefolgt von Schrecken, Angst, Furcht, Unselbstständigkeit und Knechtessinn, führt stets durch das Saatfeld der edlern Eigenschaften eines Volkes. Und so auch in Frankreich. Die geistige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, der bürgerliche Muth wurden in Frankreich von dem Trosse des Absolutismus und der Tyrannei niedergetreten und fast ausgerottet. Erst war es ein Verbrechen, anders zu denken, als die Tyrannei selbst dachte, als der Hof und die Höflinge lehrten und predigten; bald aber entwöhnte man sich dieses Verbrechen so, daß die Ansichten, die Gedanken des Hofes und selbst die Kleider zur Mode wurden. Mit Ludwig XIV. schon trug ganz Frankreich Perücken, mit dem Regenten wurde es zum Spieler, Schwelger und Ketzer; mit Ludwig XV. wälzte es sich im Pfuhle der gefeiltesten Liederlichkeit, und fing erst mit Ludwig XVI., dem Freunde der Freiheit und der amerikanischen Republik, an, ernstlich an Verbesserungen und Reformen zu denken.

Die Revolution war nothwendig geworden. Der Adel war zernichtet, geistig ausgerottet und bestand nur noch als eine unselbstständige Schmarotzerpflanze. Das Volk dagegen, oder besser der Bürgerstand, war nach und nach zu Reichthum und Ansehen gelangt, und bildete die einzige lebensfähige Kraft des Staates. Seine Emanzipation war unausbleiblich, seit Jahrhunderten in den Sternen geschrieben, und würde auch ohne Camille-Desmoulin, ohne Mirabeau, Danton und Robespierre stattgefunden haben. Aber so, wie sie durch die Revolution stattgefunden hat, sicher nicht, wenn nicht zufällig ein Ludwig XVI., ein guter Tropf ohne Mark und Kraft, auf dem Throne Frankreichs gesessen hätte. Q'est ce que le tiers état? Rien. Qu'est ce qu'il doit, être? Tout. In diesen Paar Worten Siéyes liegt die ganze Revolution, und das würde ein Mann von Kopf begriffen, und dann die Prinzen und Marquis, die in der gesetzgebenden Versammlung die Revolution vorbereiteten, zu Paaren getrieben haben, nachdem er selbst gethan, wodurch diese, es dem Könige und dem Hofe abtrotzend, erst die Macht erhielten, das Königthum zu zernichten.

Aber in dieser Revolution selbst, noch mehr nachdem sie den vollkommensten Sieg davon getragen hatte, zeigte sich so klar als möglich, wie tief Frankreich moralisch unter der Tyrannei des Absolutismus ge-

sunken war. Vielleicht zu keiner Zeit, als in dem Augenblicke, wo ganz Frankreich begeistert für eine hohe Idee erscheint, wo es die höchsten Anstrengungen macht, die edelsten Opfer bringt, um Freiheit und Gleichheit zu sichern, wo wir staunend die Größe dieses Volkes bewundern, zeigte dasselbe weniger geistige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Necker, Mirabeau, Danton, Marat, Robespierre, Barrast, Bonaparte sind Namen, die die verschiedenartigsten, alle Antipoden der Philosophie und Politik durchlaufenden Systeme bezeichnen, und jedes dieser Systeme konnte in Frankreich in einem Zeitraume von nicht zehn Jahren die Masse des Volkes für sich haben, und die Gegner zum Schweigen zwingen. Nach und nach sank und fiel das System, das noch vor ein Paar Tagen allein das Recht hatte, sich auszusprechen, sich geltend zu machen, und dann äußerlich als das des ganzen Volkes erschien, weil die Masse es entweder augenblicklich theilte oder schweigend so that, als ob sie es theile. Die Heroen dieser Systeme zeigten, besiegt, oft den edelsten Bürgermuth, aber nachdem sie gefallen, verschwand, wie vom Winde zerstreut, die Masse, die sie gestern noch vergötterte.

Und die Revolution, die Freiheit und Gleichheit lehrte, die die Menschheit emanzipiren, die Tyrannei zernichten sollte, war gezwungen, unmenschlich zu werden und bei der Tyrannei in die Schule zu gehen, ihr ihre Waffe, den Schrecken, die Angst und Furcht, abzuleihen, weil die vielhundertjährige Tyrannei alle andern edlern Eigenschaften des Volkes mehr oder weniger auf dem kürzesten Wege zur Einheit, dem des Absolutismus, niedergetreten hatte. Der Schrecken aber, sei er nun im Solde der Tyrannei oder der Freiheit, bleibt stets ein feiler Knecht seines Herrn, und wie der Diener, so der Herr; der Herr, der eines solchen Dieners bedarf, ist seiner würdig, das heißt, vor wie nach ein Tyrann. Das fühlte Frankreich und deswegen verurtheilte es den Herrn um des Knechtes willen, und mit Recht. Aber trotz dieses Urtheils kam es nicht zur geistigen Selbstständigkeit, änderte es nur den Herrn und Meister, und war endlich glücklich, als es da, wo es begonnen, wieder aufhörte, mit der Tyrannei eines glücklichen Soldaten. Nur Ein Seemann und Ein Bettler wagten es, gegen diesen neuen Absolutismus zu protestiren. Wie Frankreich sich vor Napoleon im Staube wälzte, wie es ihn vergötterte, so lange der Sieg an seinen

Fuß gefesselt schien, wie es ihn verließ, als er endlich des Volkes Selbstständigkeit bedurft hätte, ist bekannt. Die Restauration wurde Anfangs mit Enthusiasmus begrüßt, und nur seltene Stimmen erhoben sich gegen dieselbe. Bald aber gewann die Opposition Autorität und Macht, und so kam die glorreiche Revolution von 1830. In dem Kampfe der drei Tage traten die edelsten Eigenschaften des französischen Volkes wieder in den Vordergrund; Muth, Aufopferung, Uneigennützigkeit, edler Stolz glänzen in demselben, wie selten in der Geschichte eines Volkes, und sind eine Hoffnung für eine bessere Zukunft. Méfiez vous du premier mouvement! — Aber schon am Tage nach der Schlacht zeigte sich dann auch wieder die geistige Abhängigkeit des an den Brüsten des Absolutismus groß gesäugten Volkes. Es stellte sich freiwillig unter die Vormundschaft eines edeln Greises, eines Lafayette, der dann die Last zu schwer fand, und sie Louis Philipp übertrug. Was von da an geschehen ist, ist von Tag zu Tag ein neuer Beweis gewesen, daß das Volk sich richtig beurtheilte, als es sich für geistig unmündig erklärte.

Schlimmer aber noch ist es, wenn die Epoche von 1830 bis heute auch bewiesen hat, daß noch immer in Frankreich die edlern Eigenschaften des Volkes sich nicht von den Folgen des Absolutismus erholt haben, und wohl noch lange nicht erholen werden; ja, daß es möglich war, dem schwankendsten Throne, den vielleicht je die Geschichte gesehen hat, eine gewisse Festigkeit zu geben, indem man ihn einzig und allein auf die unedlern Eigenschaften des Volkes stützte. Das Geld wurde zum Maßstabe der Bürgertugend, der Egoismus, die Bestechung zum täglichen Mittel der Regierung, das Spionenwesen zum Hauptelemente der Polizei; und wo dies Alles nicht aushalf, thaten der Schrekken und die brutale Gewalt ein Uebriges. Alle Welt kennt die Klagen eines Odillon Barrot über den totalen Mangel des bürgerlichen Muthes in Frankreich; Jeder hat Gelegenheit gehabt zu hören, wie die Parteien trostlos ausriefen: il nous manque un homme, d. h. eine Autorität für die Masse, die, ohne geistige Selbstständigkeit, stets eines solchen Mannes bedarf, um jene bei diesem zu finden, um sich in ihrer eignen Unmündigkeit an einen Vormund anschließen zu können. So oft aber ein solcher geistig selbstständiger Mann in Frank-

reich, heiße er nun Louis Philipp, Guizot, Thiers oder Carrel, auftrat, konnte er sicher sein, daß wenigstens auf eine Zeit lang die Masse des Volkes ihm ohne Rückhalt huldigte, und seine Autorität anerkannte.

Die Einheit Frankreichs durch den Absolutismus war also nur dadurch möglich, daß sich ein Ludwig XI., ein Richelieu mit dem Schrecken und der brutalen Gewalt, mit Begünstigungen und Bestechungen an die unedlern Eigenschaften des Volkes, an die Angst und den Egoismus richteten, und hatte zur Folge, die geistige Selbstständigkeit, den bürgerlichen Muth fast zu zernichten.

Es sei ferne von mir, hiermit die edeln Bestrebungen der Franzosen während ihrer ersten Revolution läugnen oder auch nur schmälern zu wollen. Alle Parteien, ich möchte nicht Eine ausnehmen, haben das Beste ihres Vaterlandes, das Heil des Volkes gewollt, und glaubten allein das Geheimniß zu besitzen, Frankreich retten zu können; Alle wähnten sich hier nur durch ihre politischen Gegner verhindert, und daher das Opfer so Vieler. — Sie waren Alle gezwungen, ihre Kraft da zu suchen, wo sie war, in den Leidenschaften des Volkes, vorerst im Hasse gegen eine vielhundertjährige Unterdrückung, dann im Schrekken, hierauf im Egoismus der Bürgerklasse, und zuletzt in der Eitelkeit, dem Nationalstolz, der Ruhmsucht aller Franzosen. Aber die Liebe, die sich an den Haß, die Brüderlichkeit, die sich an den Egoismus, der Edelmuth, der sich an die Ruhmsucht anschließen muß, werden bald genug von ihren Genossen mit in den Koth hinabgezogen, und unfruchtbar verkümmern; es sind das zu verschiedene Elemente, um mit einander zeugen zu können. Die Nothwendigkeit dieser unnatürlichen Verbindung aber lag dann wieder in dem vorhergehenden Absolutismus, in der thatsächlichen oder geistigen Tyrannei vieler Jahrhunderte.

Die Geschichte Deutschlands hat weder einen Louis XI., noch einen Richelieu aufzuweisen. Nie hat es in Deutschland einen eigentlichen Tyrannen gegeben, wenn auch in einzelnen Staaten der Absolutismus geherrscht hat, und noch herrscht. Wo das Gesetz den Absolutismus anerkannte oder noch anerkennt, war derselbe stets durch die Sitten, durch den Volkscharakter gemäßigt und auf gewisse Schranken angewiesen; er bestand nur auf die Bedingung hin, daß er so wenig als möglich von der Gewalt Gebrauch mache, daß er die Maske des Volkswohls, der Liebe vornehme, um wenigstens nicht gegen diese Sitten anzustoßen, dem

Charakter des Volkes zuwider zu handeln. Wo man aber weiter gehen wollte, da mußte man heucheln und das Volk betrügen, Unfreiheit begründend, die Freiheit im Munde führen, dem Obscurantismus huldigend, von Aufklärung sprechen, das Volk unter die Füße tretend, sich als Vater des Volkes geberden. Eine solche Heuchelei aber war dann wieder auf die Dauer nur möglich, indem man durch tausend Mittel des perfidesten Machiavellismus die Sitten, den Volkscharakter selbst zu untergraben suchte, und mit dem Knaben in der untersten Schule anfing, um des Mannes dereinst wenigstens halbwegs sicher zu sein. Und selbst da, wo dieser Weg eingeschlagen wurde, wo so ganze Menschenalter hindurch Alles aufgeboten wurde, um deutsche Sitten und deutschen Charakter zu zernichten, würde noch heute ein Louis XI. oder auch ein Richelieu wohl kaum Jahr und Tag fest auf seinem Throne sitzen, würde ein einziger Sonnenblick, in die Finsterniß geworfen, genügen, um das Werk vieler Jahre zu zernichten.

Nein, das deutsche Volk ist nicht zum Absolutismus und zur Tyrannei geschaffen, und seine edlern Eigenschaften sind die Ursache, daß er nicht möglich, und daß somit Deutschland nicht durch ihn zur Einheit kommen konnte und kommen wird. Die Freiheitsliebe und die Treue vor Allem waren die unübersteiglichen Hindernisse des lange Zeit einzig möglichen Absolutismus der Kaiser. Es gab in Deutschland einen Augenblick des Ueberganges, derselbe, in dem in Frankreich die Könige mit Hülfe der Städte die großen Vasallen zernichteten, und der dann den Königen bald genug die Macht gab, auch die Freiheiten der Städte zu zernichten. Eine Verbindung zwischen den freien Städten in Deutschland und dem Kaiser würde unausbleiblich auch in Deutschland den Untergang der kleinern Fürsten zur Folge gehabt haben. Sie fand nicht statt, weil die freien Städte eine größere Gefahr für ihre Freiheit in dem Absolutismus eines mächtigen Kaisers, als in der eben durch Kaiser, Reichsgesetze, Landtage und Reichsgerichte beschränkten Macht der kleinern Fürsten sahen. Freiheitsliebe verhinderte sie, sich mit dem Kaiser gegen einen gemeinsamen Feind zu verbinden. Die Treue, den bestehenden Gesetzen und Institutionen gegenüber, war nicht weniger mit Schuld an ihrem Benehmen. Die deutsche Treue aber bekundete sich noch klarer in der Anhänglichkeit des Volkes an seine Landesfürsten, an der mehr oder weniger die meisten Versuche der Kaiser, ihre Macht auf Kosten der kleinern Fürsten

zu vermehren, scheiterten. Man kann diese egoistische Freiheitsliebe der Städte, diese blinde Treue des Volkes verdammen, man kann in ihnen ein Unglück sehen, wenn man die Einheit als das Ziel und nicht als das Mittel betrachtet; denn ohne sie würden sicher die Kaiser das Ziel der Einheit Deutschlands erreicht haben. Diese Einheit aber würde ohne sie dann auch sicher nicht zum Endzwecke, dem Heile des Volkes, der Freiheit und Gerechtigkeit, sondern zu einem Zustande, wie dem Frankreichs von Louis XI. an bis zu Louis XVI. geführt haben. Wahrlich, Deutschland darf aber Frankreich deswegen nicht beneiden, da eben ein solcher Zustand nur durch die Abwesenheit der edelsten Volkseigenschaften möglich ist, da er zur Zernichtung der geistigen Selbstständigkeit, des Bürgermuthes führen muß, wenn diese nicht schon an und für sich der Einheit, ohne die Freiheit, ohne Volkswohl als Endzweck, vorhergehen müssen. Der Weg des Absolutismus, der Tyrannei, um zur Einheit zu gelangen, ist aber mit Gott! nicht der einzige, wenn auch der nächste. Es führt noch ein anderer zu diesem Ziele, und dieser heißt Verbindung. Der Absolutismus ist die gezwungene, die Association die freie Vereinigung, jener die Einheit in der Knechtschaft, diese die Einheit in der Freiheit. Und Deutschland wird auf diesem Wege zur Einheit gelangen, zu ihr gelangen, ohne gezwungen zu sein, auf dem Altare der Tyrannei seine schönsten Volkseigenschaften zum Opfer zu bringen. Das freie Selbstbewußtsein wird die Deutschen zu diesem Ziele führen, und nur ein Blinder sieht nicht, daß sie seit lange demselben mit Riesenschritten zustreben, daß selbst die, von denen man glauben sollte, sie müßten nothwendig ein entgegengesetztes Ziel haben, auf dasselbe lossteuern. Der Bundestag ist nur die erste Station dieser Richtung; mit dem Zollvereine, dem gleichen Münzfuße für ganz Deutschland hat man eine zweite erreicht; ein Bundesgericht, das freilich erst angedeutet und noch nicht in's Leben getreten ist, würde eine weitere sein. Auf die eine oder auf die andere Weise wird dieser Weg nothwendig zur gemeinsamen, einigen Vertretung aller bis jetzt noch nicht vertretenen ächt deutschen Volks- und Nationalinteressen führen, denn das freie Selbstbewußtsein aller Deutschen wird mit der Zeit sich so klar aussprechen, daß vor seiner Stimme, wie vor der Wundertrompete Jericho's, Alles niederstürzen wird, was auf diesem Wege sich der Erreichung des Zieles entgegensetzen sollte.

Und dann wird die Einheit mit der Freiheit Hand in Hand gehen, da die Einheit eben nicht nöthig hatte, durch den Absolutismus, die Tyrannei durchzuwandern, sondern eine Tochter der Freiheit, der freien Vereinigung, eines selbstbewußten, selbstgefühlten, selbstgewollten Bedürfnisses sein wird.

Doch genug des Allgemeinen. Sehen wir jetzt, wie die politischen Sprüchwörter mit diesen Lehren und Prophezeihungen der Geschichte im Einklange stehen.

Die kecke Art, die Neuerungssucht des Franzosen kennen wir. Sein: „Tout nouveau, tout beau." ist ganz besonders als politisches Sprüchwort von Bedeutung. Das Neue kann in Frankreich stets sicher sein, Anklang zu finden, und mit Enthusiasmus aufgegriffen zu werden. Diese kecke Art, diese Neuerungslust geht dem Deutschen total ab. Er ist ruhiger und überlegter, bedenkt alle Folgen, und handelt erst, wenn er des Erfolges sicher ist. Je mehr diese wechselseitige Volkseigenthümlichkeit der Deutschen und Franzosen zu den Extremen derselben sich neigt, desto klarer sprechen sich dieselben aus, so daß es in Frankreich gewiß eine Menge Volkes gibt, die das Neue einzig und allein um des Neuen willen aufgreift, während es in Deutschland oft genug um des Neuen willen, mag es noch so gut sein, verworfen werden würde. Der neuerungssüchtige Franzose kann oft die gesichertste Gegenwart um des Phantasiebildes einer neuen Zukunft willen opfern, während der neuerungsfurchtsame Deutsche oft eine elende Gegenwart einer gesicherten schönen Zukunft vorziehen kann; der Franzose kann Hof und Herd, Weib und Kind vergessen, der Deutsche aber denkt selbst an die noch ungelegten Eier, die noch ungebornen Enkel, die gar nicht geboren werden würden, wenn der Himmel einfiele, was ja sehr leicht möglich wäre, wenn man den alten Amtmann, um den sich bis heute die Welt drehte, absetzte. Freilich sind das nur die Extreme, aber sie sind bezeichnend genug, und deuten auch für den Rest die Richtung an, nach der das Volk sich hinneigt.

Das deutsche Sprüchwort ist in dieser Beziehung so klar als möglich:

„Das Alte
Behalte!"

Das ist kurz und bündig. Aber es genügte das der Weisheit auf der Straße nicht, und deswegen entwickelte sie ihre Ansicht und setzte hinzu:

„Neuerung
Macht Theuerung;"

oder auch: „Neuer Landtag, gewisse Steuern." Und daher denn natürlich:

„Viel Aenderung im Regiment,
Bringt schlechtes End'."

Die deutschen Philister, jene Ultras der Neuerungsfurcht im Gegensatze der französischen Ultras der Neuerungssucht aber haben gar ein Morgen- und Abendgebet, das mit dem Seufzer: „Immer was Neues, selten was Gutes" anfängt, und mit einer Art Amen: „Es ist gut genug, bis es besser wird," endet. Der tüchtige Deutsche aber sagt ruhig: „Aendern und bessern sind zwei," und so fragt er, ob die Aenderung auch eine Besserung sein werde, so sagt er:

„Prüfe das Neue und das Alte,
Und das Beste behalte!"

Soll diese Besserung zum Wohle des Volkes ausschlagen, so rufen jene Ultras aus Furcht vor dem Neuern: „Der Esel will geschlagen sein, der Pöbel mit Gewalt regieret sein." Der Ehrenmann antwortet: Nicht so! der Esel soll geschlagen werden, weil er ein Esel ist, und deswegen steht geschrieben:

„Esel dulden stumm,
Allzugut ist dumm."

Ist von der Freiheit die Rede, so weiß jener: „Das freie Schaaf frißt der Wolf," und dieser muß abermals zugestehen, daß dem so sei, denn: „Wer sich zum Schaafe macht, den fressen die Wölfe." Es gehört also dazu vorerst ein Schöps und dann ein Wolf. Die Schaafe sind nicht schwer herauszufinden, wer aber nur unter den Wölfen verstanden sein mag, möchte ich wohl wissen. —

Es erklärt sich hiernach natürlich und von selbst, wenn der Deutsche nicht so rasch wie der Franzose auf der Bahn der Neuerung fortschreitet; der Philister, die Esel und die Schaafe, wie sie das Sprüchwort in seiner Unschuld nennt, fürchten sich vor allem Neuen ohne Ausnahme; der Ehrenmann will wenigstens sicher sein, daß das Neue auch das Bessere sei, und wägt daher erst ab, ehe er zum Handeln schreitet. Ein Jahrhundert hindurch keimte der Saame der Reformation in dem gesunden

Boden deutschen Gemüthes, als er aber mit Luther's Wort aus der Erde hervorbrach, zeigte es sich auch bald, daß es eine Eiche war, die keine Axt zu fällen im Stande. Die Zukunft Deutschlands wird noch ganz andere Eichen aufzuweisen haben.

Die deutsche Treue bekundet sich in hundert Sprüchwörtern, Sagen und Liedern. Daß sie oft selbst bis zur Hundetreue wurde, ist schlimm genug, doch wird Niemand läugnen, daß sie, selbst bis zu dieser Stufe gelangt, immer noch eine Art Adel des Gefühls andeutet, denn nicht umsonst wurde der Hund zum unvermeidlichsten Genossen des Menschen. Das verhindert aber nicht, daß Hundetreue doch nur den Hund ziert und ihr Adel nur Hundeadel ist. Sie ist abermals die Abart einer Tugend, wie so manches der Laster des deutschen Volkes. „Treuen Dienst lohnet Gott," ist die Tugend, wenn diese neben Ehre, Recht und Gerechtigkeit stehen kann; „Herrendienst vor Gottesdienst" die Bastardschwester jener Tugend, die sich unter den Schutz eines Blasphems stellt, die den Befehl des Herrn über den des Herrn der Herrn und Diener erhebt, die dient, ob auch der Dienst eine Schmach, eine Schande oder ein Verbrechen sei. Die Hundenatur, die nur die Peitsche kennt, ob sie dieselbe schwinge oder sich vor ihr beuge, hat dies Sprüchwort geschaffen.

Aber selbst der Diener, der nur den Befehl seines Herrn kennt, und ihm gehorcht, der da sagt: „Bücke dich eher dreimal zu viel als einmal zu wenig," behält in Deutschland seine geistige Selbstständigkeit in einem ganz andern Grade, wie der Franzose. Es ist eine bekannte Sache, daß vor der Revolution in Frankreich die Bedienten der Großen in den Zimmern und um ihren Herrn beschäftigt blieben, wenn diese auch die höchsten Geheimnisse des Staates, die feinstgesponnenen, gefährlichsten Liebesintriguen verhandelten. Man betrachtete sie wie stumm und taub, so sicher war man ihrer vollkommensten Abhängigkeit, so wenig glaubte man an die Möglichkeit eines selbstständigen Gedankens bei ihnen. Das hat sich nun freilich vielfach geändert, seitdem es keine diplomatischen Geheimnisse mehr gibt, und man sie deswegen, wie Alles, was selten ist, theuer bezahlt, und selbst die verfälschte Münze mit Geld aufwiegt. Daß es aber einst solche Taube, Stumme und Blinde mit gesunden Zungen, Ohren und Augen gab, ist nicht zu bezweifeln, und zeigt somit, wie weit der Franzose es als Bedienter bringen kann, wenn er sich

einige Mühe gibt. Ich glaube nicht, daß der Deutsche oft bis zu dieser Höhe gelangt, denn der deutsche Diener sagt von sich selbst: „Wer dient, ist so gut, als wer lohnt.“ Das innere Selbstgefühl, die geistige Selbstständigkeit geht nicht gänzlich unter, wo ein solches Sprüchwort im Munde der Diener lebt.

Wenn aber die deutsche Treue selbst bei dem tiefsten aller Dienste die geistige Selbstständigkeit nicht total zernichten kann, so ist sie dazu um so weniger in allen höhern Lebenslagen im Stande. Die Vergötterung der französischen Herrscher durch alle diejenigen, die sie eines Blickes würdigten, ist bekannt. Le Bien venu, Dieu donné, le Grand, sind nur ganz alltägliche Beinamen der Könige. Ein französisches Sprüchwort bezeichnet diese Seite des Volkscharacters auf eine sehr schlagende Weise, indem es sagt: „*Qui mange de l'oie du roi, à cent ans de là en chie la plume.*“ Ich glaube kaum, daß dieser Verdauungsprozeß in Deutschland so lange dauern würde. Das Sprüchwort ist übrigens der Fels, auf den Louis Philipp seinen Thron, oder besser seine Kirche — denn vergöttert muß einmal jeder französische König von seiner Umgebung werden — gebaut hat. Es hat kaum Jemand eine Idee davon, welchen Einfluß auf das Geschick Frankreichs und der Welt die dîners, soupers und die Bälle in den Tuillerien ausüben. Mit ein Paar schmeichelhaften Worten des Königs, an diesen oder jenen Deputirten oder seine Frau gerichtet, kann die Regierung in der nächsten Cabinetsfrage der Stimme desselben sicher sein. Für eine Einladung zu einer Soirée in die Tuillerien läßt sich noch heute fast jeder Offizier der Nationalgarde von Paris ruhig bei der nächsten Emeute todt schießen. Und diese vierte Gewalt des Staates, les dîners des Königs, der Minister, der Präfecte, übt bis ins letzte Dorf hinein ihren Einfluß aus. Daß, so oft ein Ministerium sich bedroht fühlt, die dîners und soupers vor Allem vorgeschoben werden, um die Drohung zu beschwören, ist bekannt. Bei allen Wahlen, von Ministerdeputirten bis zum Maire und Adjuncten des vergeßensten Dörfchens hinab, sind diese ebenfalls die stärksten Hebel der Ereignisse. Genug, es scheint, als ob nicht nur die Verdauung der königlichen Gänse, sondern auch die der bürgermeisterlichen Hammelskeulen in Frankreich nur langsam von Statten gehe. Die Gans, die Hammelskeule sind daran nicht Schuld, sondern die Sauce, d. h. der ganze kleine Umstand, daß Monsieur X. nicht leicht vergißt, die

Ehre gehabt, bei Sr. Majestät Louis Philipp oder bei Sr. Majestät dem Herrn Maire gespeist zu haben. Heinrich IV. verdankt ein Paar Gelegenheiten, in denen er sich zum Volke herabließ und gar einmal bei einem Bauern speiste, seiner plebejischen Art zu lieben, — die keinen Unterschied zwischen der Prinzessin und der Arbeiterin machte, — mehr als allen seinen Heldenthaten den gewiß nicht verdienten Namen: Vater des Volkes. —

Das deutsche Sprüchwort sagt: „Eß' ich mit, so schweig' ich." Auf mehr aber rechnen, als auf Schweigen, würde oft genug zu einem Additionsfehler führen. An einer andern Stelle schon machte ich auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen deutschen und französischen Beamten stattfindet, und der sich am klarsten darin zeigt, daß in Deutschland die Regierungen es oft für ein Unglück ansehen, wenn das Volk Beamte zu Deputirten wählt, während in Frankreich die Regierung sich alle mögliche Mühe gibt, die Wahl ihrer Beamten in die Deputirtenkammer zu sichern. Das Sprüchwort: „Eß' ich mit, so schweig' ich" gibt den Schlüssel zu diesem Widerspruche. In Deutschland thut jeder Beamte schweigend Alles, was er für seine Pflicht hält, mag er über die Regierung denken, wie er will. In der Deputirtenkammer aber ist er oft gezwungen, das Schweigen zu brechen, und dann spricht er meist ebenfalls, wie er es für seine Pflicht hält, zu sprechen.

Ein anderes Sprüchwort ist in dieser Beziehung nicht weniger merkwürdig. Es heißt dasselbe:

„Sind wir gleich im Joch,
Illuminiren wir doch!"

Es kommt mir so vor, als ob hier zugleich die gute und die schlechte Seite der deutschen Art angedeutet sei. Die gute darin, daß der Deutsche sich nicht leicht zu jenem sich selbst aufgebenden Enthusiasmus fortreißen läßt, daß er sich selbstbewußt bleibt, und sich offen gesteht, wie er, trotz der Freuden und Jubelfeste, doch im Joche stecke; die schlechte Seite aber darin, daß er sich trotz dieses Bewußtseins zur äußern Manifestation ihres Gegentheiles hergibt. Es liegt hierin ein Nachgeben, das dem Character des Ehrenmannes widerstrebt, und wo es stattfindet, ist es seiner unwürdig, eine Schande und Schmach. Leider wird man derselben nur zu oft in Deutschland begegnen, vielleicht öfter als selbst

in Frankreich, wo man weniger berechnet, weniger vorsichtig ist, weniger auf die Zukunft verschiebt, weil man von dem Augenblicke Alles verlangt, und nur für Heute denkt und handelt. Die moralische Unabhängigkeit, die sich nicht über die äußere Demonstration täuscht, die ruhig das Joch beim rechten Namen nennt, ist dann aber dennoch eine Garantie einer zukünftigen Emanzipation, wie sie der Beweis der unangefochtenen geistigen Selbstständigkeit ist.

In Folge dieser geistigen Unabhängigkeit spricht sich der Deutsche ziemlich klar über die Großen der Welt aus:

„Ein Affe bleibt ein Aff',
Und würd' er König oder Pfaff;"

oder auch:

„Wo man einen Esel krönt,
Ist Stadt und Land gehöhnt."

Die Franzosen haben ein ähnliches Sprüchwort: „*un roi non lettré est un ane couronné.*" Sie setzen noch hinzu: „*malheur au pays gouverné par un roi jeune et insensé;*" oder auch: „*au jeu d'échecs les fous sont plus fort, que les rois.*" Aber die Weisheit auf der Straße in Deutschland bleibt bei diesen Ausnahmen eines Esels, eines Affen oder eines Unmündigen nicht stehen; sie geht weiter, wird allgemeiner und sagt: „Herrn wollen Vortheil haben," und da der Vortheil meist, wie das Vorrecht, dem rechtlichen Antheile und dem Rechte zu nahe tritt, so heißt es weiter: „Große Herrn haben lange Hände." Wer den Vortheil hat, überläßt den Nachtheil Andern, und daher denn: „Der Herrn Sünde, des Bauern Buße." Wo aber die großen Herrn die langen Hände ausstrecken und zugreifen, da nennt die Weisheit auf der Straße die Sache abermals bei ihrem rechten Namen, und sagt ruhig: „Das Kleine wird gestohlen, das Große erobert," oder auch:

„Reiten und Rauben ist keine Schande,
Es thun's die Edelsten im Lande."

Die „Edelsten," denn: „Adelig und edel sind zweierlei." Ich glaube nicht, daß bei dem Franzosen der Eroberer und der Dieb so nahe Blutverwandte sind, wie im deutschen Sprüchworte, daß er sich je dazu verstehen würde, in dem Genie eines Napoléon die höchste

Entwickelung einer Gabe zu sehen, die Tausende auf die Galere und zum Galgen führte. Die gloire blendet ihn, raubt ihm die geistige Selbstständigkeit, die unbestechlich ist und ihr Urtheil ohne Rücksicht auf den Glanz, nur die That beachtend, fällt.

Der gesunde Menschenverstand, der in all diesen Sprüchwörtern liegt, macht sich ebenfalls in einem, das auch die Weisheit auf der Straße in Frankreich im Munde führt, geltend, indem sie sagt:

„*Qui voit la maison du seigneur,*
Il n'y a ni profit ni honneur.“

Und das war und ist in Frankreich noch mehr wahr, als in Deutschland, wenn man nicht nur die physischen, sondern auch die moralischen Folgen dieser Nachbarschaft in Betracht zieht, und sich des Sprüchwortes: „qui mange de l'oie du roi, cent ans de là en chie la plume“ erinnert.

Der Deutsche denkt nicht besser von den Großen: „Seelig ist, wer Gott alle Tage sieht und seinen Gutsherrn alle Jahre einmal,“ oder auch: „Man ruft den Esel nicht zu Hofe, als daß er Säcke trage.“ Sein Urtheil über den Adel ist so streng als möglich:

„Adel
Tadel“

sagt in zwei Worten Alles, und deswegen setzt denn die Weisheit auf der Straße hinzu:

„Nur Maulesel treiben viel Parlamen,
Daß ihre Voreltern Pferde waren;“

denn:

„Adel sitzt im Gemüth,
Nicht im Geblüt;“

und am Ende:

„Eines Adels sind wir Alle;“

denn:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?“

Noch strenger aber ist das Sprüchwort: „Geloben ist adelig, halten bäurisch.“ Sie ist eben eine unverbesserliche Democratin, die Weisheit auf der Straße, und wenn ich ein deutscher Minister wäre, so würde ich ihr unbarmherzig einen Hochverraths-Prozeß an den Hals hängen. Sie verdient's; denn sagt sie doch gar: „Wo Aas ist, da sammeln

sich die Adler." Das ist mehr, als erlaubt, und wenn auch ihre democratischen Grundsätze Folge des gesunden Menschenverstandes sein mögen, so darf sie das nicht schützen, da sie es wagt, ihre Lehren des gesunden Menschenverstandes unverholen, ohne erst bei der Censur anzufragen, auszusprechen. Und darin liegt die Sünde, der Hochverrath!

Wie democratisch sie aber auch gesinnt ist, so ist sie deswegen nichts weniger als eine Freundin der Anarchie. Vielleicht ist das eine neue Sünde, ein neuer Hochverrath. Doch uns kann dies einerlei sein, da wir nicht berufen sind, den Anklageakt oder Spionenbericht über sie abzufassen. Genug sie ist eine Democratin und zugleich eine Feindin der Anarchie, denn sie lehrt: „Wer dem Pöbel dient, hat einen schlimmen Herrn!" Nur scheint sie einen strengen Unterschied zwischen Pöbel und Volk zu machen, denn sie sagt mit fast allen Völkern der Welt:

„Volksstimme,
Gottes Stimme."

Und ich denke, wer der Stimme Gottes diene, der könne nicht grade einen schlimmen Herrn haben. Der gesunde Menschenverstand aber läßt dann doch die Weisheit auf der Straße hinzusetzen: „Viele zur Hülfe, Wenige zum Rathe," und darin hat sie gewiß abermals sehr recht, denn: „viele Köche verderben den Brei," wie die Bauern sagen. Nun aber fragt es sich, wer im Rathe der Wenigen, der die Hülfe der Vielen leitet und lenkt, sitzen soll, und auch hier antwortet die Democratin, beinahe als ob sie aristocratischen Geblütes sei, denn sie sagt: „Nicht nach den Meisten, sondern nach den Besten." Es bleibt also nur zu wissen, wie die Besten herauszufinden? Sie schweigt darüber, und so wußte ich kaum, wie die Frage in ihrem Sinne beantworten, wenn die Antwort nicht schon in dem Spruche läge, der da heißt:

„Volksstimme,
Gottes Stimme!"

Gottes Stimme lügt nicht, und so darf man ihr denn schon zumuthen, daß sie die Besten herausfinden werde.

Nachdem die Weisheit auf der Straße so ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, fordert sie dann noch Einigkeit, um ein festes Band um das Ganze zu schließen.

„Einigkeit ein festes Band,
Hält zusammen Leut' und Land."

Sie ist ein Schutz und eine Wehr gegen jeden Feind, denn: „keine festere Mauer denn Einigkeit." Sie ist fromm, die deutsche Straßenweisheit, sie weiß, daß der Lehrer der Liebe einst gesagt: „Wo Eurer drei sind, die in meinem Namen beten, da werde ich unter Euch sein," und so wendet sie diesen Satz auf ihr Volk an und sagt: „Wo Einigkeit wohnt, da wohnet Gott." Und eine solche Wohnung Gottes, ein solches Gotteshaus, eine solche Kirche der Einigkeit möge einst ganz Deutschland sein; der Himmel das Chorgewölbe, die Berge ihre Säulen, und jedes deutschen Ehrenmannes Herz ein Altar. O! daß ich ein Prophet wäre, und meine Hoffnung eine Gewähr der Zukunft! —

XV. Religion. Gott und Teufel.

Die Franzosen sind verhältnißmäßig reich an Sprüchwörtern, die einen religiösen Charakter haben, und sich auf Gott beziehen. Hier die vorzüglichsten:

Il ne perd rien, qui ne perd Dieu.
Contre Dieu nul ne garde.
Là ou Dieu veut, il pleut.
A qui Dieu aide, nul ne peut nuire.
Cil est bien gardé, qui de Dieu est gardé.
Qui du sien donne, Dieu lui redonne.
Dieu rend tout à juste prix.
Qui sert Dieu, il est roi.

Dieser Reichthum, so groß als kaum in irgend einem andern Felde der Weisheit auf der Straße, könnte auffallend erscheinen, wenn man weiß, daß es doch mit der Rechtgläubigkeit der Franzosen nicht so weit her ist. Der Verfasser des dictionnaire des proverbes, aus dem ich sie entlehne, — im Munde des Volkes habe ich kaum je eins derselben gehört, — mochte ungefähr ebenso denken, denn, nachdem er sie aufgezählt, setzt er ganz einfach hinzu: ces proverbes et bien d'autres sont un témoignage de la croyance *de nos ancêtres*. Also Rococo! —

Aber selbst als Cabinetstücke, als Geschichtsdocumente der Denkungsart der ancêtres des heutigen Frankreichs sind sie charakteristisch genug.

Sie sind fast ohne Ausnahme von dem egoistischen Standpunkte aufgefaßt, und der liebe Herrgott ist in ihnen ungefähr nur um der lieben Menschenkinder in Frankreich willen da, die er vor Verlust schützt, die er bewacht, deren Felder er durch Regen erquickt, denen er wiedergibt, was sie ihm etwa geliehen haben könnten, und die er zu Königen macht, wenn sie ihm dienen. Die Milde, die Gnade Gottes stehen in diesen Sprüchen hoch genug, und daher erklärt es sich denn auch, wenn die Franzosen von einem so herzensguten, lieben Herrgott sagen: „*Il est avec le ciel des accommodements.*“ Die obigen Sprüchwörter lebten nur im Munde der ancêtres der heutigen Franzosen; dieses hier hört man noch alle Tage. Es hat schon so gewirkt, daß gegenwärtig sich alle Welt getrost auf diese accommodements mit dem Himmel verläßt, den guten Gott unter den Schemel setzt, und höchstens nur noch an seinen Gegenfüßler denkt, wenn es eines kleinen Fluches bedarf. Das religiöse Gefühl ist in Frankreich in der unendlichen Mehrzahl des Volkes total untergegangen, und wo es noch besteht, ist es entweder Ausnahme oder noch öfter ein Gegenstand der Mode. In der neuesten Zeit gibt man sich vielfach Mühe, diese Mode wieder zur täglichen Kleiderordnung zu machen. Es wäre ein Glück, wenn auf diese Weise die Gewohnheit wieder zu einem allgemeinen religiösen Gefühle und Bedürfnisse führte; aber ich bezweifle, daß dies so bald gelingen wird. Ich bezweifle dies grade in Folge des die religiösen Sprüchwörter der französischen Vorzeit durchwehenden Geistes; denn, wie gesagt, es ist das der Geist des religiösen Egoismus, der in dem lieben Herrgott nur eine Nachhülfe für den Menschen, eine Art employers, eine Subsidiarpolizei sieht. Dieser Geist, — und abermals nicht Voltaire, nicht die Encyclopädisten und Philosophen, — ist die Ursache der Irreligiosität oder besser der Religionslosigkeit der Franzosen. Ein solcher Gott, der nur um der Menschen willen da ist, der sie schützt, bewacht, zahlt, was man ihm leiht, und seine Anhänger zu Königen macht, ist nicht stichhaltig, denn er braucht nur einigemal seine Frommen und Anhänger nicht zu schützen, nicht zu zahlen, an den Bettelstab anstatt zu Ehren zu bringen, um dem Zweifel Thür und Thor zu öffnen. Das Beispiel, ein einziges nur, eines Schlechten, eines Betrügers und Verräthers, eines listigen Talleyrand etwa, der bis an das Ende seines Lebens stets das Glück an seinen Fuß zu bannen wußte, muß nothwendig den Glauben an einen solchen Gott,

der nur um der Menschen willen da ist, der sie schützen, bewahren und zu Ehren bringen soll, zernichten. An dem Grabe eines Solchen hat ein Gläubiger dieser Art keine andere Wahl als die, auszurufen: „Es gibt keinen Gott, denn der, der hier ruht, war ein Elender, und doch bis an das Ende seines Lebens ein Glücklicher."

Ich kann mich irren, aber es scheint mir, als ob wir überall, und selbst in den christlichen Kirchen Frankreichs, den Spuren des römischen Heidenthums, der Religion des Egoismus und des Genusses begegneten.

Auch das deutsche Sprüchwort weiß:

„An Gottes Segen
Ist Alles gelegen;"

oder:

„Gott vertraut,
Wohl gebaut."

Daher heißt es denn in Deutschland wie in Frankreich vor Zeiten:

„Wo Gott geit,
Schad't kein Neid;"

oder:

„Wen Gott nicht hält,
Der fällt,"

und:

„Wenn's Gott gefällt, wird's Tag;"

ja:

„Wenn's Gott will,
Grünt ein Besenstiel."

Und in demselben Geiste fährt die Weisheit auf der Straße fort:

„Je größer die Noth,
Je näher Gott;"

oder:

„Walte wie du wilt,
Gott ist dein Schild;"

endlich: „Aller Sieg kommt von Gott." Und somit: „Wem's Gott vergönnt, der wird schlafend reich," oder: „Gott bescheert über Nacht."

Die Güte, die Milde, die Gnade Gottes sind hier so klar, ja klarer angedeutet, als in den französischen Sprüchwörtern. Der liebe Herr-

gott denkt also an die Menschen auf Erden, er hilft ihnen in der Noth, er schützt und bewacht sie. Aber der Kreis der deutschen Sprüchwörter schließt nicht mit diesen Lehren, in denen Gott die Bahn, die die Menschen wandern, ebnet.

Anstatt, wie die Weisheit auf der Straße in Frankreich, das Ich in dem Gedanken an Gott als Ausgangspunkt voranzuschieben, sagt das Sprüchwort im Gegentheile: „Wer Gott finden will, muß sich selbst verlieren!“ — womit dann abermals der Gegensatz beginnt. Die Liebe ist Nichts, wenn sie nicht jedes Opfers sich freut, wenn sie nicht in ihm ihr höchstes Glück findet. Noth und Leid sind aber die Opfer, die der Mensch Gott bringen kann, und sind somit der Prüfstein der Gottliebe. Daher sagt das deutsche Sprüchwort: „Je frömmer Christ, je größer Leid;“ oder:

„Wer zum Himmel ist gebor'n,
Den sticht alle Tag ein Dorn.“

Wer so zu allen Opfern bereit ist, kann dann getrost sagen: „Gott und genug.“ Wo ihn das Unglück trifft, da betet er mit Job: „Gott gibt, Gott nimmt.“ Wo seine Hoffnungen fehlschlagen, da sagt er: „Gott weiß die Zeit,“ und harret derselben ruhig, denn: „Die Gott fürchten, haben Geduld, bis sie Gott ansieht.“

So rundet sich das religiöse Gefühl der deutschen Weisheit auf der Straße ganz anders als in Frankreich, und deswegen sagt jene schließlich: „Alles mit Gott!“ und: „Gott über Alles!“

In diesem Gottglauben ist der Deutsche fromm und betet mit Liebe zu dem Herrn. Aber über dem Beten vergißt er deswegen nicht, daß dies nicht ausreicht, daß: „Viel Gebet und wenig Werke“ nicht das Rechte, wenn er auch weiß, daß „recht beten halbe Arbeit“ ist. Aber immer doch nur halbe Arbeit, und die genügt dem Deutschen nicht, und deswegen:

„Bete, als hülfe keine Arbeit,
Arbeite, als hülfe kein Gebet;“

denn: „Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit,“ oder auch: „Man muß mit Gott in die Hände speien;“ denn: „Gott hilft dem Fleiß,“ nicht aber der Faulheit. Wer dagegen nicht arbeitet, von dem sagt der Deutsche: „Er kann nichts, als fromm sein,“ und

glaubt sein Urtheil gesprochen zu haben. Und er könnte eben so gut im entgegengesetzten Falle sagen: „Er kann nichts, denn arbeiten," da auch dies zu nichts führt, denn:

„Wo Gott nicht geit,
Hilft keine Arbeit."

Deswegen mit einem Worte: „Kurz Gebet und tiefe Andacht." Das ist der Wahlspruch, die Quintessenz des deutschen, vertrauenden, aber sich nicht selbst aufgebenden, in Gott feiernden und müßig gehenden Gottglaubens.

Bei einem solchen Glauben ist der Zweifel, der demjenigen, welcher mit sich anfängt, um zu Gott zu gelangen, nothwendig aufstoßen muß, wo er die Schlechtigkeit den Sieg erlangen sieht, nicht zu befürchten. Das gekrönte Laster, das goldgezierte, im Ueberflusse schwelgende Verbrechen kann den Gottglauben der Weisheit auf der Straße in Deutschland nicht wankend machen, im Gegentheile, wie wir gesehen:

„Wer zum Himmel ist gebor'n,
Den sticht alle Tag ein Dorn."

So heißt es auch im deutschen Sprüchworte:

„Was Gott spart auf die Länge,
Das straft er mit Strenge."

Nichts ist somit im Stande, den Glauben des deutschen Volkes schwankend zu machen. Es stellt ihn höher, als das Höchste, und sagt:

„Für Gottes Wort und Vaterland
Nimmt man getrost das Schwert zur Hand."

Und daher kam es, daß ein Lied, wie jenes: „Eine feste Burg ist unser Gott" Schlachten gewinnen half, und daß noch in der neuesten Zeit der edelste Schlachtensänger Deutschlands unter Kugelpfeifen ein Gebet: „Vater, ich rufe dich!" zum Himmel sendete.

Wie der liebe Herrgott in Frankreich ein Aemtchen hat, bei der Gesundheitspolizei angestellt ist, so ist der Teufel eine Art Spielzeug, eine Art Stichwort, das bei jeder Gelegenheit vorkommt. „Que le diable l'emporte" hört man alle Tage; es ist aber sicher nicht so schlimm gemeint, und wenn der Teufel keine andere Seelen holte, als die, die man ihm auf diese Weise zugesteht, so würde er nicht grade viel zu thun und die

Hölle viel unbebautes Land haben. Ueberhaupt glaubt man nicht recht an ihn, und deswegen malt man ihn ohne Furcht an die Wand. Wer's etwas bunt treibt, von dem sagt man: „*Il fait le diable à quatre.*“ Wer einem Neider zum Trotze seinen Reichthum ausbreitet, der schlägt dem Teufel ein Auge aus: „*crèver un oeil au diable.*“ Wer keck und glücklich ist, von dem heißt es: „*Il a le diable au corps.*“ Eine Frau aber, die in einer gewissen Art schön ist, „*a la beauté du diable au corps,*“ und wer eine Sache beim verkehrten Ende angreift: „*tire le diable par la queue.*“ Der Unglückliche sagt endlich von sich selbst: „*Le diable pourra mourir, que je n' hériterais pas de ses cornes.*“

Außer diesen Redensarten, die den Teufel an die Wand malen, gibt es nur noch einige eigentliche Sprüchwörter, in denen er eine Rolle spielt. Wir haben an einer andern Stelle gesehen, daß der Schönheit ein böses Geschick in Frankreich vorbehalten ist, denn wir fanden irgendwo den Spruch: aux bordels les belles filles. Das muß nun doch wohl wahr sein, denn in demselben Geiste sagt der Franzose: „*le diable était beau quand il était jeune,*“ oder auch: „*de jeune angelot, vieux diable.*“ Das Alter scheint in Deutschland ganz anders zu wirken, denn selbst die alten Sünder werden hier Fromme, und alte Huren Betschwestern. Doch sagt mitunter der Deutsche auch: „Wenn der Teufel nicht selbst kommen will, so schickt er ein altes Weib,“ und so scheint es denn auch Ausnahmen von der Regel zu geben.

„Le diable n'est pas toujours à la porte d'un pauvre diable,“ läßt den armen Teufeln Gerechtigkeit widerfahren, bestätigt dann aber auch die Wahrheit, daß Elend und Noth die Quelle des Unrechts und der Verbrechen sind; denn wenn der Teufel nicht immer an der Thüre eines armen Teufels steht, so liegt grade in diesem nicht immer die Ausnahme von der Regel. Dieses Sprüchwort wird wohl in Deutschland so gut ein Wahrwort sein, wie in Frankreich. Rottet Noth und Elend aus, und Ihr könnt die Gerichtssäle sechs Tage schließen, und braucht sie nur am siebenten zu öffnen. Jeder weiß es, daß die Verbrechen mit dem Reichthume eines Landes, mit seiner größern Civilisation zunehmen; aber wahrlich nur, weil die Civilisation so schön eingerichtet ist, daß mit dem größern Reichthume Einzelner, Weniger das Elend der Masse stets zunehmen muß.

Endlich gibt es noch ein französisches Sprüchwort, das eine Art

christlichen Gedanken ausspricht, und den Teufel an seinen rechten Fleck stellt, indem es sagt: „*Du diable vient, au diable retourne*," oder: „Unrecht Gut gedeiht nicht." Ohne dieses und etwa das vorhergehende Sprüchwort wäre der Teufel in Frankreich ein ganz lustiger Patron, der höchstens dazu diente, als Redensart der Sprache auf der Straße ein gewisses Salz zu geben.

In Deutschland ist er gefährlicherer Natur. Ueberhaupt nimmt man hier die Sache ernster, denn: „Wer Gott nur halb angehört, gehört dem Teufel ganz an." Es ist nicht geheuer, mit ihm seinen Spaß zu treiben: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen." Noch böser ist es, sich mit ihm nur halbwegs einzulassen, denn: Wer den Teufel einmal geschifft hat, muß ihn immer fahren." Und das ist um so schlimmer, da der Teufel nicht überall seine Hörner zeigt, und es heißt: „Der Teufel pfeift fein, ehe er aufsitzt." Ja, er kann sich sogar ein sehr frommes Ansehen geben, denn: „Wo der liebe Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Capelle daneben."

Characteristisch und sinnreich ist aber der Spruch: „In die Hölle kommt man mit größerer Mühe als in den Himmel." Es ist das abermals der Weisheit auf der Straße ganz würdig. Die Liebe ist leicht, der Haß ist schwer; die Tugend ist natürlich, die Sünde Unnatur. Wer zum Opfer bereit ist, ist stets reich genug dazu; wer nur sein Ich kennt und ihm huldigt, ist stets ärmer als der ärmste Bettler; wer mittheilt, hat Ueberfluß, und theilte er sein trocknes Brod; wer geizet, hat stets Mangel, und säße er im Golde bis an den Hals. Der Weg zum Himmel, was auch die Pfaffen, die das Sprüchwort:

„Gottes Freund,
Der Pfaffen Feind"

sehr gut kennt, sagen mögen, ist breit, und der zur Hölle enge. Die Dornen, die der Spruch:

„Wer zum Himmel ist gebor'n,
Den sticht alle Tag ein Dorn"

auf diesen Weg legt, widersprechen dieser Ansicht nur scheinbar, denn wie sehr der Dorn auch verletzen mag, so ist die Wunde selbst eine

wohllüstige Wohlthat, wenn man sie im Kampfe für Recht und Wahrheit, für Liebe und Menschenwohl eingeerntet hat. „Es ist süß, für's Vaterland zu sterben," sagten schon die Alten, aber die neue Zeit kennt etwas Höheres, als das Vaterland, und das sind die Menschen und die Menschheit. Und wer aus Liebe zu ihr und zu ihnen sich zum Opfer bereit erklärt, wer alle Tage den stechenden Dorn fühlt, der stirbt alle Tage einen schönern Tod, als den für's Vaterland, den schönsten, den für die Menschen und die Menschheit.

Das ist nun freilich eine sehr alte abgenutzte Wahrheit, die schon vor mehr denn achtzehnhundert Jahren ausgesprochen, und durch welche die Welt wiedergeboren wurde. Aber grade diejenigen, die stolz auf diese Ansichten herabsehen, und sie für verschollen und abgelebt erklären, die sich par excellence die Neuen, die junge Welt nennen, die dem Fleische sein Recht wiedererkämpfen wollen, die den Genuß zum Gotte machen, haben am allerwenigsten zu diesem Vorwurfe ein Recht; denn diese neue junge Lehre war schon vor achtzehnhundert Jahren veraltet und abgenutzt, und hatte die Civilisation Griechenlands und Roms, die der ganzen vorchristlichen Welt, so entmarkt, daß noch heute, nach achtzehnhundert Jahren, Rom und Griechenland, trotz des frischen Pfropfreises, das das Christenthum auf diesen abgelebten Baum pflanzte, nur verkümmerte Früchte tragen. —

Diese junge neue Lehre, ein doppeltes Plagiat, das eines Voltaire und der vorchristlichen Genußreligion, war übrigens natürlich, sie war eine nothwendige Reaction gegen Mönchthum und Pfaffenthum, die da lehrten, nicht das Opfer einer freudigen Liebe, sondern das eines schwarzen Menschenhasses, die mit der Lehre der Armuth bettelnd ihren Säckel füllten, die auf den Gedanken der Demuth ihre stolze Herrschaft gründeten, die dienten, um zu gebieten, die sich die Knechte der Knechte nannten, um sicher zu sein, ringsum nur auf Knechte und Sclaven zu stoßen. Und das ist es, warum die Weisheit auf der Straße sagt:

„Gottes Freund,
Der Pfaffen Feind!"

Aber sie hütete sich, die, wenn auch noch so oft mißbrauchte, Wahrheit, die Lehre Gottes oder die göttliche Lehre der Liebe, des Opfers, der des Wohls der Menschen und der Menschheit umstoßen, und wieder die Lüge

des egoistischen Genusses hervorsuchen zu wollen. Ich sage des egoistischen Genusses, denn nur die Pfaffen konnten aus egoistischer Demuths- und Hingebungsheuchelei den Genuß überhaupt verketzern. Die Liebe aber ist der höchste Genuß, und je reiner, desto schöner, je mehr Opfer sie bringt, desto sicherer der Gegenliebe. Das fühlten selbst die Anhänger der Lehre des Fleisches, des Genusses, denn die Griechen selbst waren gezwungen, zu sagen: „Thuet Gutes Andern, auf daß die Andern Euch Gutes thun." Die Lehre der Liebe ist nur allgemeiner, sie verlangt das Opfer von Jedem und Allen, und dieses Opfer Aller für Alle wird eben zum Gewinne Aller, wie jenes berechnete Opfer eines Griechen für seinen Freund ein Anleihen war, das er hoffte, einst von seinem Freunde mit Prozenten einziehen zu können. Sie trieben Schacher und Zinswucher mit der Liebe, mit dem Opfer; die neue Zeit, die vor achtzehnhundert Jahren mit dem blutigen Opfer des edelsten Menschenfreundes begann, warf das ganze Liebescapital der Welt zusammen, auf daß Jeder in jeder Noth eines freien Anleihens sicher sein könne. Das ist der Unterschied, das ist das neue Testament. Und wahrlich diese Lehre schließt den Genuß nicht aus, sie veredelt ihn, sie verallgemeinert ihn, sie macht aus einem Vorrechte ein Recht; und wenn bis jetzt dies Recht nicht allwärts anerkannt wurde, wenn man die Worte dieser Lehre heuchelnd nachbetete, um den Geist zu tödten; so muß es eben die Aufgabe der neuen Zeit, der verjüngten Welt sein, diese Heuchelei zu entlarven, nicht aber um des Heuchlers willen, der den Geist der Liebe lästert, auch die Liebe zu verdammen.

Die fromme Weisheit auf der Straße aber wußte stets und immer, trotz alles Pfaffen- und Mönchthums, daß die Liebe, das Opfer den Genuß nicht ausschließe, und deswegen sagte sie keck und freudig:

„Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit;"

und deswegen sang sie froh und muthig:

„Lustig gelebt und selig gestorben,
Ist dem Teufel die Rechnung verdorben."

Amen! —

Inhalt.

Seite.

Vorrede V

Sprache.

I. Wort und Satzbildung 3

II. Allgemeines über den Charakter der beiden Völker in den beiden Sprachen 11

III. Die Natur 20

IV. Familie und Erziehung 23

V. Die Frauen 26

VI. Gefühl und Gemüth 29

VII. Genuß 33

VIII. Krieg 35

Sprüchwort.

I. Einleitung 41

II. Allgemeine Wahrheiten 44

III. Allgemeine Klugheitsregeln 56

IV. Leichter Sinn. Arbeit. Geduld. Ausdauer. Rüstigkeit . 63

V. Die Frauen 76

VI. Liebe 85

Seite.
VII. Ehe und Familienleben 91
VIII. Freundschaft 105
IX. Egoismus. Genuß 111
X. Geld. Reichthum. Armuth. Geiz 118
XI. Ehrlichkeit. Rechtsgefühl 130
XII. Ehre. Rache 139
XIII. Ruhm. Krieg 146
XIV. Politik 152
XV. Religion. Gott und Teufel 168

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druckfehler.

S. 11 Z. 9 v. o. anstatt gestanden l. standen.
„ 30 „ 8 v. u. fällt das und weg.
„ 47 „ 5 „ „ anstatt gezeugten l. erzeugten.
„ 53 „ 14 v. o. „ dann auch l. demnach.
„ 70 „ 16 „ „ „ n'echèt l. *ne chèt.*
„ 81 „ 10 „ „ „ peut l. *peu.*
„ 84 „ 8 v. u. „ bordeaux l. *bordels.*
„ 108 „ 5 v. o. „ vrait l. *vrai.*
„ 108 „ 13 „ „ „ connaître l. *naître.*
„ 117 „ 21 „ „ „ nimmer l. immer.
„ 134 „ 16 u. 22 v. o. anstatt Strafe l. Buße.
„ 137 „ 7 u. 10 v. u. „ ungerechten l. unbilligen.
„ 138 „ 13 v. o. anstatt fanden l. finden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Venedey, Jacob

Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwö
rter

Heidelberg 1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.H.l.o.20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11748772-0